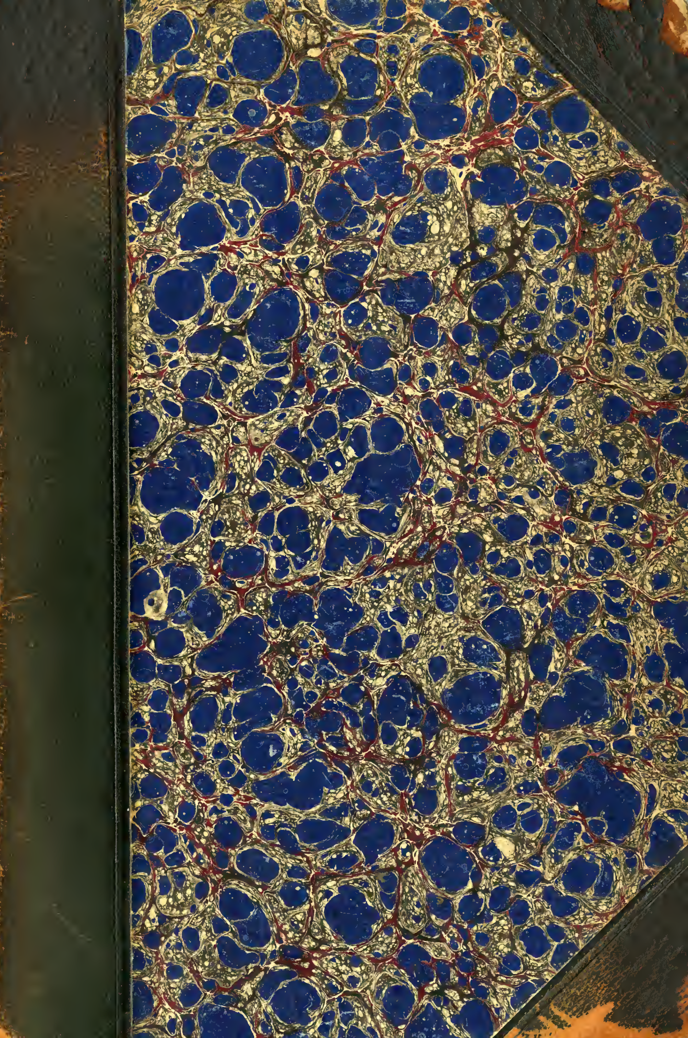








Hippels Lebensläufe.



Hippels Lebensläufe.

Für die Gegenwart

bearbeitet

von

Alexander von Oettingen.

Dritte, verbesserte Auflage.

Mit 13 Abbildungen nach den Chodowiecki'schen Kupfern.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1893.

Vorwort

zur dritten Auflage.

Der alte Hippel bricht sich Bahn — in deutschen Häusern und deutschen Herzen! Freilich hat es über ein Jahrzehnt gedauert, bis die zweite sehr starke Auflage der von mir bearbeiteten „Lebensläufe" vergriffen war. Aber — gut Ding will Weile haben. Und dieses merkwürdige geistsprühende Buch ist nicht für Jedermann. Es will durchlebt sein, um geliebt zu werden. Es weckt nur dort Theilnahme, wo verwandte Herzen schlagen. Dann aber auch auf die Dauer! Es ist keine Alltagsspeise und entspricht nicht dem durch realistische oder idealistische Sensationslitteratur verdorbenen Geschmack unserer Tage.

Wenn es sich dennoch Bahn bricht, so erklärt sich das meines Erachtens dadurch, daß dieses Buch für Jeden, der es mit voller Hingabe liest, ein „Jelänger-jelieber" wird. Man verwächst mit demselben. Es gehört zu den seltenen Werken, bei denen man am Schluß der Lektüre bedauert, daß es zu Ende ist, und Lust bekommt, es wieder von vorn zu beginnen. Es will nicht aus Leihbibliotheken als Lesefutter entnommen sein. Es bewährt sich als ein Hausschatz, ja als ein gutes deutsches Familienbuch.

Allerdings spielt die in ihm erzählte Geschichte meist auf baltischem Boden. Aber es ist, wie Hippel selbst sagt, „echt deutsche Fabrik". Er kleidet sein Kind, wie der erzählende Held dieser Geschichte seinen Sohn, in „hausgewirkte Stoffe" und sagt zur

Erklärung: „warum in fremdes englisches oder holländisches Zeug, wenn man in Livland wohnt?" Das ganze Buch ist ein sprechendes Zeugniß dafür, in wie charakteristischer Form der Baum deutschen Kulturlebens, in baltischem Boden wurzelnd, sich damals entfaltete und so Gott will fort und fort wurzelfest entfalten wird. Es ist herzerquickend, was der kurische „Wurzelmann" in diesem Buche im Hinblick auf sein deutsches Familienleben sagt: „Gott ehre mir so ein schlecht und rechtes Haus, wo die priesterliche Schwalbe gern nistet .... Wird euch Jungen auch so deutsch ums Herz! Unsere deutschen Vorfahren — ja das waren Kerls! Wollte Gott, daß ihre Kinder solche Denkungsart nie unter das alte Eisen legen möchten."

Ueberall, wo deutsche Herzen schlagen und so weit „die deutsche Zunge klingt", wächst heut' zu Tage die lebhafte Theilnahme für die in aller Welt zerstreuten Brüder. Und wo anders als in deutscher Sitte und Eigenart, besonders aber in dem echt deutschen und evangelisch-christlichen Geist des Hauses bewahren wir uns das verborgene Salz, das uns vor Fäulniß und Verwesung schützt.

Dieser Geist ist es, der auch in diesem wundersamen Buche waltet und Geistesverwandte unwiderstehlich anzieht. Ich möchte es daher diesmal ohne längere litterarhistorische Einleitung seinen Weg machen lassen. Kommt und lest! Ich stehe euch dafür, ihr werdet warm werden. —

* * *

Nur wenige erläuternde, zum Verständniß des Ganzen nothwendige Andeutungen aus der Einleitung zur ersten „Jubelausgabe" vom Jahre 1878 mögen hier noch Platz finden.

Von vorn herein muß bemerkt werden, daß es sich in dem alten, 1778 anonym erschienenen Buche „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" nicht um eine geschichtlich genaue Biographie Hippels und seiner Vorfahren handelt, sondern nur um eine poetische Einkleidung wahrer Erlebnisse und eigener Erfahrungen, die der damals noch ungekannte und ungenannte Verfasser zu einem romanhaften Gesammtbilde verarbeitete. Er läßt Alles aus heimathlich deutschem Boden erwachsen und braucht die baltischen, ihm nachbarlich naheliegenden

Verhältnisse nur als Kolorit oder Einrahmung für seine eigensten Erfahrungen und Erlebnisse.

Es war das in demselben Jahr, als Herder mit seinen „Volksliedern“ auch Stücke der aus dem baltischen Boden gesprossenen estnischen Poesie veröffentlicht hatte. Schon wegen der ihm persönlich bekannten ostseeprovinziellen Verhältnisse mußte Herder ein Interesse für dieses Buch haben, Herder, der selbst in Riga seine „Kritischen Wälder“ herausgab. Daher war seine Freude über dieses echt deutsche Gewächs, das selbst voll erquickenden Waldduftes war, eine tiefe und wahre. Und auch Hamann, der dritte große Deutsche jener Zeit, der mit den baltischen Verhältnissen Fühlung gewann, sprach sich in ähnlichem Sinne aus.

Wenn ein Buch trotz seiner Anonymität soviel rumorte und die verschiedensten Bildungskreise in Bewegung setzte, so muß ihm auch eine sonderliche Bedeutung zugestanden werden. Die Geburtswehen jener großen Zeit, die wir als Sturm- und Drangperiode zu bezeichnen gewohnt sind, lassen sich auch an diesem Produkt allüberall spüren. Freilich sehr anders und nicht so gewaltig wie bei den sogenannten „Kraftgenies“ jener Zeit. Diese als wahre Heroen des Geistes überwanden oder überbrückten mehr oder weniger die klaffenden Gegensätze und suchten durch schöpferisch poetische Macht in klassischer Schönheit die wogende Unruhe entgegengesetzter Geistesströmungen in das ihnen bestimmte Bette zu fassen. Der Faust, dessen Geburtsstunde auch in jene großen siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt, ist ein gewaltiges Zeugniß dafür.

Aber auch Goethe, wie die meisten Stürmer und Dränger, litt zugleich unter dem unaufgelösten Zwiespalt jener Zeit. Wir finden auch bei ihm jenes unruhig wogende, jenes Prometheisch-Titanenhafte, welches im Faust vergeblich nach abgeschlossener ästhetischer Gestalt ringt und im Werther als selbstquälerisch brütender Weltschmerz zu Tage tritt. Der Widerspruch in und mit sich selbst ist die Signatur der ganzen Zeit. Das alte Thema von dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben, von dem Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit spielt in allen möglichen Varia-

tionen. Ein Kraftmensch wie Lessing verzehrt sich zugleich in vernichtender Kritik. Hamann, der Freund Hippels, erscheint als der in sich fragmentarisch zerrissene Magus des Nordens, den der Deutsche Merkur (1774) als Vater der Stürmer und Dränger proclamirte. Ein Philosoph wie Jacobi, welcher unserm Hippel einen wahren Liebesbrief wegen seiner „Lebensläufe" schrieb, zerquälte sich in dem Bewußtsein, mit dem ganzen Gemüth ein Christ, mit dem ganzen Kopf ein Heide zu sein. Die zwei Wasser, die unaufhörlich ihn bald hoben, bald versenkten, aber nie gleichmäßig ihn zu tragen vermochten, haben noch hundert andere geniale Menschen damals an den Rand der Verzweiflung gebracht. Die gewaltige Philosophie des „Zermalmenden" — wie Moses Mendelssohn den trockenen und doch alle Welt aufregenden Königsberger Philosophen nannte — die „Kritik" des großen Kant schien alle Begeisterung zu vernichten und erbaute sich doch einen Idealismus, der einen Schiller fortreißen konnte. Rein kritische, Alles auflösende Vernunft und praktisch-religiöse, Alles wieder aufbauende Vernunft, zersetzender Verstand und religiöse Begeisterung, von der Einen Seite der rein praktische Realismus mit steter Betonung der „Nutzbarkeit", und doch von der anderen Seite ein selten schwunghafter Idealismus, der den Himmel zu stürmen unternahm, — das war die Doppelphysiognomie jener merkwürdigen Zeit.

Aus dem Aufbrausen jenes Gegensatzes der negativen Philosophie und des positiven Enthusiasmus — was konnte da bei geistvollen, aber ihrer selbst nicht in vollem Sinne mächtigen Personen anders geboren werden als der Humor? Weltschmerz und Weltscherz mischten sich in oft unheimlicher, dämonischer Weise; und der über diesen Gegensätzen sich bewegende, tändelnde, den Schmerz selbst wegscherzende Humor ist daher vielfach als eine „Vertuschung" der in ihm vorhandenen tragischen Widersprüche bezeichnet worden. Aber ohne Humor — wer will das Elend und die Schmerzen solcher Zeiten überdauern? Wie feuchter Nebel (humor) steigt es aus der unklaren Zeitatmosphäre auf. Und manch fruchtbringendes Element lagert sich als Niederschlag

aus jenen Humornebeln auf dem Boden der Zeit ab; oder diese selbst verklären sich regenbogenfarbig, wo sie von der Sonne einer höheren, idealen Weltansicht durchleuchtet werden. Auch mischt sich immer in den Scherz des Humoristen ein Zug tiefer Wehmuth. Der wahre Humor fließt — wie bei Hamlet so auch bei vielen unserer deutschen Humoristen — aus den Wunden des Herzens. Er nähert sich oft jener Empfindsamkeit, bei welcher das Weinen und das Lachen sich den Rang streitig machen. „Schriftsteller" — so sagte unser Hippel und so könnten wir z. B. von Fritz Reuters „Stromtid" sagen — „Schriftsteller, welche Thränen mit dem Lachen kämpfen lassen, so daß keines die Oberherrschaft behält, treffen das Leben eines Weisen."

In Hippels „Lebensläufen" ist nun mit dem geistvollsten Humor eine tief christliche, kerngesunde Frömmigkeit verbunden — wunderbar genug mitten in jener rationalistischen Zeit! Wie selten fand sich damals, wie selten findet man heut zu Tage ein Buch in belletristischer Form, welches das Christenthum nicht etwa breit, lehrhaft anpreist oder mit missionirender Tendenz und mystischer Ueberschwänglichkeit dem Leser ans Herz legt, sondern kernhaft und schlicht, menschlich wahr und lebensvoll zum Ausdruck bringt? Meist drängt sich bei den sogenannten christlich frommen Büchern auf ästhetischem Gebiete dem unbefangenen Leser das Gefühl auf, daß etwas Gemachtes daran haftet. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Bei Hippel ist es die aus dem Leben gegriffene Wahrheit der christlich durchdrungenen Charaktere, welche fesselt, ja unwillkürlich ergreift und fortreißt. In dem kurischen Pastor, in der Pastorin, in dem Herrn v. G. schildert der Verfasser nicht bloß Typen, sondern wirkliche, wenn auch dichterisch idealisirte Personen aus seinem Leben mit durchaus eigenartiger Physiognomie. Man meint in der That, mit seinen Personen in derartige Bekanntschaft zu treten, daß sie ein Stück des eigenen Lebens werden. „Der hat es weit gebracht, der Menschen lesen kann," sagt Hippel selbst. Er war ein eigenartiger Menschenleser. Und seine Christenmenschen sind wirklich kernfromm.

Müssen wir es nicht staunend bewundern, daß in einer Zeit, wo der kritische Zahn des Rationalismus selbst die Pfahlwurzel des Christenthums angenagt hatte, und jene Sonne der Aufklärung alle Wolken des Mysteriums zerstreut zu haben schien, ein solches Geistesproduct voll tiefer Glaubensinnigkeit zu Tage gefördert werden konnte?

Wie schön zeigt sich auch das poetisch-christliche Element in den alten herrlichen Kernliedern, die Hippel so markig und unverfälscht der prächtigen Pastorin, jener fröhlich-frommen, humoristisch-ernsten „Originalchristin" in den Mund legt!

Durch den Versuch, die christliche Religion unter dem Gesichtspunkt des „ernsten Gedankens vom Reiche Gottes" in eine Art socialer Ethik umzuwandeln, ist er sogar ein Vorläufer der neuesten Zeitbestrebungen geworden. — —

Merkwürdig und gewiß nicht zufällig ist es, daß Hippel den Schauplatz seiner Geschichte und auch der meisten politischen Gespräche auf baltischen Boden verpflanzt. In dem baltischen Gesellschaftsleben machte sich gerade damals neben scharf ausgeprägter Physiognomie der Personen und Charaktere ein Deutschthum geltend, das mit der Barbarei des dortigen Volksthums in merkwürdigem Wettstreit stand. „Wenn man diese Idylle am Ostseeufer liest," so äußerte sich W. Menzel, „glaubt man zuweilen, man höre den Wind an einem dunklen Novembertage über die Stoppelfelder Kurlands dahinziehen . . . Der Hintergrund all' des Hippelschen Witzes bleibt immer die Melancholie jenes nordischen Strandes und seines armen, damals so gedrückten Volkes."

Uns baltischen Lesern muß es von besonderem Interesse sein, an Hippel zu beobachten, wie damals unsere Provinzen in lebendiger Fühlung standen mit dem Herz- und Pulsschlage deutschen geistigen Lebens und Ringens. Ist es doch die Zeit, da Männer wie Schoultz-Ascheraden und Merkel ihre Befreiungstendenzen praktisch und litterarisch zum Ausdruck brachten. Fühlen wir uns doch gehoben durch den Gedanken, daß Kants erste Werke bei Hartknoch in Riga gedruckt wurden. Erscheint es uns doch

providentiell bedeutsam, daß drei so bedeutende Männer der Sturm- und Drangperiode wie Hamann, Herder und Hippel mit der Geschichte unserer Lande verwachsen sind. Trug sich doch Herder gerade in jenen Tagen (1770) mit dem „hochfliegenden Gedanken, dereinst als erfahrener und wagender Staatsmann der rettende Genius Livlands zu werden und das, was der große Montesquieu über den Geist der Gesetze so tief gedacht, auf den Geist der Nationalerziehung dieser kleinen friedlichen Provinz anzuwenden" (Hettner). — —

Warum ist denn das bedeutsame Buch, das auch von der baltischen Geistesbewegung so lebendiges Zeugniß giebt, bei uns so wenig gekannt? Warum liest es im Grunde kein Mensch mehr? Auch in Deutschland wissen kaum einige Auserwählte davon. Der Schlüssel für dieses Räthsel: — daß etwas so Gediegenes und Hochinteressantes wirklich für das große Publikum verloren zu gehen droht — liegt in der Form, oder sage ich lieber in der rücksichtslosen Unform des Buches, in der fast monströsen Nonchalance des Verfassers gegenüber seinen Lesern.

Der alte Raumer, mein seliger Schwiegervater, der Verfasser der Geschichte der Pädagogik, welcher selbst aus der Schule Pestalozzi's sich zu christlich-vertiefter Lebensanschauung und ästhetischem Geschmack hindurchgerungen — jener mir unvergeßliche theure Mann, der mich vor nunmehr 40 Jahren zuerst für Hippelstudien begeisterte — pflegte von den „Lebensläufen" zu sagen, sie kämen ihm vor wie ein herrlicher Urwald, in welchem Jedem, der sich hineinwagt, um seinen köstlichen Duft einzuathmen, thaugetränkte Blüthen- und dürre Dornzweige abwechselnd in's Gesicht schlügen. Es hat eine Wahrheit, was Hippel selbst in Betreff seines Buches sagt: es sei kein Kunst-, sondern ein Naturstück; wie Wildniß, Berg und Thal — so „vortrefflich unordentlich" sei seine Rede. Man müsse nur den Muth haben, im dicken Walde die heiligen Schauer zu empfinden; — sonst werde man

„ganze Bogen dieses Buches“ unausstehlich finden. „Wer aber jenes Gefühl kennt, mit dem gehe ich zusammen.“ — Alles gut, lieber Hippel! Aber du kannst nicht Jedem zumuthen, sich durch solchen Urwald selbst Bahn zu brechen, um die schönen lichten Partien zu finden und zu bewundern. Du kannst es selbst nicht bergen, daß mancher „Redliche“ fürchten muß, er werde sich, „falls er dem Lebensläufer spornstreichs nachliefe, an vielen Orten die Beine brechen.“ Mit Einem Wort: das Buch bedarf einer gründlichen, eingehenden Bearbeitung, um genießbar zu werden. Es gilt, wenn nicht anders mit der Axt, einen Weg durch den Urwald zu bahnen, um der großen Menge derjenigen Leser, die nicht Zeit und Lust haben, selbst die Sichtung vorzunehmen, den Genuß und Zugang zu den köstlichen Perspektiven zu ermöglichen.

Noch ein anderes Bild möchte ich brauchen. Hippel hat uns in seinem Buche Plan und Entwurf eines herrlichen, zum Theil von ihm selbst schon aufgeführten Gebäudes hinterlassen. Nur die Vorderfaçade — das sogenannte Haupt- und Mittelstück — hat er wirklich ausgeführt. Die das Ganze abschließenden Flügel sind kaum im Rohbau begonnen. Und auch dort, wo er selbst — wie in den beiden ersten Bänden — in erstaunlicher Weise den Bau ausgeführt, hat er es nicht für nöthig befunden, all' das lästige und lastende Baugerüst zu entfernen. So fehlt dem Nichtkenner der Ueberblick. Man kann das Ganze nicht als solches in seiner Abrundung und inneren harmonischen Einheit überblicken.

Ich habe es nun versucht, das Gerüste, das hölzerne Hülfsbeiwerk wegzureißen, die dadurch entstehenden Lücken oder Löcher mit dem vom Verfasser selbst reichlich dargebotenen Material vorsichtig zu stopfen und zu glätten. Die beiden anschließenden Flügel — entsprechend dem dritten und vierten Bande der alten Ausgabe — mußten nothwendig ganz neu aufgeführt werden, aber so viel als möglich mit Hippel'schem Material, welches er in großen, wüsten, aufeinander geschichteten Haufen dem Bearbeiter selbst hinterlassen. Manches an sich werthvolle nnd solide Stück mußte, als schlechterdings nicht hingehörig, ganz bei Seite geschafft, der ganze Platz und Plan ringsum gesäubert werden.

So hoffe ich das Ganze im Geiste Hippels ausgeführt zu haben, ohne mein litterarhistorisches Gewissen zu belasten. Es erschien mir meine Aufgabe wie die eines vorsichtigen Restaurators, der ein verstaubtes, gebrochenes, im altväterischen Schutt eines Bodenraumes verlegenes Bild im Sinne des Meisters herzustellen unternimmt. Dazu kommt, daß ich weder den Liebhabern, noch den litterarhistorischen Fachmännern die Möglichkeit der Controle habe nehmen oder die etwaige Freude am unverfälschten Original habe verkümmern wollen und können. Es steht Jedem frei — und ich würde mich freuen, wenn er durch diese meine Bearbeitung dazu angeregt würde — den alten Hippel sich anzusehen und dann selbst zu entscheiden, ob ich durch meine Restauration ihn geschädigt oder ob ich — wie ich hoffe — für dieses bedeutende Werk erst die Genießbarkeit ermöglicht habe. Ruft doch Hippel selbst den geneigten Lesern zu, daß sie „immerhin streichen mögen, wenn sie nur nicht das Herz herausstreichen!"

Daß solches in der vorliegenden Ausgabe nicht geschehen, dafür bürgt nicht bloß meine Liebe und Verehrung für Hippel. Das kann und wird auch jeder Kenner sofort selbst wahrnehmen und beurtheilen können. Ich habe durchaus nicht eine „Blumenlese" aus Hippels „Lebensläufen" geben wollen, wie man solche Potpourris, die nicht Fisch nicht Fleisch sind, bei Hamann und Herder, Claudius und Jean Paul versucht hat. Ich wollte nur durch meinen Neuguß oder Ausbau das Ganze als solches zu einheitlicher Anschauung bringen.

Zwei Punkte habe ich noch zu erwähnen. Sie betreffen die Namengebung und die Kapiteleintheilung in diesem Werk. Beides stammt von mir und nicht vom Verfasser, der sich selbst als einen „Kapitellosen" charakterisirt. Und doch zeigt der Inhalt der Geschichte wie von selbst eine Gliederung des Ganzen und gewisse Ruhepunkte, die doch auch in's Auge springen müssen.

Was die Namen der Orte und Personen anbetrifft, so ist das schon eine schwierigere, aber wie mir scheint nicht unwichtige Frage. Hippel selbst giebt die Erklärung dafür, warum er sie weggelassen. Seine „Lebensläufe" enthalten poetische Einkleidung

wirklicher Erlebnisse und Geschichten. Aus Rücksicht hat er die Namen verschwiegen. Dadurch liest sich aber das Ganze schlecht. Dem Leser verwischen sich die Punkte, an denen die Erinnerung zu haften vermag. Ich habe mit möglichster Berücksichtiguug der Localverhältnisse und der Quellen, aber ohne historische Genauigkeit, für welche das Actenmaterial unzureichend ist, die fehlenden Orts- und Personennamen zu ergänzen gesucht. —

Wie hat denn Hippel — so möchte vielleicht mancher Leser fragen —, die baltischen Provinzen, die den Hauptschauplatz seiner Erzählung bilden, so genau kennen gelernt?

Mit einem Freunde — dem russischen Lieutenant Keyser, den er in Königsberg kennen lernte — machte Hippel um 1760 eine Reise durch die Ostseeprovinzen nach Petersburg. Kurland war damals noch ein selbstständiges Herzogthum, wenn auch in Abhängigkeit von Polen. Livland gehörte bereits ein halbes Jahrhundert zum großen Ostreich. Daraus erklärt sich der von Hippel so stark betonte Gegensatz von Mitau und Riga — dort freies, schier zu ungebundenes Wesen, hier stark entwickeltes „Epykuräerthum."

In Mitau, wo er sich einige Tage aufhielt, besah er das schöne historische Schloß und lernte einen echt kurischen Junker kennen, von welchem er berichtet: „Derselbe erzählte uns so viel von Hauen und Stechen, daß ich — nach meinen Erfahrungen in Königsberg — fast fürchten mußte, dieser kurische Verfechter werde uns ein Rappier aufdrängen, um an uns ein Experiment zu machen." Außerdem hatte Hippel Gelegenheit gefunden, mit dem kurischen Landrath v. Behr bekannt zu werden, den er als einen „sehr vernünftigen und klugen Mann" schildert. Ich glaube, daß dieser das Urbild für die bedeutende und liebenswürdige Persönlichkeit des Herrn v. G. in den „Lebensläufen" abgab. —

Uns Alle, die wir in den baltischen Provinzen echt deutschen Sinn uns bewahrt haben, muß es wohlthuend berühren, daß sich in diesem Buche ein so bedeutsames Stück Welt- und Menschheitsleben auf unserm heimathlichen Boden abspinnt. Das ist um so

bedeutsamer, als für die genaue Kenntniß der baltischen Sitten jener Zeit die Quellen nicht gerade reichlich fließen. Und man braucht, wie Julius Eckardt mit Recht bemerkte (in seinen kritischen Studien 1865), nur das „Kostüm der herzoglichen Zeiten auszuziehen", und man hat in Hippels Lebensläufen den Kurländer, wie er noch jetzt leibt und lebt. In den Kurländern hat sich aber der baltische Typus am originellsten ausgeprägt. Unsre Eigenthümlichkeiten haben sich in ihnen am frischsten entwickelt, so daß man, um den baltischen Menschen verstehen zu lernen, den Kurländer studirt haben muß. Und in dieser Hinsicht ist Hippels vorliegendes Werk eine wahre Fundgrube für baltische Sittengeschichte.

Hippel beschränkt aber seine Darstellung keineswegs auf die baltischen Verhältnisse. Das ganze zweite Buch („Auf der Wanderschaft") und ein großer Theil des dritten („Zur Heimath") spiegelt die damaligen großen Weltereignisse ab, wie sie sich in Preußen und Rußland durch die Riesengestalt eines Friedrich II. und einer Katharina II. verwirklichten. Auch hier ist die Hippel'sche Darstellung durchaus charaktervoll ausgeprägt. —

Zur Eigenart seiner Zeit, wo Zopf und Schwert noch miteinander stritten, gehören auch die altväterisch steifen, aber schönen Kupfer von Chodowiecki. Obwohl sie heut zu Tage wohl nur Kennern und schlichten Seelen gefallen mögen, gereichen sie doch dieser dritten Ausgabe zum Schmuck und werden allen Hippelfreunden willkommen sein.

Der Verlagshandlung spreche ich schließlich noch meinen besonderen Dank aus für die schöne Ausstattung dieser neuen Ausgabe, die bei einem Buch wie Hippels „Lebensläufe" immer ein edles Wagniß bleibt.

Villa Liebenstein
am baltischen Meere,
im August 1892.

Alexander von Oettingen.



Inhalt.

Erstes Buch.

Im Elternhause.

Zweites Buch.

Auf der Wanderschaft.

Drittes Buch.

Zur Heimath.

Berichtigungen.

Seite	51	Z. 14	von oben	lies	Adolf Grot statt Gerk.
„	148	Z. 16	von unten	„	wahr statt war.
„	149	Z. 13	„ „	„	ans statt an.
„	150	Z. 6	„ „	„	sagte: statt sagte!
„	162	Z. 8	„ „	„	das statt daß.
„	201	Z. 6	von oben	„	zehn statt zwei.
„	209	Z. 7	„ „	„	vorschreiben statt vorschrieben.
„	250	Z. 2	von unten	„	Sie sie statt Sie.
„	253	Z. 4	„ „	„	kraft statt Kraft.
„	277	Z. 14	von oben	„	keinen Zusammenhang statt einen Zus.
„	285	Z. 8	von unten	„	mir statt wir.
„	286	Z. 16	„ „	„	fing ich an statt fing er an.
„	291	Z. 9	„ „	„	wider statt wieder.
„	301	Z. 6	von oben	„	geschweige denn heilen könne.
„	301	Z. 15	von unten	„	gemußt statt gewußt.
„	302	Z. 5	von oben	„	hatten statt hatte.
„	311	Z. 9	von unten	„	blieben statt geblieben.
„	315	Z. 5	„ „	„	Aug'n statt Augen.
„	321	Z. 8	„ „	„	es einzurichten.
„	340	Z. 12	„ „	„	fünf Brüder statt sieben Brüder.
„	358	Z. 10	von oben	„	das Jedem statt was Jedem.

Erstes Buch.

Im Elternhause.



Erstes Kapitel.

Herkunft.

Ich bin in Kurland auf dem Pastorate Ilsen geboren, wo mein Vater seit dem Jahre 1739 Prediger war. Ich kann nicht sagen, daß mein Vater eine vorzügliche Neigung gegen mein Vaterland hatte. Mit kurischen Freunden mußte er sich deshalb oft herumstreiten, wenn sie den Namen ihrer Heimath aus uralter Zeit von „Kur“ oder „Kursemme“ herleiteten, welches so viel andeuten sollte als ein Land, das an der See liegt. Es drechselten und arbeiteten die kurischen Freunde so lange an den Buchstaben und Sylben herum, bis endlich, so wie in der heiligen Schrift, herauskam, was zu suchen war.

„Es ist viel von Gottes Wort zu sagen“ — pflegte dann mein Vater zu bemerken und blieb in seinem Widerspruch unbiegsam wie der kurische Käse und auch so dicht und fest wie er. Wenn die kurischen Freunde beim Kämpfen für ihre Heimath zum Unwillen übergingen, wurde mein Vater ein Philosoph. Zum Kurländer konnten ihn weder gute noch böse Gerüchte machen.

„Wo ist denn unser Vaterland?“ — so sagte er oft. — „Seitdem die neue Welt entdeckt worden, ist auch sie ein Theil von unserem Geburtsorte. Bin ich im Gefängnisse, beim Gastmahl, am Hofe, in der Stadt, auf dem Lande, in Mitau, auf dem Ilsenschen Pastorate, — ich bin beständig zu Hause. Oft ist man in seinem Vaterlande ein Sklave und im Exil in Freiheit.“

Auf die Frage also: „was für ein Landsmann?“ antwortete mein Vater wie Diogenes: „Kosmopolit! — Die Sonne ist die Fahne, der ich geschworen. Die Erde ist unser aller Mutter. Saure Grütze und Bierkäse — ein paar kurische Original-Essen — sind wie Pfirsiche und Melonen eine Gabe Gottes. Wer's mit Danksagung empfängt, ist ein Weiser!“

Mein Vater freute sich zwar dessen, daß es auch in Kurland „Knochen gebe, die Mark haben“. Aber er meinte doch, der Prophet gelte nicht, wo er geboren sei. „Gott ist überall — Er, der nicht Lust hat an — Cavallerie oder Stärke des Rosses, noch Wohlgefallen an Infanterie oder Jemandes Beinen, sieht nur auf die, die seinen Namen fürchten und auf seine Güte hoffen.“

Und wenn die Kurländer sich auf ihre Freiheit und schier republikanische Lebensweise beriefen, erwiderte mein Vater: „Heute ist ein Land frei und morgen — liegt's einem Tyrannen zu Füßen, der seine Hand in's warme Blut des Erstgeborenen, eines Vertheidigers seines freien Vaterlandes, eintaucht, um das schreckliche Jahr, da die Freiheit unterging, am Rathstisch anzuzeichnen!“ —

Es pflegte der gute ehrwürdige Mann von Kurland zuweilen als von einer Herberge zu reden, wo man sich oft länger als man wünscht, weil der Reisewagen gebrochen ist, aufzuhalten gezwungen sieht. „Bei mir zu Hause essen wir um diese Zeit Spargel,“ pflegte er zu sagen; „bei mir zu Hause raucht man um diese Jahreszeit eine Pfeife Tabak in der freien Luft; bei mir zu Hause hat man Trauben und den Wein bei der Quelle.“ —

So ungern er also auch im Herzen in Kurland zu sein schien und so oft er im Stillen durch's Fenster gesehen haben mag, ob der Reisewagen noch nicht in Ordnung wäre, so hielt er dennoch mit seiner Abneigung zurück. Wer ihn aber nach seiner Heimath fragte (sein Weib und Kind nicht ausgenommen), setzte ihn und sich selbst einer großen Verlegenheit aus.

„Bei mir zu Hause,“ fing er wie gewöhnlich an; — und ich war noch im zartesten Alter, als ich ihn fragte: „Lieber Vater,

wo ist denn dein Haus? Wir wollen hin, du, die Mutter und ich! Ist es wohl so schön als dieses hier?" — Ich zeigte ihm meines von Kartenblättern. Meine Mutter, welche eben seinen Kragen zurecht legte, ließ dieses heilige Halsband fallen, sprang schnell auf und ging davon, als ob sie auf allen Antheil in Betreff meiner Frage und der künftigen Antwort Verzicht thäte. Sie war indessen, wie ich es deutlich merkte, nach der Weiber Weise bloß dem Auge meines Vaters entgangen. „Vielleicht sagt er es dem unschuldigen Kinde," — dachte meine Mutter ohne Zweifel, da sie sich in der besten Ordnung zurückzog — „wovon er mir allemal ein Geheimniß gemacht hat."

„Lieber Sohn," fing mein Vater an, als ob er von einem Vorbeigehenden wegen seiner Reise eine Auskunft erhalten oder in eine Reisekarte gesehen hätte; — und meine Mutter machte die Kammerthüre, hinter welche sie sich weislich gestellt hatte, drei Zoll weiter auf. — „Lieber Sohn, im Himmel ist unser wahres Vaterland; hier unten sind wir Fremdlinge und suchen das, was droben ist. Wir sind in Hinsicht unseres Körpers Gottes Pilger, in Hinsicht unserer Seele Gottes Bürger. Als die Pilgrime, heißt es darum, führet einen guten Wandel!" —

Hiebei sah mein Vater so gerührt aus, daß, wenn ich nicht seinen Worten geglaubt hätte, ich jedennoch jedem ehrwürdigen Zuge seines Gesichts hätte beipflichten müssen, auch wenn ich noch einmal so alt gewesen wäre, als ich's damals war.

Wie böse meine Mutter über den „Himmel" geworden, weiß ich nicht; allein ich hörte, daß sie die Thür zuzog, als ob sie nicht die mindeste Lust zum „Himmel" hätte. Ohne Zweifel hatte sie dieses unvermerkt thun wollen, um ihre Neugierde zu verbergen; indessen machte das plauderhafte Schloß ein unzeitiges Geräusch und wurde dafür den folgenden Tag, da mein Vater eine Beichtandacht besorgte, geölt und ausgebessert.

Soviel ist gewiß, daß der liebe Mann durch jene Antwort, die zwar mich, nicht aber meine Mutter befriedigen konnte, mich auf den Gedanken brachte, daß man im Himmel früher als in

Kurland Spargel äße, gleich früher in der freien Luft eine Pfeife rauche, Trauben hätte und den Wein aus der Quelle schöpfen könnte.

Tausend andere Dinge, die er nachher meiner Mutter erzählte, wie es „bei ihm zu Hause" wäre, kamen alle bei mir auf die Rechnung des Himmels; und ich war zuletzt dort ebenso bekannt als auf unserm lieben Dörflein, wo ich über jedes Huhn hätte urteln können, wenn über dessen Eigenthum ein Streit gewesen wäre. Manches kam mir freilich sehr bedenklich vor, worunter zum Exempel war, daß man „bei ihm zu Hause" ohne Nacht- oder Unterhemde ginge und zu seiner Zeit lange Manschetten (die meine Mutter Handblätter nannte) getragen hätte. Eines Tages, da ein Literatus (welches in Kurland gemeinhin ein gekaufter Titel ist und eben keinen Gelehrten, sondern ein unselig Mittelding von Edelmann und Bauer bedeutet, weshalb meine Mutter die Literaten den „Rinnstein zwischen Adel und Bauernstand" zu nennen pflegte) — als solch ein „Literatus", ein Candidat der Theologie mit ungewöhnlich langen Manschetten bei uns des Mittags aß, mußte ich glauben, daß er ein Himmelsbürger und Landsmann meines Vaters wäre und wegen des ganz ungewöhnlichen Maßes seiner Handblätter schon etwas mehr als ein anderer im Himmel gelten müßte. Kaum hatte er nach meiner Meinung das Jammerthal unseres Pastorats mit den seligen Wohnungen der Gerechten vertauscht, — kaum, sag' ich, war er fort, so fragt' ich meinen Vater, was ihm der gute Freund für Nachrichten aus dem „Himmel" gebracht hätte? Und mein Vater nahm Gelegenheit, mir die wahren Begriffe von jener Welt beizubringen, denen mein Herz und meine Seele auf halbem Wege entgegenkam oder beide Glaubenshände zureichte.

Mein Vater war, wenn ich so sagen soll, dazu geboren, von der andern Welt zu reden. Seine Seele, man fühlte es, war im Buche des Lebens eingeschrieben und einer Veredlung durch den Tod so gewiß, daß, wenn er davon sprach, man glauben mußte — er würde verklärt. Drei Viertheil war er dort und nur ein Viertheil hier. Gott schenke mir, wenn mein Stündlein vorhanden ist,

die Empfindungen, die damals in meiner jungen Seele hervorschossen, als er mir den Himmel zeigte. Mir fielen die Worte auf's Herz: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. — Mein Vater ward ein Kind, um mit einem Kinde zu reden, und ich fand an mir erfüllt, was von den Kindern geschrieben steht: ihrer ist das Reich Gottes.

Aber wo muß denn das Haus meines Vaters sein, dachte ich. Gleichwohl wagte ich es nicht, darnach zu fragen; denn, so jung ich war, merkte ich doch, daß er seine Ursachen haben müsse es zu verschweigen.

„Die neue Welt" — pflegte meine Mutter zu sagen — „ist entdeckt; deines Vaters Vaterland würde dem Columbus mehr Schwierigkeiten gemacht haben."

Was bei dieser väterlichen Verschwiegenheit einem jeden besonders vorkam, war die Gewohnheit meines Vaters, doch alle Augenblicke zu erwähnen, wie es „bei ihm zu Hause sei". Er kam darüber bei Leuten in Verlegenheit, die er nicht wie mich mit dem Himmel abfertigen konnte; allein ehe man sich's versah, war er — nicht mehr in Kurland.

Ich bemerkte auch, nachdem ich größer geworden, daß die Leute über diesen Punkt mit dem guten Manne ein förmliches Mitleiden zu haben schienen, so daß sie dabei die Achseln in die Höhe zogen als über einen Menschen, der so lange vernünftig wäre, bis er auf sein Vaterland käme und alsdann „scheu" würde. Es war daher zum Sprüchwort bei vielen geworden: „Das ist so unbekannt als des Pastors — Vaterland."

So geheim mein Vater mit seinem Vaterlande und seiner Familie war, so freigebig war meine Mutter, so oft sie von ihrer Familie etwas zu erzählen Gelegenheit hatte. Sie wußte sich sehr viel damit, daß sie, wie sie sagte, „aus dem Stamme Levi" wäre. Sie zählte fünf Priester- oder (damit die in Kurland herrschende lutherische Kirche kein Aergerniß nehme) Prediger-Ahnen von Vater- und vier von mütterlicher Seite. Einer ihrer Ahnherren war Superintendent und zwei Präpositi gewesen. Sie rechnete sich, wiewohl von der Seitenlinie, zu den Verwandten des

Superintendenten Paul Einhorn, dessen Vater, Alexander Einhorn, der zweite kurländische Superintendent gewesen war; und wenn sie an den Eifer dachte, mit dem Ehren Paul Einhorn sich der Annahme des gregorianischen Kalenders widersetzte, so schien es, daß sie der nämliche Einhorn'sche Eifer beseelte. Es hat dieser würdige Eiferer sich die Kalendermärtyrerkrone errungen, indem er im Jahre nach Christi Geburt 1655 Dominica XI. post Trinitatis auf der Kanzel mitten in einer „Kalenderpredigt" blieb und sein ruhmvolles Leben mit den Worten: „Verflucht sei der Kalend" — sanft und selig endigte.

Ich würde mich um Alles in der Welt nicht unterstehen, in Absicht der Ahnen meiner Mutter ein Schriftsteller in aufsteigender Linie zu werden, und meine Leser verlieren auch durch die Erzählung der rühmlichen Thaten, Schlachten und Siege nichts, wodurch sich meine Vorfahren mütterlicher Seits, von der geraden und Seitenlinie, um die Kirche verdient gemacht. Sie nannte sie oft „Kirchsteine", um Alles zusammen zu fassen. Dieser hatte lettische Lieder, wie sie sagte, aus „freier Faust" gesungen, jener einige übersetzt; ein anderer hatte sich dem Superintendenten Daniel Hofstein, welcher den Exorcismus bei der Taufe der fürstlichen Kinder weggelassen, mit Hand und Fuß (ich brauche ihre eigenen Ausdrücke) widersetzt und ihn dem Teufel übergeben, der nach seiner wohlehrwürdigen Meinung die Complimente nicht erwidern würde, die ihm der Herr Superintendent machte. Ein andrer hatte die Ostereier in seiner Gemeinde abgeschafft, welches, wie meine Mutter behauptete, ein aus andern Ländern nach Kurland gebrachter, nicht allgemein im Schwange gehender unchristlicher Gebrauch wäre; und dieser gute Mann war in Kupfer gestochen. Ich weiß bis diesen Augenblick nicht, wie er zu dieser Ehre gekommen war.

Meine Mutter hatte diesen Kupferstich lange verwahrt, ohne davon einen andern Gebrauch zu machen, als daß sie, wie sie sagte, dieses Bild „alle heilige Abende vor Ostern eine Stunde angesehen". Sie behauptete, daß ich etwas ähnliches in der Gegend um die Augen von diesem ebenso ehrwürdigen als be-

herzten Manne hätte, obgleich ich davon nicht die mindeste Spur zu entdecken im Stande war.

Es sei nun dieses oder etwas anders die Ursache, genug, meine Mutter wandelte auf einmal der Einfall an, diesen Kupferstich unter Glas zu setzen und unter den Spiegel zu hängen, der im Prunkzimmer des Pastorats gegen Morgen hing.

Mein Vater widersprach diesem Gedanken; und ist also dieser gute Mann, obgleich er die Ostereier abgebracht, nicht der Ehre gewürdigt worden, im Prunkzimmer des Pastorats gegen Morgen unter dem Spiegel zur Schau gestellt zu werden. Sie war etwas ungehalten über meinen Vater, obgleich sie sich solches nicht weiter merken ließ. Indessen war es nicht das erste Mal, daß sie sein Conto mit einer Schuld belastete. Sie faßte dieses und beinahe Alles, was sie sonst noch auf ihrem Herzen und Gewissen hatte, die Noth des ganzen Pastorats, zusammen und schrieb's flugs unter die Rubrik: „nicht aus dem Stamme Levi". Ihrem Zorne brachte sie ein Opfer, das sie nachher sehr bereute. Sie schickte den Rahmen abzusagen, den sie für jenen Kupferstich bestellt hatte, und war verbunden, obgleich der Rahmen noch nicht zur Hälfte fertig war (und dieses gab zu neuem Aergerniß Gelegenheit), ihn ganz zu bezahlen.

Nachdem sie ihre zu Paaren getriebenen Ideen wieder zu Hauf gebracht hatte, entwarf sie einen neuen Operationsplan, der ihr auch glücklich einschlug, nämlich diesen verdienstvollen Mann in der Speisekammer aufzuhängen. „Hier," sagte sie, „kann er sich ohne Rahmen behelfen und niemand wird zu ihm sagen: Freund! wie bist du hereinkommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?"

Ich kann es nicht schicklicher anbringen, daß meine Mutter bei aller Gelegenheit feierlich war. Es ward im Pastorat mit nichts anderm als mit Weihrauch geräuchert; Alles, was meine Mutter vornahm, ward besungen. Dieses ist der eigentliche Ausdruck. Die Natur hatte sie mit einer sehr melodischen Stimme ausgestattet. Das Bewußtsein dieser Mitgabe der Natur war indessen nicht die Ursache ihres treufleißigen Gesangs. Meine Mutter

wird die Ursache hievon gelegentlich selbst angeben. Sie fing, sobald ihr etwas zu Herzen ging, einen Vers eines geistlichen Liedes in bekannter Melodie aus freier Faust (um ihren Einhorn'schen Ausdruck nicht zu verfälschen) zu singen an; und Alles, was zu ihrem Departement gehörte, so namentlich die Dienstboten- und Hausgenossenschaft, war mit anzustimmen verbunden. Sie sang mit „Kind und Rind". Es war daher natürlich, daß jedes, so bei ihr in Dienst trat, zuvor Probe singen mußte, weil außer dem Hausdienst auch eine Art von Küsterstelle durch jedes Hausmädchen vergeben wurde.

In früherer Zeit hatte meine Mutter, nach ihrer selbsteigenen Relation, die Gewohnheit gehabt, einen jeden herzlichen Vorfall mit einem ganzen Liede zu bezeichnen; mein Vater indessen, der anfänglich bemüht gewesen diese Gewohnheit völlig abzuschaffen, hatte sie ihr doch am Ende lassen müssen. Sie ward aber von ihm bis auf einen Vers eingeschränkt, den meine Mutter nicht um die Herzogthümer Kurland und Semgallen gelassen hätte.

Ich habe es oft erfahren, daß mein Vater zuweilen in späterer Zeit die zweite Stimme extemporirte und meiner Mutter zum Munde sang, so daß er mithin von seiner vorigen Meinung thatsächlich abgegangen war. Meine Mutter rechnete ihm diese Bekehrung im Conto sehr hoch an, und je lauter er mitgesungen hatte, je mehr wurde ihm zu gut geschrieben. Das Lied: Ich bin ein Gast auf Erden — schien für meinen Vater gemacht zu sein; und fast ward kein Glas im Hause gebrochen, ohne daß meine Mutter sofort anstimmte:

> Die Herberg' ist zu böse,
> Der Trübsal ist zu viel;
> Ach, komm' mein Gott und löse
> Mein Herz, wenn dein Herz will;
> Komm', mach ein sel'ges Ende
> Mit meiner Wanderschaft,
> Und was mich kränkt, das wende
> Durch deinen Arm und Kraft.

Ich wette, wenn meine Mutter mit diesem Liede meinen Vater gleich zu Anfang bestochen hätte, sie würde nicht auf einen

Vers begrenzt worden sein. Dabei war ihr Gedächtniß ebenso erstaunlich, als ihre reiche Phantasie.

„Wer keine Einbildungskraft hat" — pflegte mein Vater zu sagen — „hat auch kein Gedächtniß. Sieh bei jeder Sache auf Ursache und Wirkung; inoculire Alles auf dein Lieblingsstudium, und es ist dir auch im spätesten Alter, als hättest du es vor'm dreißigsten Jahre, bis zu welcher Zeit beim Menschen Alles in der Blüthe steht, gelernt. Ein jeder Originalkopf wird schnell fassen und schnell vergessen. Etwas bleibt zurück und nur eben so viel, als nöthig ist, um nicht bloß Abschreiber (Copist) zu sein. Wenn ein Poet nicht gut faßt, kommt's oft daher, weil er sehen und hören kann und zwar mit Augen und Ohren des Genies. Er kann nichts lesen und hören, was er nicht sogleich mit dem Seinigen bereichert. Er verzinset oft einen Gedanken mit fünfzig Procent, oft mit mehr. Wer Jahreszahlen und Geschlechtsregister behalten kann, ist kein Dichter."

Lieber Vater, hier macht die Mutter eine Ausnahme. Anlage zur Hauspoesie ist ihr nicht abzusprechen, und wer ihr kein gutes, massives Gedächtniß zugestehen wollte, dem vergäße sie diese Beleidigung selbst im Himmel nicht und wenn's auch nur darum wäre, um ihr Gedächtniß zu beweisen. Was sie behält, ist eisern. Meine Mutter wußte nicht nur alle möglichen Lieder aus- und inwendig, sondern besaß auch eine so genaue Lebensbeschreibung von vielen Liederdichtern, daß sie beinahe den Schöpfungstag von jeder Strophe wußte. Es war ihr von vielen Jahr und Tag bekannt; und was das allermeiste war, sie konnte sagen, was jede ihrer Herzensstrophen bei diesem oder jenem für eine „Wundercur" gemacht hatte. Vor Allem lag ihr „das auserwählte Rüstzeug Dr. Luther" am Herzen. „Der wußte, was Sang und Klang war!" meinte sie. „Er ist darum" — wie meine Mutter behauptete — „zu Eisleben geboren, weil Gott ihn das Eis zu brechen erkoren". — „Wir, wir" — sie sang diese Worte in der Melodie: wir glauben all an Einen Gott — „wir," setzte sie ohne Sang fort, „die wir aus Bescheidenheit den Zunamen Lutheraner angenommen, sollten mit dem Vornamen Reformatoren heißen; gewisse andere Leute

aber, die nicht paulisch oder kephisch sein wollen, können beim Namen Reformirte bleiben. Nach dem Luther muß ich gestehen, keinen besseren Liederdichter als Gerharden zu kennen. Er und Rist und Dach sind ein Kleeblatt; das auserwählte Rüstzeug Luther aber die Wurzel. Gerhard dichtete während dem Kirchengeläute, könnte man sagen. Er war ein Gast auf Erden, und überall in seinen hundertundzwanzig Liedern — ich wünschte wohl, es wären einhundertundsiebenzig wegen der sieben — ist Sonnenwende gesäet. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne und Gerhard nach der seligen Ewigkeit. Bei Paul Gerhard sind viele Lieder so schwermüthig" —

„Recht," unterbrach sie mein Vater, welcher unterdessen auf und ab gegangen war; — „allein weißt du auch warum?" — „Warum?" wiederholte meine Mutter die Frage und sagte dann mit starker Betonung: „weil er nach dem vorgesteckten Kleinod blickte."

„Nein, weil er ein böses Weib hatte. Sobald ihn Gott von dieser bösen Sieben erlöste, war keine »Sonnenwende« mehr in seinem poetischen Gärtchen. Was die Xanthippe dem Sokrates war" —

Dieser Blitz traf das Wort auf der Zunge meiner Mutter; es bebte noch eine Minute auf der bläulichen Oberlippe, allein es war so matt, daß es in der Geburt seinen Geist aufgab. Meine Mutter, die sich ihres Geschlechts überhaupt anzunehmen gewohnt war, mußte von meinem unlevitischen, unpoetischen Vater erfahren, daß er die Asche einer Oberpastorin entheiligte und ein Sacrilegium beging! Das war mehr, als sie tragen konnte! — Sie verstummte vor ihrem Scherer; und nach einer guten Viertelstunde allererst, nachdem das Herzgespann nachgelassen, sang sie, ohne zu sagen, von wem das Lied gedichtet war:

Wenn böse Zungen stechen,
Mir Glimpf und Namen brechen,
Will ich bezähmen mich;
Das Unrecht will ich dulden,
Dem Nächsten

(meine Mutter sang dieses Wort mit einem tiefen Seufzer)
seine Schulden
Verzeihen gern und williglich.

Dieses war für heute genug am Gemälde meiner Mutter. Nur noch Einiges über ihre äußere Erscheinung und ihre sonstigen Gewohnheiten. Meine Mutter war von mittelmäßiger Größe, hatte braunes Haar, eine sanftgebogene Nase und große Augen, aus welchen sie ein blitzendes Licht leuchten ließ. Sie war sehr verhältnißmäßig gebildet. Man sah ihren Händen an, daß sie solche nur selten in Handschuhen verschlossen gehalten, und doch waren ihnen die Priesterahnen und eine gewisse bewährte Feinheit anzusehen. Papilloten konnte sie nicht leiden. Ich habe nie in meinem Haare Papilloten getragen, obwohl es damals allgemein Mode war. Vater und Mutter waren beide dagegen. Papier im Garten und in den Haaren war ihnen gleich unnatürlich; und meine Mutter sagte, wenn sie einen falschen Menschen beschreiben wollte: Es ist ein Mensch, der sich in Papilloten zu legen versteht. Sehr war sie für Leute, die von Natur lockiges Haar hatten, und hielt solche für geborene Pastores!

Noch manches Eigenthümliche ist mir von ihr erinnerlich. Sie hielt sich nicht rohrgerade, allein fiel auch nicht zusammen. Ein kunstloser, völlig natürlicher Anstand war ihr eigen. Sie schnürte sich nie, ging etwas schnell und ein wenig mit dem Kopfe vorgebogen. Bei ihrer Andachtsbewegung liebte sie es, die Schultern in die Höhe zu ziehen, und faltete ihre Hände so, daß man Ausdruck darin sah. Auch gefaltet, bewegten sich ihre Hände und zwar der Ehrfurcht unbeschadet.

Sie kannte keine Menschenfurcht und konnte es namentlich nicht leiden, wenn man Leben und Thaten der hochwohlgeborenen kurischen Herren mit Firniß, Messing, Blech oder Gold überzog. Indessen war sie auch eben so weit davon entfernt, sich zu erdreisten.

Obwohl sie sehr reinlich gekleidet ging und streng auf Ordnung sah, mochte sie doch keine Pedanterie. Sie hielt z. B. keine Wirthschaftsbücher und liebte stets, ohne Etat zu leben. „Wenn

der liebe Gott" — pflegte sie zu sagen — „mit uns Alles zu Buch bringen wollte, wer würde bestehen?" Sie hatte eine Weise, der Mode nicht untreu zu sein. Indessen brachte sie stets etwas dabei an, wodurch sie sich ihre kurische Freiheit reservirte. Diese Abweichungen kleideten sie vortheilhaft. Eine bloß modische Frau ist geputzt; eine, die sich selbst etwas vorbehält, hat Geschmack.

Das Weib hielt meine Mutter für eine Null, der eine Eins vorstehen müßte, wenn die Null etwas bedeuten sollte. „Die Mädchen" — sagte sie einmal zu mir — „sind wie Hopfen; sie müssen sich von klein auf rankeln. Du nicht also, mein Sohn!" — setzte sie hinzu.

Noch einen Zug um die Nase herum, der sich eben bei mir meldet und es übel nehmen könnte, wenn ich ihn nicht, so spät es auch ist, beherbergen sollte!

Meine kreuzbrave Mutter war eine so große Verehrerin der Reime, daß sie sogar ein Gelübde abgelegt hatte, gewisse Worte nie zu trennen. Kern und Stern, Rath und That, Kind und Rind, Sack und Pack, Dach und Fach, Knall und Fall u. s. w. waren nach ihrer Meinung Zwillinge, Doppelbrüder. Außer diesem behauptete sie, daß gewisse Reime für einander geboren, im Himmel geschlossen wären und durchaus in's Eheband treten müßten, als da sind: Stank und Dank, Mund und Pfund, Glimpf und Schimpf, Noth und Tod, Kleider und Schneider, Student und Recensent, Schelm und Helm. — „Was Gott zusammenfügt," pflegte sie zu sagen, „soll der Mensch nicht scheiden. Wer solche Reime trennt, scheidet eine Ehe; und wer einen andern Reim in diese Stelle aufnimmt, heirathet im verbotenen Grade."

Doch nun in die Speisekammer, auf ein Gericht Eier! — —

Es war ein Sonnabend; — denn dieses war ein Tag, den meine Mutter unter den Tagen, so wie die C's unter den Consonanten besonders schätzte. Die C's, weil die Letten diesen Buchstaben nicht haben; den Sonnabend, den heiligen Abend, weil sie selbst, im Fall ich mich so ausdrücken darf, nur ein heiliger Abend war. Meiner Mutter gebührte allerdings eine Glorie, allein nur vom Mondschein. Wegen des Sonnabends muß ich

noch bemerken, daß sie von meinem Vater alsdann wegen der Beichtvesper am wenigsten einen Einbruch zu befürchten hatte, und daß der Sonnabend bei allen Priesterweibern dies festus, ein hervorragender Tag ist.

Es war also ein Sonnabend, da mich meine Mutter mit dem ersten Verse des Liedes:

Freu' dich sehr, o meine Seele,
Und vergiß all' Angst und Qual —

auffang und nach dessen Vollendung mich also anredete: „Leg dein Feierkleid an, streu Puder auf dein Haupt und, wenn keiner vorhanden ist, nimm Weizenmehl und sieh heute, wie man dem thut, den deine Mutter ehren will — nach dem Buche Esther im sechsten Capitel und sechsten Verse." —

Nach einer langen Deliberation, wie die feierliche Handlung vollzogen werden sollte, ging dieser Triumph- oder Leichenconduct an. Der Triumphator nämlich, welchem diese Ehre in effigie erwiesen wurde, war jener in Kupfer gestochene Vorfahr, von dem ich schon erzählte, daß mein Vater seine Einrahmung nicht gestattet hatte, obgleich derselbe „die Ostereier in seiner Gemeinde abgestellt" und in der „Augengegend" ein Etwas hatte, worin ich ihm ähnlich sein sollte. Das Bild, die Reliquie, lag auf zwei Folianten. Von denselbigen sollte es hoch hinauf an die Wand der Speisekammer gerade über den Eierbehälter erhoben und dort angenagelt werden. Bei meiner Uebermessung, die mit einer kurischen Elle geschah, fand es sich, daß kein Stuhl hoch genug für mich war, den Kupferstich „dem Himmel nahe genug" zu bringen, wie meine Mutter sich ausdrückte. Dieses Ziel konnte aber durch Beihilfe der Folianten erreicht werden. Meine Mutter legte dieselben kreuzweise und spreitete ein weißes Tuch über sie. „Man kann," sagte sie, „auch dabei seine erbaulichen Gedanken haben."

Noch gehörten zu diesem Ehrenwerk vier flimmernde Nägelchen und vier Streifen schwarzes Papier. Diese legte meine Mutter wie Ehrenzeichen neben den Kupferstich. Auf dem Wege von dem Orte, wo ihm der Platz unterm Spiegel gegen Morgen von meinem

Vater war abgeschlagen worden, hatte sie Tannenreiser bis in die Speisekammer gestreut. Unterwegs war meine Mutter, wie man in der Affecthitze zu sein pflegt, still. Der Fall war zu groß, um „Sang und Klang" zu verstatten. Stille Begräbnisse kommen überhaupt der Natur am nächsten, wenn anders der Verstorbene keine lachenden Erben nachläßt. Meine Mutter trug die Füße, ich das Haupt, und so kamen wir in's Sacrum, in's Gewölbe. Es kam mir unterwegs besonders wegen des weißen Tuches so vor, als ob ich eine Leiche trug und meiner Mutter muß es eben so vorgekommen sein, denn sie sagte (dies war Alles, was geredet wurde): „Den Weg, mein Sohn, müssen wir Alle!" und konnte wohl unmöglich die Speisekammer darunter verstehen. Ich merkte aus Allem, daß meine Mutter eine Rede an mich halten wollte, und kann vielleicht dieser Umstand mit das Seinige zur Stille beigetragen haben, wodurch diese Handlung geweiht wurde.

„Er hat gelitten, er hat gesiegt," fing sie an, „er ist gestorben und siehe, er lebt!"

Schaut, die Sonne geht zur Ruh',
Kommt doch morgen wieder;

„aus dem Liede: einen guten Kampf hab' ich — auf der Welt gekämpfet." Diese Citation oder eine Wehmuth, die uns beide anwandelte, lenkte sie vom rechten Wege.

„Dein Ebenbild," sagte sie, „mein Sohn, wie ein Ei dem andern; — sei ihm auch an reiner Lehre und reinem Wandel gleich!" Hier fehlte ohne Zweifel viel. — „Auch" — fuhr meine Mutter fort, nachdem sie einen Hustenanfall bekommen — „auch — nimm dich — vor harten Eiern in Acht; sie sind schwer zu verdauen." — „Erinnere dich an die Leiter Jacobs," sagte sie dann, nachdem sie sich vom Stickfluß erholt hatte, der sie überfiel. Und die Folianten wurden abgedeckt, das Leichenlaken fein säuberlich zusammengelegt und ich sollte versuchen, das Bild hinaufzuhängen. „Zu niedrig," sagte sie, indem ich die Höhe erstiegen hatte und zu hämmern anfing; „es stockt in der Speisekammer!" — „Zu hoch," rief sie gleich darauf: „denn ich kann weiter nichts als vier Sterne sehen." Sie meinte die flimmernden Nägelchen.

Endlich traf ich die rechte Stelle, und nachdem das Monument fertig war, welches diesem Ehrenmanne um so angemessener schien, als es gerade über einem Eierbehältniß stand, stieg ich herab und meine Mutter umfing und küßte mich. Es war dieses eine feierliche Umhalsung. Und nun? — Meine Leser werden es mir verzeihen, daß ich sie so lange im Finstern gelassen, ohne zu bemerken, daß meine Mutter vier Lichter auf dem Tische angezündet hatte.

Drei von diesen Lichtern löschte meine Mutter so aus, wie andere Leute ihre Lichter auslöschen. Das vierte, ein abgebrannter Stumpf, war während dieser Zeit dem Verlöschen nahe.

„Komm! sieh und lerne sterben!" sagte sie zu mir. Ich sah ein ausgehendes Licht, und meine Mutter betete mit einer Inbrunst, die mir durch die Seele ging:

Wann mein Herz und Gedanken
Zergehn als wie ein Licht,
Das hin und her thut wanken,
Wenn ihm die Flamm' gebricht;
Alsdann fein sanft und stille
Laß mich, Herr! schlafen ein
Nach Deinem Rath und Willen,
Wenn kommt mein Stündelein.

Ich sah, was meine Mutter sagte; und oft, oft hab' ich mein Licht so ausbrennen lassen, um dieses Fest zu wiederholen.

Meine Mutter legte die Hände, sobald Alles aus war, auf mich, um mich priesterlich zu segnen. Wir weinten beide! — Nach einer Weile fing sie an (ich glaube, es sind Alles dieses Brosamen, die von ihrem reichbesetzten Tische fielen, Stücke von der verunglückten Rede): „Die lobwürdigste Fürstin Henriette Louise, Markgräfin zu Brandenburg, ließ sich jenes Lied vorsingen, und obgleich Alles um sie herum weinte, starb sie doch ohne Ach und Weh sanft und selig zu Onolzbach im Jahre Christi 1650, ihres Alters sieben und zwanzig Jahr. — Gott! laß es nur ein Stündlein und nicht eine ganze Stunde sein — wenn wir heimfahr'n aus diesem Elend!"

Wir brachten die Folianten zu Hause und meine Mutter sang, ohne zu bestimmen, ob's auf Folianten oder auf Kupferstich oder auf alle papiernen Monumente und Denkzettel gezielt wäre:

Man trägt Ein's nach dem Andern hin,
Wohl aus den Augen, aus dem Sinn;
Die Welt vergisset unser bald,
Sei jung oder alt,
Auch unsrer Ehren mannigfalt. —

Nach dieser vollbrachten Arbeit verlangte meine Mutter, daß ich diesen Tag „in einem feinen, guten Herzen behalten und ihn jeden heiligen Abend vor Ostern durch eine Wallfahrt in die Speisekammer (wie sie sich ausdrückte) feiern und erneuern sollte".

„Dieses ist" — sagte sie — „die Aussaat; vor Ostern, den heiligen Abend, sollst du ernten!" Wenn ich nach der Zeit ein Stück Geräuchertes zu „ernten" Lust hatte, wallfahrtete ich Hand in Hand mit meiner Mutter nach dem Mausoleum oder, nach einer ehrlichen deutschen Uebersetzung, in die Speisekammer. Es hing der Tag unseres Eierheiligen von der Angabe meines Magens ab, und war, so oft mich außer der Mahlzeit hungerte. Je nachdem ich Appetit hatte, ward auch die Feierlichkeit zur Ehre eines Mannes zugeschnitten, der nach der Bemerkung meiner Mutter, die sie mehr als einmal anbrachte, „sowie die Speckseiten und Würste, seine Nachbarn, gekommen wäre aus der Rauchkammer dieses Lebens".

Zur Steuer der Wahrheit stehe es hier wie eine Ehrensäule, daß meine Mutter, wider die Gewohnheit aller Weiber, nicht geizig war. Sie wollte nicht zu Ostern die Eier abschaffen und Hühner dafür einführen, sondern bloß „die Rechtgläubigkeit", wie sie sagte, lag ihr hiebei am Herzen. Denn es sei „ein heidnischer Gebrauch!"

Mein Vater, den meine Mutter durch diesen an seinen Ort gestellten Kupferstich ohne Zweifel auf den Gedanken brachte, daß „im Prunkzimmer zur rechten Hand unter dem Spiegel" kein unrühmlicher Platz im Pastorat sei, vocirte den Kupferstich des

Helden Eugen an diesen ledigen Platz. Er ließ meine Mutter, um sie zu beruhigen, vorderhand bei ihrer voreilig gefaßten Meinung, daß dieser Kupferstich den „Herzog Gotthard von Kurland" darstellte, welchen sie für den größten Helden hielt, der je in der Welt gelebt hätte, und dem allein sie den Rang über ihrem Ahnherrn, dem Superintendenten, gestattete. Es war mein Vater sich als ein Deutscher jene Huldigung schuldig und nie hat er es verfehlt, dem Namen eines Deutschen Ehre zu machen. Das erste Wort, was er mich aussprechen lehrte, war, aller seiner Kenntniß in fremden Sprachen unerachtet, ein schweres deutsches. Deutsch eben darum, warum der deutsche Prinz Eugen im Pastorat zur rechten Hand unterm Spiegel des Prunkzimmers hängen sollte.

Damit aber meine Leser ja nicht dem Gedanken Raum geben, als ob mein Vater mit dem angeblichen „Herzog Gotthard" auch nur stillscheigend eine Unwahrheit verübt, so muß ich ihn bei dieser Gelegenheit rechtfertigen. Wer weiß es nicht, daß eine stillschweigende Lüge eine himmelschreiende stumme Sünde sei, der feinste Meuchelmord und eben darum der gewöhnlichste. „Also Gotthard," sagte meine Mutter, „der Held der Helden?" — „Nicht also," fiel mein Vater ein: „Eugen! ein Deutscher, der in seiner Jugend Theologie studirte und schon wirklich Candidatus theologiae war, ein rundes Perrückchen trug und gepredigt hatte." — Dies brachte meine Mutter zur Andacht. „Warum," sagte sie, „ging er von der engen Straße ab, die zum Leben führt?" — „Um der Religion bessere Dienste zu thun," erwiderte mein Vater; „um sein Schwert wider die zu ziehen, welche jetzo die Wache zum heiligen Grabe geben und das Schlafgemach unseres Herrn und Meisters usurpiren. Eugen hieß der kleine Abt in Frankreich und ward ein großer Mann in Deutschland. Die mittelmäßige Statur ist die Gestalt der Helden."

„Unser Sohn wird, Gottlob! groß werden," unterbrach ihn meine Mutter. — „Gottlob er wird es nicht werden," erwiderte mein Vater. „Die Titel des Eugen sind," fuhr er fort, „Herzog von Savoyen und Piemont, Markgraf zu Saluzzo, Ritter des

goldenen Bließes, der römisch-kaiserlichen und königlich-katholischen Majestät wirklicher Geheimer- und Conferenz-Rath, Hofkriegsraths-Präsident, General-Lieutenant und des heilgen römischen Reichs Feldmarschall!"

Meine Mutter machte, da mein Vater sich bei jedem neuen Ehrenworte verbeugte, eine Gegenverbeugung, — ohne daß man eigentlich bestimmen konnte, ob's meinem Vater oder dem Eugen galt; und da die Heldengeschichte eben kein Studium für meine Mutter war, so kam dabei manches vor, was sie zum erstenmale hörte. Bei meines Vaters Bemerkung, Eugens Mutter wäre des bekannten Kardinals Mazarini Nichte gewesen, konnte meine Mutter anfänglich nicht begreifen, „wie ein Cardinal eine Nichte haben könnte?" —

Mein Vater schloß die Standrede über Eugen, um sich meine Mutter, die nicht ohne Neid den Eugen unterm Spiegel sahe, zu verpflichten, mit der Bemerkung: „daß dieser unüberwundene Held den ein und zwanzigsten April zum ewigen Jubilate eingegangen!"

So waren also die beiden Monumente: für Eugen, der nie geschlagen worden, und meiner Mutter Ahnherrn, der durch Abschaffung der Ostereier sich unsterblich gemacht, errichtet! „Der liebe Gott schenke beiden" — dies sagte meine Mutter, da mein Vater den Rücken gekehrt hatte — „in der Erde eine sanfte Ruhe und am jüngsten Tage eine fröhliche Auferstehung, wo es sich ausweisen wird, ob Eugen oder der gute Pastor eher verdient, unter dem Spiegel gegen Morgen im Prunkzimmer zu hängen, wenn gleich auch unser Anverwandter sich über sein Plätzchen in der Speisekammer nicht beschweren darf." —

Zweites Kapitel.

Erziehungsart.

Ich habe zwar von meinem Vater, da ich nicht kapitelfest bin, nur wenig und das im Beilauf gesagt; meine Leser aber werden schon hieraus die verschiedene Denkungsart meines Vaters und meiner Mutter einsehen und ohne Nota sich vorstellen, daß auch ihre Erziehungsart nicht übereinstimmen konnte.

Meine Mutter wollte mich zu einem Geistlichen machen; und wenn man in Kurland kein Edelmann und doch ein Mensch ist, kann man keinen andern als diesen Stand wählen, einige weltliche Stellen ausgenommen, deren aber zu wenig sind, als daß Viele darauf rechnen könnten, und die, bis auf die Advocatenstellen bei dem Land-Obergerichtshof in Mitau, noch obenein adelige Posten sind und daher als in Verfall gerathene Familien angesehen werden.

Mein Vater schien mich zu etwas Anderem bestimmt zu haben. Er sah es sehr gern, wenn ich Ball schlug und erlegte selbst mit mir Kegel. Ich hatte zum Anfang Mühe, die Kugeln zu heben; indessen fand sich mit der Zeit eine Stärke in meinem Arme, daß das Spiel zwischen meinem Vater und mir ungewiß und eine Wette wurde, und wir abwechselnd gewannen und verloren. Er hatte es gern, daß ich mich herumbalgte; und hierin that ich mich mit dem Benjamin, dem Sohne des „alten Herrn“ hervor. Sowohl von Vater als Sohn wird sogleich gehandelt werden! Meine Mutter ermahnte mich aufs Ernstlichste, so oft ich gerungen hatte, und fügte hinzu, daß „jedes Haar auf meinem Haupte gezählt sei“. —

Ich arbeitete beständig, allein ich wußte es kaum; ich hätte eben so gut glauben können, daß ich beständig spielte. Mein Vater konnte sich über nichts so ärgern, als daß über der Seele der Leib vergessen würde, und daß man das Eine bei hochwohlgebornen Kindern lernen und das Andere spielen heiße. „Es ist Alles Spiel oder Alles Arbeit,“ pflegte er zu sagen.

Die Unvermögenheiten des Leibes hielt er alle für ansteckend in Absicht der Seele. „Es ist ein schlechter Wirth“ — sagte er — „der sein Zimmer mit Seide ausschlägt und von oben einregnen läßt.“ — „Vom Kleide auf den Mann,“ setzte er hinzu, „vom Hause auf den Herrn, vom Leibe auf die Seele schließen, ist kein unrichtiger Schluß.“ Die Wahrheit dieses Satzes konnte man an der ganzen Erscheinung meines Vaters studiren. Er war sehr hager und hielt sich stramm. Ein gewisses Nachdenken, das wie Schwermuth aussah, war in seinem ganzen Gesicht verbreitet. Die Augen hatten ein besonderes Feuer. Oft, wenn er mit mir spazieren ging, blieb er stehen, die linke Hand auf den großen weißen Knopf seines Stockes gelegt, indem er mit der rechten sich aufstützte.

Es giebt Leute, an denen es uns auffällt, daß sie den Leib nur wie einen Schlafrock umgeworfen. Meinem Vater war der Leib sozusagen auf die Seele gemacht; ihm saß auch Alles wie auf den Leib gegossen. Ueberhaupt hatte er eine feine Lebensart. Er ließ von je her Zeichen einer guten Geburt durchschimmern. „Geburt klebt an bis ins Grab,“ sagte er öfter, „und Erziehung ist ein Stück von Geburt — Seelengeburt.“

Ein gewisses Selbstgefühl war meinem Vater eigen; — bei einer edlen Weise der Mittheilung blieb immer ein gewisser Rückhalt, der sonst nur Leuten von Stande eigen ist. Er sah darauf, daß die Wäsche fein und sauber war und duldete auch bei mir nie Schmutzflecken oder Unreinigkeit an den Händen, geschweige denn im Gesicht. Er behauptete: „Wenn man seinen Körper, den man sieht, vernachlässigt, wie will man an seine Seele denken, die man nicht sieht.“ — „Mark macht's aus“ — setzte er, um sich zu erklären, hinzu — „nicht Länge und Breite, Dicke und Höhe. — Ein jeder Erfinder ist wenigstens an dem Tage, da er erfand, ein Mann gewesen und hätte eben so gut ein gesundes Kind in die Welt setzen als erfinden können; und Alles, was in der gelehrten Welt Methusalems Alter erreichen und noch älter werden soll, Alles, was eigentlich auf die Nachwelt bleibt, hat ein Gesunder gedacht und geschrieben.“

Die Helden- und Staatsactionen des Herkules leisteten meinem Vater auf diesem Wege gute Dienste, und er konnte sich sehr freuen, wenn ich Unwillen zeigte, daß ich nicht auch Gelegenheit, gehabt, „zwoen Schlangen in der Wiege das Lebenslicht auszudrücken". Die Geschichte vom Antäus, dem Riesen, war mir ein Brand im Busen; mein Vater goß Oel dazu und maß mir seine Länge vor. Ich stieg auf den Tisch, um sie recht zu sehen, und so wie ich mich über die Art des Antäus freute, sich einen Löwen zum Braten zu fangen, so gratulirte ich dem Herkules, daß er diesen Löwenjäger todtzudrücken die Ehre gehabt.

Meine Mutter war so wenig mit der Geschichte vom Riesen Antäus, als mit der von der Schlange zufrieden. Bei der Schlange fiel ihr beständig die im Paradiese ein, wobei sie es dem Noah etwas übel nahm, daß er für sie eine recht holländische Toleranz in seinem Kasten gehabt. Sie äußerte bei dieser Gelegenheit die Meinung, daß das Auszischen sich aus dem Paradiese herschriebe, wo der Teufel unseren ersten Eltern auf diese Art übel begegnet hätte, nachdem die armen Betrogenen den letzten Bissen Apfel genossen. Was den todtgedrückten Riesen betraf, fand sie's anstößig, daß er nicht Goliath hieße. Ich war sehr für's Todtdrücken der Riesen; aber mein Vater zeigte mir das Erhabene, das Göttliche bei der Geschichte und Kampfesart eines David, und ich lernte nebenher, wie unrecht es sei, mehr Mittel, und wär's auch nur ein Gränlein, anzuwenden, als man Zweck hat.

Wenn meine liebe Mutter den Eifer bemerkte, der mir bei der Erzählung vom Herkules unter die Arme griff, so daß ich vor ihren Augen an Tisch und Stühlen ein Exempel statuiren wollte, suchte sie mich zu ermahnen, meine Arme „zum Kanzelschlage zu schonen" und sie nicht an unschuldigen Stühlen und Tischen zu entweihen. —

„Erziehen" — sagte mein Vater — „heißt aufwecken vom Schlaf, mit Schnee reiben, wo's erfroren ist, abkühlen, wo's brennt. Erziehen heißt ein Fundament legen, wo unter der Erde gearbeitet wird und noch nichts zu sehen ist. Ein gut gezogenes Kind ist eine Rechnung ohne Probe. Der Jüngling muß beweisen, wie

die Zucht war. — Wer nie ein Kind unterrichtet hat, wird nie über das Mittelmäßige hervorragen. Docendo discimus ist ein großes und wahres Wort. In gewisser Art lernen wir mehr von den Kindern, als die Kinder von uns. Wer ein Auge hat, lernt hier den Menschen. Wenn die Sonne aufgeht, kann sie der Blick umfassen. Wer kann in sie sehen, wenn's hoch Mittag ist?" —

Wenn ich auf etwas durchaus bestand, überließ mich mein Vater, falls es nicht etwas geradezu Böses war, meinem Eigensinn; und ich sah aus den natürlichen Folgen, wie thöricht ich gehandelt, daß ich seinen Fingerzeig aus der Obacht gelassen. Ich verbrannte mich am Licht, ich verdarb mir den Magen unterm Pflaumenbaum. „Wie der himmlische Vater es mit uns macht" — pflegte er zu sagen — „so sollten es auch leibliche Väter machen." —

Welch einen Einfluß diese Lehrart auf mich gehabt, ist unaussprechlich. Ich lernte Natur, die wir leider bei dem allgemeinen Fall oder Verfall der Menschen lernen müssen. Ich lernte sie im Kleinen und im Großen. „Wenn ein Genie allein auf dem Lande geht" — behauptete mein Vater — „bleibt es nicht lange allein. Die Natur geht ihm an die Hand, und es versteht die Blume, wenn sie sich neigt, und den liebevollen Hopfen, der sich hinaufranket. Es bewundert den Regenbogen, das Ordensband, das Gott der Erde als ein Gnadenzeichen umhing. Da sehen dann Genies einen gewissen Zusammenhang zwischen Gott und dem Menschen und sind Seher, von Gott Angehauchte. Dies ist unendlich mehr, als ein Autodidaktos, ein Selbstgelehrter. Dieser lernt aus Büchern, ein Seher lernt von Gott und aus seiner für ihn aufgeschlagenen Welt."

Mein Vater ließ es nie zu Thätlichkeiten bei seinen Strafgerichten kommen; denn ich verurtheilte mich selbst, und er bewirkte eben hierdurch eine große Absicht. Er erzog nicht bloß einen Sohn, sondern einen Menschen.

Meine Mutter hielt einen Gnadenstoß mitunter für nothwendig; und wenn sie mir mit ihrer theuren Rechten einen Ritterschlag versetzte, pflegte sie zu sagen: „Besser so als anders!" —

Eine freie Uebersetzung von: besser Ritter als Knecht; — Und dann sagte sie wieder: „Wer seinen Eltern nicht folgt, folgt dem Kalbsfell." — In der Hauptsache stimmte sie mit meinem Vater; sie zog nur durch einen andern Weg in ebendasselbe Land. — Regen, der ihr kam, wenn sie die große Wäsche vorhatte, die mein Vater scherzweise „Fegefeuer" nannte, das war ihr ein „Gottesschlag"; und immer wußte sie, mit welcher Sünde sie diesen Regen beim lieben Gott verschuldet hatte. Vor einem Gewitter fürchtete sie sich sehr, obwohl ihr Gottvertrauen sonst unerschütterlich schien.

Ich entsinne mich, als wär's heute, daß sie einmal meinetwegen einen Stock ergriff — feierlich wie einen an einer Kreuzfahne; allein sie besann sich, wie Diogenes, der einen armen Jungen mit der Hand Wasser schöpfen sah; — sie murmelte: „Wer das Schwert nimmt, wird durch's Schwert umkommen"; und ich habe also nie unterm Gefreitenstock gestanden, sondern nach Prinzenart, da doch niemand ohne Schläge groß wird, bloß Weiberhänden diesen Tribut bezahlt. Meine Mutter nannte diese Zucht „Licht und Recht", und hatte eine sehr feine Distinction zwischen dem Stab „Sanft" und dem Stab „Wehe", womit meinen Lesern aber wenig gedient sein kann. —

Die Sprachen rechnete mein Vater zum Departement des Leibes und der Seele.

„Man muß," sagte er öfters, „nur Eine vollkommen besitzen, das ist reden, schreiben und in ihr denken können. Ein Gott, Eine Taufe, Eine Sonne, Ein Weib, Ein Geist, Ein Leib, Ein Freund, Eine Sprache." „Es giebt" — behauptete er — keine nackte Wahrheit. Worte finden heißt denken. Worte sind etwas Körperliches, etwas Sinnliches, sie sind die Kleider der Gedanken, Beiwörter der Besatz, Worte der eigentliche Anzug. Wer deutsch gedacht und lateinisch geschrieben hat, ist, wenn er gleich der beste Lateiner wäre, doch ein Deutscher. Cicero würde ihn für keinen Landsmann halten. Um französisch zu schreiben, muß man Franzose sein, um englisch, Engländer. Wer fremde Sprachen zu etwas mehr braucht, als sich andern Leuten, die nicht unsere Mutter

kennen, verständlich zu machen, ist allemal ein schwacher Kopf. Es fehlt ihm wo, es sitze das Uebel, wo es wolle."

Mein Vater war bei alle dem so wenig wider viele Sprachen, daß er sie vielmehr nach dem Thurm zu Babel für so nothwendig hielt, als meine Mutter „vielerlei Essen nach dem höchst betrübten Sündenfalle". „Viele Sprachen" — bemerkte er — „sind viele Creditbriefe. Zeige sie vor, und du bist überall willkommen. Kein Türke schlägt einen Christen todt, wenn der Christ türkisch kann. Die Sprache ist eine Herzensschlinge. Man ist bestrickt, man weiß nicht wie."

Doch — warum soll ich Alles wiedersagen, was mein Vater sagte? Seine Behauptungen waren eben außer der Weise. Er glaubte z. B. es müßte zu kennen sein, was bei Licht oder am Tage, was des Morgens und was des Abends gedacht wäre, wenn's nämlich aufgeschrieben worden. Morgengedanken waren bei ihm wie die Erstgeburt heilig.

Da ich mehr mit Credit als mit eigenem Vermögen in der Welt handeln sollte, führte mich mein Vater fleißig zu fremden Sprachen an, und ich mußte beinahe alle diese Sprachen zu gleicher Zeit lernen. Alles ohne Donat und Grammatik! Zum Schulmäßigen gewöhnte er mich allererst im vierzehnten Jahre; und was ich dann erlernte, konnte ich gleichsam als Proben ansehen, die man in der Rechenkunst erfunden, um zu sehen, ob richtig gerechnet sei.

Mein Vater hielt viel auf wörtliche Uebersetzungen in Sprachen, die noch leben. — „Hieraus," pflegte er zu sagen, „lernt man eine Nation auf ein Haar kennen, und die feinste Politik und Weltkenntniß ist hier verborgen. Dies ist die Chiffre zu den Geheimnissen der Völker. Auch sieht man aus der Sprache, ob's im Lande kalt oder warm, neblig oder klar sei." — Er ging hierin noch weiter; ich befürchte aber, meine Leser werden nicht weiter gehen wollen. Die Griechen nannte er „Kirchenväter der Natur" und ihre Sprache den „Grundtext des Geschmacks." Wenn man uns zugehört hätte, würde man uns für ein paar Maurergesellen vom Thurm zu Babel gehalten haben. Alles durcheinander

und doch Alles ineinander! Mein Vater nahm, wenn er fremde Sprachen mit mir redete, sogar fremde Art an; und das war mir mehr als ein Lexikon! Ich hatte für jede Sprache so zu sagen ein ander Gesicht, eine andere Zunge, eine andere Hand und besonders eine andere Nase. Ein Stammvater von Worten aber diente mir zum Leitfaden bei tausend, zum Nagel im Kleiderschrank, wo man zehnerlei aufhängt. Ich lernte den Stammvater und wußte Sohn, Enkel, Urenkel, Ururenkel und Ur- Ur- so viel man will. Die lettische, kurische oder „undeutsche" Sprache lernte ich von meiner Mutter und dem Herrn Jahnis (Johann), dem Aufseher über die Pastoratsbauern oder den sogenannten „Gottes-Berat." Das Pastoratshaus nannte ihn Herr Jahnis und sein Weib Frau Masche (Margarethe), er aber meinen Vater, wenn er gleich deutsch mit ihm sprach, Zeenigs mahzitajs (hochzuehrender Lehrer). Aus diesen Namen, die er gab und die ihm gegeben wurden, werden meine Leser ersehen, daß man diesen Menschen halb lettisch, halb deutsch nahm. Es hatte Herr Jahnis noch einen Lappen von einem Brusttuch, welches Einer seiner Vorfahren aus der eigenen Hand des Herzogs Gotthard erhalten, da er demselben das Evangelium am Sonntage Palmarum „in undeutscher Sprache" hatte aufsagen können. Mein Vater unterstützte die hohe Idee, die Herr Jahnis, der sich auch wohl von den Pastoratsbauern „Amtmann" nennen ließ, von dieser Reliquie hatte. Meine Mutter aber ärgerte sich, so oft davon geredet wurde, und versicherte auf Ehre, Pflicht und Gewissen, daß dies Stück Gewand weder echt, noch wichtig genug sei. Sie legte es dem Jahnis zur Last, daß seine Vorfahren nicht lieber ein Stück vom Psalmbuch zurückgelassen, welches der gottselige Herzog Gotthard in Kurland zum Druck beförderte.

Ueberhaupt lebte meine Mutter mit dem „Herrn Amtmann" in beständigem Streite, obschon sie im Grunde gute Freunde waren. Sie gab ihm an Stärke in der undeutschen Sprache nicht einen kleinen Finger breit nach; allein sie sah diese Sprache aus dem nämlichen Standpunkte an, wie ein Deutscher einen Letten. Weil Herr Jahnis auch ein Deutscher war, sprach er zuweilen

vom ABC; und gleich brachte ihn meine Mutter in eine solche Enge, daß er nicht aus noch ein wußte. „Erzen Err,“ pflegte sie ihm nachzuspotten — denn das H fehlt der lettischen und estnischen Sprache, so wie das C — „sagt ABD, sonst würde man euch wegen Dieberei in Anspruch nehmen.“ Die Letten haben einen unüberwindlichen Hang zur Poesie; und ob ich gleich gewiß glaube, dieser Umstand habe den poetischen Samen in meiner Mutter ausgestreut, welche schon in ihren Vorfahren mit diesem Volke zusammen Früchte Eines Feldes gegessen und Wasser Eines Flusses getrunken, war sie doch in diesem Stücke unerkenntlich. Sie bestritt indessen nicht, daß die lettische Sprache schon halb Poesie wäre. „Sie klingt“ — sagte sie — „wie ein Tischglöckchen, die deutsche aber wie eine Kirchenglocke.“ Sie konnte nicht läugnen, daß die gemeinsten Letten, wenn sie froh sind, weissagen oder in Versen reden; und wenn sie das Gegentheil hätte behaupten wollen, würde Herr Jahnis mit den lieben Pastorats-Angehörigen den Gegenbeweis geführt haben. Herr Jahnis und seine Untergebenen ließen keine Ernte, keine Hochzeit, keine Leichenwache vorüber, wo nicht „geweissagt“ wurde. Bei allen „Talken“ oder Tagesarbeiten, wo die Leute im Schweiße ihres Angesichts herrlich nach lettischer Art bewirthet wurden, bewiesen sie, daß sie poetischen Geistes Kinder wären.

Es sind Viele, welche behaupten, die Letten hätten noch Spuren von Heldenliedern; allein diesen Vielen widersprach mein Vater: „Das Genie der Volkssprache, das Genie der Nation ist ein Schäfergenie. Wenn es gekrönt werden soll, ist's ein Heu- oder höchstens ein Kornkranz, der ihm zustehet.“

Er glaubte, Helden gehörten allerdings besonders im Norden zu Hause, wo man härter ist und fast täglich wider das Klima kämpfen müsse. Die Letten könnten also hierzu Anlage haben. Wo ist aber ein Zug davon? — „Würden sie wohl sein und bleiben, was sie sind“ — erklärte mein Vater — „wenn nur wenigstens Boden zur Freiheit und zum Ruhme in ihnen wäre? In Kurland aber ist Freiheit und Sclaverei zu Hause!“ — —

Weil wir bei den Sprachen sind, muß ich noch bemerken,

daß mein Vater nur blutwenig hebräisch — arabisch und chaldäisch aber gar nicht wußte. Er hatte sich wegen des Hebräischen im Anfange vielen Nachreden ausgesetzt, da er so ehrlich gewesen, die Grenzen seiner Kenntnisse nicht zu verbergen. Nach der zehnten Hauptverfolgung, die mein Vater dieserhalb in Kurland erlitten, zog gerade ein sehr geschickter Conversus (jüdischer Christ oder getaufter Jude) unsere Straße, und dieser brachte meinem Vater zunächst das Jüdisch-Deutsche in wenig Stunden bei. Meine Mutter traute ihm nicht recht und probirte seinen Glauben täglich mit Schweinefleisch, das sie ihm vorsetzte. Da mein Vater ihr diese Methode verwies und andere Schüsseln anordnete, um den ehrlichen Sprachmeister von dieser Tortur oder von diesen christlichen Daumschrauben zu befreien, war sie der Gesinnung jenes Königs von Spanien, welcher gesagt haben soll: drei Wasser verdürben: das süße Wasser im salzigen Meer; das Wasser im Wein und — das Taufwasser auf dem jüdischen Kopfe.

Indessen versöhnte sie sich allmählich doch mit dem Manne, weil er meinen Vater im Hebräischen unterrichtete. Meine Mutter trug schwer daran, daß er — wie sie sagte — „die Gottessprache nicht gründlich kenne!" Daher war sie im Grunde dem Conversus dankbar und wünschte ihm bei seiner Abreise von Herzen eine gründliche Beständigkeit im christlichen Glauben. „Wanken Sie weder zur Rechten noch zur Linken," hatte sie zu ihm gesagt. „Wie ein frisches Hemde am schwülen Tage sei Ihnen der Trost des christlichen Gewissens!" Mein Vater gab seinem scheidenden Sprachmeister statt des Schatzkästleins von Trostsprüchen einen Zehrpfennig und nahm ihm das Versprechen ab, gewissen Geistlichen in Kurland, die über meines Vaters Unkenntniß im Hebräischen oft den Stab gebrochen, keine Lektion zu ertheilen. — Den Herren Amtsbrüdern gegenüber wußte er sich nun so vortrefflich bei Ehren zu halten, daß sie erstaunten, wenn er den Grundtext der Schrift tapfer citirte. Die griechische Sprache, wovon die Herren Amtsbrüder nicht zu viel wußten, war nicht hinreichend gewesen, meinem Vater Ruhe zu schaffen. Sie hielten es mit

dem alten Testament — bis zur Ankunft des Conversus; und nun war jeder furchtsam, in meines Vaters Gegenwart an die heilige Schrift alten Testaments zu rühren; und jeder wunderte sich, warum er mit seiner hebräischen Sprachkenntniß so lange hinter dem Berge geblieben.

Drittes Kapitel.

Spielgenossen.

Ich habe meinen Lesern den Auftritt des alten Herrn und seines Benjamins versprochen. Den ersteren habe ich in meinem Leben nie unter einem andern Namen als dem des „alten Herrn" kennen gelernt. Wer mich also nach seinem Vor- oder Zunamen fragt, erhält eine abschlägige Antwort. Ich interessirte mich überhaupt nur deshab für ihn, weil er der Vater meiner beiden besten Spielgenossen war. Es nahm der „alte Herr" bei der Kirche meines Vaters eine Art Cantor- oder Lehrerstelle ein und wohnte „eines Feldweges weit" vom Pastorate entfernt auf einem kleinen Höfchen, das als „Küsterat" galt. Seine Lebensgeschichte kann von keinem besonderen Belang sein, indem sein ganzes Wesen Allem, was man Belang heißen kann, geradezu entgegen war. Er selbst behauptete von sich, so oft man's ihm so nahe legte, daß es ihm an den Fingern brannte: er sei ein „Literatus". Meine Mutter, die sich nicht stark genug dünkte, ihm diese Ehre abwendig zu machen, ließ ihn zwar Literatus sein, indessen pflegte sie ihn in Rücksicht dieser Würde eine „geschwächte, eine zu Fall gekommene Person" zu heißen. Es ging auch die Rede, daß er das Schneiderhandwerk gelernt hätte; wenigstens übte er dieses Handwerk im Stillen aus; und alle meine Schlafröcke und täglichen Kleider sind durch seine gelehrte Hand gegangen. Er war im Grunde genommen ein Tausendkünstler.

Bei einigen hochwohlgeborenen kurischen Herren hatte er sich

zum Hofnarren, zum Kammerherrn, zum Forst- und Jägermeister brauchen lassen. So geschah es einmal, daß er einem Adeligen, der verstorben war, und in seinem Leben stets als eine Schlafmütze gegolten, den Gegnern desselben zu Gefallen eine Grabschrift setzte, welche lautete:

„Hier schläft ein Mann, der nie gewacht hat. Wanderer, bete für ihn, — sonst verschläft er den jüngsten Tag.“

Nachdem er so seinen Muthwillen an dem Todten ausgelassen, griffen ihn die noch lebenden Freunde desselben, sperrten den „alten Herrn“ auf drei Tage und drei Nächte bei Wasser und Brot ein und schrieben ihm als seine zukünftige Grabschrift an die Thür:

„Hier wacht der lebendig Todte.“

Viele Leute pflegten nachgerade dieser Grabschrift wegen mit dem „alten Herrn“ ein Gespötte zu treiben und zu behaupten, daß er bei lebendigem Leibe spuke!

Nachdem er am Ende einsah, daß es besser sei ein Schneider als ein Hofnarr zu sein, zog er sich in bester Ordnung zurück, nahm seine letzten Kräfte der Hofkunst zusammen und war so glücklich, seine Herren Principale dahin zu überschwatzen, daß ihm zeitlebens ein standesmäßiger, das heißt ein höchst nothdürftiger Unterhalt angewiesen wurde. Es legte sich der „alte Herr“ sodann auf den Unterricht von Kindern, stand mit den Pastoren der Gegend in gutem Vernehmen und verrichtete sogar einige heilige Handlungen, wobei die Herren Geistlichen substituiren können. Zuweilen rührte er das Positiv, welches in einer unserer benachbarten Kirchen stand. Dieses aber mußte wenigstens vierzehn Tage zuvor bestellt werden, und dann war es doch nur ein Gastpräludium. Er behauptete, daß man sich auf ein Präludium eben so sehr, als auf eine Predigt vorbereiten müsse; ja seiner Meinung nach verriethe es einen großen Musikus, wenn man das Evangelium so zu sagen ins Präludium setzen, und es so deutlich in Noten ausdrücken könnte, daß, wer das Präludium höre, auch zugleich das Evangelium wissen müßte.

Hierüber wurden dem alten Herrn von meiner Mutter verschiedene Einwendungen gemacht; allein er behauptete, er hätte nur neulich das „Vater Abraham erbarme dich mein!“ — so natürlich auszudrücken gewußt, daß der ganzen Gemeinde darüber Furcht und Schrecken angekommen wäre. Und da ihm meine Mutter das Evangelium von der Beschneidung, von den viertausend Mann und vom steinichten Acker entgegensetzte und ihn befragte, wie er denn Weizen und Kornland, fünf Gerstenbrote und ein wenig Fischlein in der Musik ausdrücken könnte, wollte er zwar im Anfange behaupten, daß dies Alles in Musik zu übersetzen wäre, nachher aber schämte er sich über sich selbst. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß meine Mutter sich vor der satyrischen Ader des „alten Herrn“ gar nicht fürchtete, so furchtbar ihn auch in der ganzen Gegend seine Einfälle gemacht hatten. „Eine Schneidernadel,“ pflegte sie zu sagen, wenn er einen Einfall wider sie hatte; und wenn sie ihn recht ärgern wollte, nannte sie ihn „Thonkünstler“, welchen Ausdruck er weniger als Alles leiden konnte, indem er sich hierdurch zu einem Töpfer erniedrigt zu sein dünkte, und sich hierbei um so mehr getroffen fand, als er dieses Handwerk in den langen Winterabenden, wie er versicherte, bloß seine Augen zu schonen, die freilich durch Noten und Fäden gelitten hatten, mitunter trieb. Er selbst wollte nur ein „Freitöpfer“ sein, wie „viele unserer adeligen Herren Freimaurer sind“. Er verstand auch etwas vom Schuhmachen, allein nicht das mindeste von der Poesie. Meine Mutter pflegte daher von ihm zu sagen: „er hätte den kalten Brand.“ Dieser Ausdruck hing bei ihr vielleicht damit zusammen, daß sie die Hölle „brennende Kälte“ nannte.

Es war dem „alten Herrn“ zur Gewohnheit geworden, wenn er etwas suchte, auf den Tisch zu klopfen, welche Mode die Schneider haben, wenn sie die Scheere suchen; auch wackelte er beständig mit dem Fuße, welches den Töpfern eigen sein soll. Vom Schuster hatte er das weite Ausholen mit den Händen, vom Spielmann aber einen taktmäßigen Schritt. Da er vor der poetischen Gelehrsamkeit meiner Mutter Respekt hatte, unterstand er sich nicht, aus

seinem alten Kramladen ihr zum Nachtheil eine witzige Antwort herauszusuchen. Er saß vielmehr, wenn sie ihn böse gemacht, ganz still, und, wie meine Mutter sagte, so gerade, als wenn er sich barbiren ließ.

Da der „alte Herr" übrigens podagrische Zufälle hatte, welche nach meiner Mutter Meinung nur ein Edelmann oder Literatus haben könnte; da ferner der ehrliche Liederdichter Nicolaus Hermann vom Zipperlein geplagt gewesen, welches aus dem letzten Verse des Liedes: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist", erhellet:

Wer ist, der uns das Liedlein sang?
Ist alt und wohl betaget;
Diesmal kommt er nicht aus der Stadt,
Das Zipperlein ihn plaget.
Oft seufzt er und hat Gott im Sinn;
Herr, hol' den kranken Hermann hin,
Wo jetzt Elias lebet.

Da auch noch ferner der alte „kranke Hermann" viele gute Choräle gemacht und ein bewährter Tonkünstler und Cantor gewesen, so beehrte meine Mutter zuweilen den „alten Herrn" mit dem Namen Hermann, obgleich ihm die Haupteigenschaft des Nicolaus Hermann fehlte und der alte Herr „den kalten Brand" hatte.

So empfahl sie dem „alten Herrn" auch anstatt der letzten Reihe zu singen:

Herr, hol' den alten Hermann hin,
Dort wo es ewig taget.

Die Verbesserungsfreiheit nahm sie sich indessen bei den guten alten Liedern sehr selten heraus: denn sie war keine Liebhaberin von Liederänderungen, und mochte nicht, wie sie sagte, den „Saft und Kraft des Alten wässern und entkräften," auch wenn hier und da bei den guten Alten eine Silbe zuviel daherstolperte. —

Benjamin, der lahme Sohn des „alten Herrn", gefiel mir unter allen Jungen unseres Kirchspiels am besten. Da wir die Gewohnheit hatten, historische Kriegsspiele mit einander aufzuführen und ich vollkommen entschlossen war, bei unserer Darstellung der Heldengeschichte Alexanders des Großen aus meinem Freunde

Benjamin einen „Darius“ zu machen, so muß ich gestehen, daß ich viel Mühe hatte, bei den übrigen Spielgenossen durchzukommen. „Wie kann Benjamin Darius werden?“ schrie das Heer der Mitspieler. „Hier sind acht Jungens, die gerade Beine haben; und außerdem, daß dem Herrn Benjamin (so nannten sie ihn, weil er Candidat des Throns war) das Bein nicht an der rechten Stelle sitzt, hat er den Fehler, daß er link ist.“ — „Nehmet sieben“ — sagte ich stolz nnd meiner selbst bewußt — „nehmet sieben nach der Anzahl der sieben Fürsten, welche den König Smerdis mit seinem Anhange ausrotteten; und der, dessen Pferd, wenn ihr beim Spital angeritten kommt, am ersten beim Aufgange der Sonne wiehern wird, sei Darius.“ — „Gut,“ sagten die sieben Candidaten der königlichen Würde. Allein sie wußten nicht, daß Benjamin, der königliche Candidat, es so einrichten ließ, wie es Darius, des Hystaspis Sohn, oder vielmehr dessen Stallmeister einrichtete, und wie man es noch bis auf den heutigen Tag bei allen Wahlen, man wähle einen König, einen Landesdeputirten, einen Priester, einen Küster, einrichtet. Es wird überall gewiehert! Kurz: Benjamins Pferd wieherte zuerst und die Krone war sein.

Einen „Alexander“ durften wir nicht lange suchen, denn die heilige Taufe hatte mir dazu ein Recht gegeben. Fast schäme ich mich, daß ich meinen Lesern so spät eröffne, daß ich Alexander heiße. Um indessen diese Verspätung gut zu machen, will ich dabei bemerken, daß meine Mutter mit diesem Namen Einen ihrer Ahnherren, den Alexander Einhorn, zweiten Superintendenten in Kurland, mein Vater aber den wirklichen Alexander oder den Alexander Magnus zu verstehen schien. Meine Mutter hielt sogar das Wort Einhorn für eine freie Uebersetzung des Namens Alexander und rief mich daher sehr oft „Einhörnchen“, obgleich mein Vater nicht sonderlich damit zufrieden war. Es war ihr sehr unangenehm, daß wir heidnische Historien aufführten; daher sie, sobald sie Kriegsgeschrei im Dorfe hörte, uns die Historie vom Joseph in Vorschlag brachte, wozu sie unter andern den Grund hernahm, daß ich einen bunten Rock hatte. Indeß bestärkte mein Vater meinen Entschluß, Alexander zu werden. Zwar legte er es

nicht darauf an, einen Alexander den G r o ß e n aus mir zu ziehen. „Unter dem Orden G r o ß" — sagte er — „liegt etwas Seelenverderbendes, es trage diesen Orden ein Monarch unterm oder überm Kleide, oder ein Privatmann am Knopfloche. H ü t e D i c h v o r d e m, d e n G o t t g e z e i c h n e t h a t. — Regenten, die sich so peinlich, wie Alexander der Große bemühen, Groß zu heißen, leben kaum — der lieben Unsterblichkeit wegen. Sie tragen Fesseln, die ihnen die Dichter und Redner anlegen. Ein „g r o ß e r" Privatmann ist fast noch unerträglicher. Die Größe ist dann meist — Aufgeblasenheit. Ich rathe Euch: Riegelt die Thüren eurer Herzen zu, wenn ein solcher sich melden läßt, und laßt ihn höchstens ein Visitenblatt einreichen. Ich wollte mit ihm nicht unter Einem Dache wohnen, wenngleich er mir den rechten Flügel seines Schlosses einräumen würde." —

Warum hieß ich denn Alexander? Antwort: eben darum, weil der Held Eugen unterm Spiegel hing. Mein Vater war sehr für mannhafte, tapfere Leute: mithin lag ihm der Soldatenstand nicht aus dem Wege. Alles war bei ihm nach Soldatenart. Er hatte zum Exempel die Gewohnheit, alle Jahre seinen Büchervorrath, den er „Armee" oder „seine Macht" nannte, auszustäuben. Dies hieß in seiner Sprache „sie mustern und Revue halten". Alle acht Tage zogen zehn Bücher auf die „Wache". Es war ein besonderer Ort, wo sie aufgestellt wurden. Seine Absicht war, diese zehn zu durchlaufen. Meine Mutter fand hierbei viel Anstößiges, weil auch „geistliche Bücher" sich diesen Kriegsdienst gefallen lassen mußten.

Mein Vater hatte sogar alle Schriftstellen, wo von Soldaten geredet wird, gezeichnet. Mit besonderer Seelenfreude predigte er über jene Epistel am einundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis (Eph. 6, 10 ff.), wo Paulus den Christenmenschen geharnischt in den Kampf führt. Dieselbe ist im Haupt-Exemplare meiner väterlichen Bibel erschrecklich begriffen! Wenn er über diese Epistel predigte, sagte meine Mutter: „Heute geht er gestiefelt und gespornt wie ein geistlicher Ritter auf die Kanzel." — Laß ihn, liebe Mutter, den hochwürdigen und gestrengen Herrn! Er ist ein Mann —

mein Vater! Wenn es aus seiner Bibel ziemlich deutlich hervorgeht, daß er für den Soldatenstand sei, bin ich denn darum schon in Reih und Gliedern? Und am Ende, liebe Mutter, heißt es: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Sind wir nicht alle — geistliche Soldaten, die sich zum Himmel durchschlagen müssen?

Noch viele andere Stellen, nicht bloß im apokryphen Buch der Makkabäer, sondern namentlich aus den Büchern der Könige, der Chronik und der Psalmen waren so angestrichen. Gern hätte ihm meine Mutter diese Zeichen insgesammt wie Spreu in die Luft zerstreuet. Allein sie schien diese Schriftstellen selbst als bewaffnet anzusehen. — Jetzt, da mein Vater längst heimgegangen und den letzten „Kampf und Strauß" hinter sich hat, da sollen auch in meiner Erinnerung diese durch ihn geheiligten Zeichen wie Fahnen in der Kirche hängen! Da liegt sie vor mir, diese väterliche Bibel, wo Stunde, Tag und Jahr meiner Geburt von meinem Vater selbst eingeschrieben ist. Bei meinem Namen steht: „eine schwere Geburt! Der Name des Herrn sei gelobt!" — Feierlich spreche ich Amen dazu! Theure Bibel, jedes Zeichen in dir, ob's gleich eine Menschensatzung ist, bleibt mir doch unschätzbar. Es enthält für mich einen Zug vom Bilde meines seligen Vaters, der jetzt, da ich dieses schreibe, schon längst überwunden hat. —

* * *

Ich kehre zu unserem jugendlichen Soldatenspiele zurück. Wir lieferten alle Schlachten, die Alexander einst geliefert hat; und wenn sie zu Ende waren, fingen wir sie von Anfang an. Benjamin mußte sich's gefallen lassen „bei Issus" geschlagen zu werden, wobei er eine Menge Volks verlor. Und ich bekam seine „Frau Mutter Majestät" und „seine Kinder königliche Hoheiten" zu Kriegsgefangenen. Die „königliche Frau Mutter" stellte auf Befehl meines Vaters unsere alte Köchin vor; meine Mutter sagte: „kann sie nicht lieber die Potiphar machen?" —

Die „älteste Prinzessin Tochter" war Minchen, Benjamins Schwester. Meiner Meinung nach verdiente sie „Königin" zu sein.

Daher sollte sie auch später „Alexanders Gemahlin“ werden. Noch schien sie uns zu jung und zart dazu.

Still und fein, wie ihr ganzes Wesen, so war schon damals ihr Benehmen im Spiel. Weiß Gott, wie sie zu solch einem Vater oder der „alte Herr“ zu dieser Tochter gekommen war! Sie glich ihm in keinem Zuge; sie schien vielmehr das Ebenbild ihrer Mutter. Diese, ein tugendsam Weib „unverrückt mit sanftem und stillem Geist“, war zwar nicht „aus dem Stamme Levi“ — was ihr meine Mutter nie recht verzeihen wollte — wohl aber, das sah man ihr sofort an, aus dem Stamme der christlichen Einfalt und Ehrlichkeit. Und demgemäß hatte sie die Tochter erzogen.

Minchen hatte in ihrem Auftreten etwas sehr Bestimmtes; ohne je zu schelten, beherrschte sie uns Alle. Gleichwohl hatte sie ein sehr theilnehmendes Gemüth. Schon als Kind nahm sie sich immer der schwächlichsten Pflanzen an. Sie begegnete ihnen wie armen Leuten. Sie begoß sie immer zuerst. Und wenn der Wind eins beschädigte, zog sie ihm das gebrochene Bein in Ordnung und heilte womöglich den Schaden. Ging ihr eins aus, war es ihr so, als wenn etwas Lebendiges gestorben wäre.

Ich erinnere mich noch lebhaft einer Geschichte, als ein paar lose Buben aus einem Finkennest zwei Eierchen gestohlen hatten und das kleine Minchen davon erfuhr. In ihrem Zorn forderte sie die Eier wieder. Und als sie erfuhr, daß sie schon ausgeblasen waren, lief sie spornstreichs in den Stall, holte ein paar frische Hühnereier aus dem Nest und verlangte von Benjamin, er solle hinaufklettern und sie den beraubten klagenden Vögelein als Ersatz in das Nest thun. Benjamin widersprach theils wegen seines lahmen Beines, theils weil er Hühnereier sehr weislich für zu groß hielt, um sie in ein Finkennest zu legen. Minchen schwang sich ohne weiteres Besinnen selbst auf den Baum und wäre vor Freude fast hinuntergefallen, als die bestohlenen Eltern sich wirklich darauf setzten.

Ein anderes Mal hatte Minchen einem armen Judenjungen, der von einem benachbarten Adeligen wegen schlechter Pfeifenköpfe,

die er ihm verkauft, hart mißhandelt und all seiner armseligen Habe, mit der er hausirend herumging, beraubt worden war, einen großen Theil ihrer Weihnachtssächelchen geschenkt. Sie mußte sich darob viel Spott von den Spielkameraden gefallen lassen, während ich mich zu ihrem Ritter aufwarf.

Meine Kinderfreundschaft mit Minchen war meiner Mutter nie recht. Sie fürchtete wohl schon damals die Folgen; denn sie wünschte sich eine Schwiegertochter „aus dem Stamme Levi“! —

Minchens Art an unseren Spielen Theil zu nehmen, übte eine veredelnde Wirkung auf das ganze „Heer“. Schon als Knabe empfand ich eine unbegrenzte Ehrfurcht gegen dieses wundersame Kind mit seinen tiefen, dunkelglänzenden Augen und lichtbraunem Haar. Sie war ein paar Jahr jünger als ich, aber für ihr Alter hoch und schlank gewachsen, mit etwas zur Seite gebeugter Haltung wie eine Lilie. Ihr meine Verehrung zu gestehen, wagte ich lange nicht; und nie habe ich gegen sie etwas aussprechen können, was an Schmeichelei oder Liebelei streifte.

So hab' ich ihr es auch nie gesagt, daß ich ihretwegen einem unserer Mitspieler — des Amtmanns Sohn Christoph — zwei Finger gelähmt hatte. Er behauptete nämlich: „Minchen sei verwachsen.“ — „Das ist sie nicht,“ schrie ich und — wir lagen uns in den Haaren!

Ihr Bruder Benjamin, etwas älter als sie, hatte zwar die rechte Hand nicht in seiner Gewalt, aber das Herz auf dem rechten Fleck. Er war ein etwas schüchterner guter Junge, ehrlich und treu — wie der Wiederhall. Nie wollte er es zugeben, daß wir auch „den Tod des Darius“ vorstellten, theils weil er „über den Tod nicht spaßen“ wollte, theils weil er vielleicht fürchtete, aus Todesangst uns unter den Händen bleiben zu können. — Es fielen wohl auch die lateinischen oder griechischen „Reden“, die ich mitunter in unseren Spielen zu halten mich erdreistete, bei ihm nicht gerade auf fruchtbaren Boden; aber im Lettischen war er dafür mein Alexander und hielt seine „Gegenreden“ frischweg in „kurischer Sprache“. Kurz: Benjamin und ich waren in der That

„gute Feinde" zusammen; und die Sonne ging nicht unter während unserem Zorn. Benjamin und Minchen waren die zween Lieblinge meines Herzens. Wir drei waren wie Kastor, Pollux und Helena — ein fröhlich grünendes Kleeblatt. —

Viertes Kapitel.

Todtkrank.

Damit ich Alles signire, war's in meinem vierzehnten Jahre, da ich ohne Hoffnung krank darniederlag. Mein Vater konnte nicht begreifen wie's zuging. „Bei einer solchen Bewegung an Leib und Seele," sagte er, „wo kommt das Übel her?" — „Vom betrübten Sündenfall," half ihm meine Mutter aus; denn alles Böse war bei ihr ahnenreich und vielschildig. „Vom betrübten Sündenfall," seufzte mein Vater; und meine Mutter sang aus vollen Seelen- und Leibeskräften:

Heut' sind wir frisch, gesund und stark,
Sieh, morgen liegen wir im Sarg;
Heut' blüh'n wir wie die Rosen roth,
Bald krank und todt,
Ist allenthalben Müh und Noth.

Mein Vater, der diesen Vers mit vieler Andacht gehört, doch aber noch nicht mitgesungen hatte, verfolgte seine Zweifel. Seine Meinung, um sie zu filtriren, war, daß ein Mensch, der der Natur getreu wäre und ihrem Fingerzeig folge — „denn es ist Gottes Finger," setzte er hinzu — „daß ein solcher Mensch, der seiner Seele und seinem Körper nicht zu viel, nicht zu wenig thäte, nicht krank zu werden und ehe er achtzig erreicht hätte und das Gewicht abgelaufen wäre, auch nicht zu sterben brauche."

„Indessen" — bemerkte meine Mutter — „Etwas fehlt einem Jeden; und wenn er ein Gesicht wie ein Stettiner-Apfel hätte. Wir haben alle einen Schaden und der kommt von Adam her; du magst sagen was du willst."

„Wenn du so den Fall Adams nimmst, magst du Recht haben," erwiderte mein Vater und setzte nach einer Pause hinzu: „kann aber der liebe Junge nicht aufstehen? Arbeit ist die beste Arznei wider den Tod. Auch ein Kranker sollte arbeiten, wenn's auch nur so viel ist, als er zu seiner Beköstigung braucht. Das ist ja wenig! Die Natur hat ihm nicht mehr auferlegt, als er ertragen kann. So allmählich, als ein Kranker Appetit bekommt, fängt er auch an besser zu werden."

Ich hörte in meinem Bette diese Bemerkung meines Vaters und empfand sie wie einen Vorwurf. Mit kläglicher Stimme preßte ich die Worte heraus: „Vater, ich kann nicht mehr auf — kann auch nicht mehr essen."

„Armer Junge!" — sagte er und verließ traurig das Krankenzimmer. —

Ich wollte doch versuchen aufzustehen. „Bleib, bleib!" — rief meine Mutter und setzte sich zu mir. „Es ist immer besser, die Krankheit trifft uns auf dem Bette, als auf dem Felde. Davon weiß ich auch ein Lied zu singen! Gewisse Krankheiten wollen wie vornehme Leute behandelt werden; man muß ihnen entgegen kommen — ein Flußfieber nimmt's so genau nicht."

Mein Vater kam wieder und faßte mich an Stirn und Hände; ich konnte in seinen Augen in Frakturschrift lesen, was er, sobald er bemerkte, daß ich hineinsah, vor mir verbarg. —

So sehr mein lieber Vater wider die Aerzte war, die er wie manche Beichtväter und Gewissensräthe für etwas hielt, was uns oder vielmehr unsern Gott und die Natur, sein Werk, von einander schiede, so gab er doch dem Verlangen meiner Mutter nach, die sich ihr Votum nicht nehmen ließ. Oft habe ich meinen Vater sagen gehört: „Ohne Arzt stirbt man leicht und schnell. Mit einem Arzte stirbt man täglich. Wer bis zu seinem letzten Augenblick wahrhaft lebt, wer beharret bis an's Ende, stirbt gar nicht — er wird lebendig gen Himmel geholt; und dies Alles kann man nur ohne Arzt." Dies und noch mehr sagte er sehr oft; allein jetzt blieben diese schönen Sprüche weg, er schrieb an den Doctor Saft, der sechs Meilen von meinem Puls entfernt war, und

machte ein Gesicht als ein Referent, der trotz seiner Meinung durch die Mehrheit überstimmt ist.

Die Antwort des Doctor Saft traf meinem Vater das Herz. Er bestätigte mit seinem Beispiel, daß uns die Aerzte feig machen, indem sie Gefahren aufdecken, die sonst vor uns verborgen sind.

Meine Mutter hingegen ward so sanft wie ein Lied. Er nahm sie bei der Hand, zeigte ihr den Brief des Doctors, und sie, ohne Schrei, ohne Ach, stimmte an, indem sie ihre thränenfeuchten Augen gen Himmel richtete:

Da wird uns der Tod nicht scheiden,
Der uns jetzt geschieden hat;
Gott der Herr wird selbst uns weiden
Und erfreu'n in seiner Stadt.
Ewig, ewig für und für,
Ewig ewig werden wir
Mit einander jubiliren
Und ein englisch Leben führen.

Noch sang mein Vater nicht mit. Seine Seele war versunken in Schmerz. „Meine Hoffnung," seufzte er, „die der Herr bei meinem stummen Gram mir in einem fremden Lande aufgehen ließ: Ein Nachtfrost, und siehe da" —

„Er hat ja große Hitze," sagte meine Mutter.

„Gütiger Gott!" fuhr mein Vater fort — „laß ihn mir, laß ihn einem Unglücklichen, der für sich lange die Wünsche aufgegeben, daheim zu dem Staube seiner Väter versammelt zu werden."

„Herr Superintendent Alexander Einhorn," fiel meine Mutter ein, „liegt in Kurland begraben." —

„O mein Sohn!" sagte mein Vater, der sich in seinem Gebete nicht hätte stören lassen, wenn's eingeschlagen hätte, — „O mein Sohn, mein Sohn! wollte Gott, ich könnte für dich sterben!" —

Hierauf sagte meine Mutter kein Wort mehr. Sie war nicht gefühllos. Ich sah nur bei dieser Gelegenheit, was ich oft gesehen, daß das schlecht und rechte Christenthum eine gewisse edle Gleichgültigkeit, einen gewissen Liederton im Leben wirkt, der uns

bei Allem in der Welt, wär's auch ein Alexander-Verlust, Ruhe in's Herz weht. So war's bei meiner Mutter! Mein Vater schlug wie Petrus mit dem Schwerte drein. Seine Religion war ein höheres Hallelujah, welches aber für die Vollendeten gehört und das für die Zeitlichkeit nicht zu sein scheint. Bald sind wir zwar, wenn wir uns in diesem höhern Chor befinden, entzückt bis in den dritten Himmel; bald aber schreien wir, wenn die Anfechtung kommt: „Herr hilf uns, wir verderben!" Lange stand mein Vater mit gelähmter Seele; allein meine Mutter brachte ihn auf ein anderes Thema: „Eins — lieber Mann," sagte sie, „bedaure ich."

„Ich mehr als Eins," sagte mein Vater; — „und was ist dieses Eine, mein Kind?" — fuhr er nach einer Pause mit bedeutender Miene fort.

Meine Mutter nahm ihn (ohne ihm gleich zu antworten) bei der Hand und drückte ihm, da sie noch immer ihn schweigend anblickte, ein wiederholtes liebliches: „Was denn?" — heraus. Endlich sagte sie mit stillem Kopfnicken, indem sie sich eine Thräne aus dem Auge wischte: „Ach! daß ich ihn nicht predigen gehört!" — —

Mein Vater seufzte laut ohne ein Wort zu sagen. Nach ihrer Meinung hätte mir eine Predigt einen gewissen Rang im Himmel zutheilen müssen. Ob ich nun gleich nicht die Kanzel bestiegen, so versicherte mich jedennoch meine Mutter, da mein Vater mit gekreuzten Händen wieder hinausgegangen war, daß sie mir, falls ich stürbe, ebenfalls ein Monument in der Speisekammer errichten würde. „Der alte Herr," sagte sie, — „soll deinen Namen in Mitau zum Druck befördern, und da du von deinem lieben Ahnherrn, den wir in der Speisekammer aufgehängt, eine schreckliche Aehnlichkeit hast, brauche ich nur die Unterschrift drunter zu setzen und so — so ist euch beiden geholfen. — Von den sechs Nägeln für einen Vierding sind ohnedies noch zwei übrig. Verlaß dich auf deine Mutter!" —

Dieser an sich unbeträchtliche Umstand von den „zwei übriggebliebenen Nägeln" fiel mir so auf, daß ich von dieser Minute

an den letzten Rest meiner Hoffnungen einbüßte und meinen ungezweifelten Tod in den „zwei Nägeln" sah. Ich war kein Alexander mehr; ja, ich fühlte es, daß die Medicin vergebens mit der Einbildungskraft stritt. Es schlug nichts an!

„Wenn er nur ein einzigesmal gepredigt hätte," wiederholte meine Mutter, als mein Vater wieder in's Zimmer getreten war. Er, der bei dergleichen Irrthümern sonst ein sehr heftiger Widerleger war, that nichts weiter als seufzen. Eine totale Sonnenfinsterniß lag auf seiner Seele, sein Herz konnte nicht in's Geleise gebracht werden. —

So vergingen drei bis vier Tage. „Werde ich sterben?" fragte ich meinen Vater, als er sich an mein Bette setzte. „Gott kann dir helfen!" sagte er; und meine Mutter: „wie Gott will!" Nach einer Weile zog ich meine Mutter fest an mich und stöhnte: „Ach! — die — die zween Nägel?" — Sie glänzten mir in meiner Phantasie so schrecklich, als die Kometen dem gemeinen Manne. Wie verstellt die Verzagtheit, die Mutter der Hypochondrie, die Geberden eines jeden Dinges!

Meine Mutter, ohne die Frage in ihrem ganzen Umfange zu bedenken, antwortete: „Sie sollen deinen Namen" —

„Ach Mutter, Mutter!" war meine vielsagende Antwort.

„Und hilft dir Gott" — fuhr sie mit fester Betonung fort — „hänge ich deine Lieblingswürste dran."

„Die" — sagte ich — „liebe, liebe Mutter, die" — ich konnte sie vor Freude nicht bestimmen. „Eben die" — antwortete sie. Das war Medicin. Ich sammelte mich. Jene Kometen verloren ihren Schein. Ich sah, anstatt meines Namens im Druck, zwo kleine Würste. Ich bekam Appetit und hätte gewiß alle beide aus freier Faust aufgegessen, wenn nicht alsdann die beiden Nägel wieder vacant geworden wären.

Ich schlief diese Nacht vortrefflich und, wenn mein Vater nicht noch ganz verfinstert gewesen wäre, würde er aus meinen Augen eben so viel gelesen haben, als ich zuvor aus den seinigen las. —

Da bekam mein Vater unerwarteter Weise einen großen Brief, für den er viel Postgeld bezahlen mußte.

Er las diesen Brief, las ihn wieder, und da er ihn zum drittenmale anfing, rief er mit wehmüthiger Stimme: „Licht! Licht! Es ist aus!" — „Gott!" — schrie ich — „aus!" und auch meine Mutter, die den Brief für eine Hiobspost des Doctors hielt, rief in großer Erregung: „Aus? — O, wenn er lieber auf die Würmer kurirt hätte! — Nicht wahr? lieber auf die Würmer?" —

„Es ist aus!" sagte mein Vater ohne zu hören. — „Ach ja, der Stärkste in seiner Kunst ist der Doctor Saft nicht," fuhr meine Mutter fort. „Ich wette, er ist da Doctor geworden, wo der alte Herr — Literatus gewesen ist." — „Gottes Wege sind nicht unsere Wege!" sagte mein Vater wie abwesend: „Im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters im Herrn entschlafen!" — „Wer?" fiel meine Mutter erschreckt ein, „Doctor Saft? er ist todt — der geschickte Mann? — Kurland verliert viel an ihm!" — „Er war die letzte Stütze des Hauses!" fuhr mein Vater zu jammern fort, ohne auf die Mutter zu hören. „Wie so?" — rief die Mutter, — „er hat ja noch einen Bruder!" — „Licht, Licht, Licht!" schrie mein Vater in Thränen — „Alles todt! Alles todt!"

Man brachte ein Licht. „Noch eins!" — sagte er. Und nachdem er beide Lichter (es war heller Tag) hingestellt hatte, nahm er eine Handvoll Papiere, die sich mit dem neuen Briefe, für den er soeben viel Postgeld bezahlt hatte, begrüßten, und nachdem er diese Papiere allzusammen gen Himmel gehalten, sagte er: „Wie du willst, unbegreiflicher Gott!" —

Er steckte an, und noch höre ich die wehmüthige Stimme: „Wir sind Staub, und unsere Hoffnungen Staub und Alles Staub! Du bist Erde und sollst zu Erde werden!" —

Die Nägel fingen wieder an in meiner Einbildungskraft zu blinken. Ich sah meinen Tod vor Augen und empfand, wie es einem jungen Menschen von vierzehn Jahren zu Muthe ist, wenn er sterben soll.

Freilich hätte mir einfallen können, daß ein Brief vom Doctor

Saft und so viel Postgeld nicht im Verhältniß wären; doch fiel es meiner Mutter so wenig wie mir ein.

Mein Vater — so dachte ich — zog mit dem Doctor Saft über mein Leben schriftlich Schach. Mein Vater schrieb ihm seinen Zug, der Doctor den seinen, und die Verwirrung, die mein Vater durch das Wort „aus“, welches ein schreckliches Wort ist, erregt hatte, brachten meine Mutter und mich auf den Gedanken, Doctor Saft hätte „Schachmatt“ gesagt. Das Feuer ist ein vernichtendes Element! Noch schaudert mir die Haut, da ich diese Papiere brennen und sich in Asche verwandeln sehe; solch einen Eindruck machte dieses Feuer auf mich. Ich würde meinen Leib um Alles nicht verbrennen lassen, und viele meiner Leser, welche bedenken, daß die Verwesung zugleich eine Geburt sei, werden mir beitreten.

Nachdem wir beide, meine Mutter und ich, aus den abgebrochenen Reden meines Vaters zugleich einen andern Schluß zogen, Doctor Saft wäre nämlich vorausgegangen, wünschten wir ihm beide aus gutem Herzen eine glückliche Reise.

Nach vollbrachtem Opfer sah ich eine Thräne nach der andern die Wangen meines Vaters herabfließen.

Es sei nun das weinende Auge meines Vaters, oder das unrichtig vermuthete Schachmatt des Doctors die Ursache, die meine Mutter zum Singen brachte; sie fing an:

Gott eilet mit den Seinen —

und bei der zweiten Strophe fiel mein Vater in zweiter Stimme ein (zum erstenmale hören ihn also meine Leser mitsingen):

Läßt sie nicht lange weinen
In diesem Jammerthal. —

Wenn ich jetzo die Sache überlege, finde ich, daß ich eigentlich damals nur einen Sterbenden vorstellte; ich starb schön, ich starb poetisch, denn mein Körper hatte sich von der Aussicht auf die „zwei kleinen Würste“ erholt. Mein Herz war aber aller der Vorgänge wegen im fünften Acte des Trauerspiels. Ich war bewegt, ich sah Alles mit mir sterben.

„Eine Bitte habe ich noch an Vater und Mutter“ — fing ich nach einer langen Stille an.

Meine Mutter, die unfehlbar sich vorstellte, daß es wegen des Monumentes in der Speisekammer wäre, fragte leise: „An uns beide?“ — „Ja, liebe Mutter,“ sagte ich laut. — „Sprich,“ sagten sie beide. — „Verlasset — Minchen, des alten Herrn Tochter nicht.“ — „Gut,“ sagte mein Vater. — „Warum?“ fiel meine Mutter ein. — „Weil ich sterbe und mich ihrer nicht annehmen kann, liebe Mutter. — Schade, daß ich es nicht kann! Nach meinem Tode“ — fuhr ich weinend fort — „entdecke ihr, liebe Mutter, daß ich ihr gut gewesen bis in den Tod; denn ich möchte gern, daß sie mich nicht vergäße und mir auch gut wäre bis in den Tod. Wenn Minchen heirathet, ich möchte es nicht gern, wenn aber — sehet zu, liebe Eltern, daß sie einem ordentlichen Kerl ihre Hand giebt, und nun — und nun lebt wohl, meine theuren, lieben, gütigen Eltern, lebt wohl! lebt wohl!“ — Hier nahm ich alle ihre Hände zusammen und küßte sie und sagte: „Gott vergelte euch alles Gute. Seid Minchen und Benjamin gut, liebe Eltern, und wenn es sein kann, laßt mich hinter der Kirche an dem großen schwarzen Kreuz begraben, wo mein liebstes Lager war. Lieber Vater, du weißt den Platz so gut wie ich. Minchen wird, das weiß ich, sich gern auch da begraben lassen, wenn anders — ihr künftiger Mann es zugiebt; und auch ihr, meine lieben Eltern, wenn ihr so gütig sein wollet, ruhet zusammen mit mir bis an den Morgen des jüngsten Tages.“ — „Er ist schon ein Engel“ — sagte meine Mutter; und es ward völlig klar in ihrem Gesichte. — „Werden wird er's,“ sagte mein Vater. Bei ihm sah es noch sehr finster aus. Der Platzregen hatte aufgehört, allein eine Gewitterwolke hielt ihn zurück, und man hörte von ferne ein Donnerwetter murmeln. „Ich bin ruhig,“ sagte er; und das ist immer der größte Beweis, daß man's nicht ist. Mein Vater ermannte sich nach einer Weile und setzte sich zu mir an's Bette, um — mich mit der Stadt Gottes bekannt zu machen. Er hatte einen andern Himmel für ein Kind, einen andern für meine Jahre. Wir sprachen viel. Ich fragte ihn so, als ob er schon dagewesen, und er antwortete mir so. Ich will nur etwas anführen: Seine Meinung war, daß die Verwandlung eben so groß nicht sein würde. „Wir können“ —

sagte er — „nicht mehr durch ein Seherohr sehen, als was wir schon durch's Auge, wenn auch undeutlich, gesehen haben. In dieser Welt sehen wir in der Ferne eine Menge Menschen wie Dünste aus der Erde steigen, wie Gesträuch! — Im Himmel kommen wir diesem Menschenklumpen näher; wir werden sie kennen, wir geben ihnen die Hand. In dieser Welt ist Alles gleichsam nur gezeichnet, dort ist's ausgemalt. Was wir hier im Kleinen sahen, geht uns dort im Großen auf. Was giebt es denn in der Welt für eine Wissenschaft, die nicht schon im Grunde unserer Seele läge? Nur Licht hereingebracht und Alles ist aufgedeckt. — Was eigentliche Wissenschaft, bleibende Kenntniß, himmlische Wahrheit ist, brauchen wir eigentlich nicht erst zu lernen. Die Seele ist ein gestimmtes Instrument, das nur gespielt werden darf; und wenn du die Kunstwörter von der Sache abnimmst, diese Rüstung, die einem kleinen Körper das Ansehen eines Riesen giebt, find'st du nichts Unerwartetes. Die Gelehrten bemühen sich weislich, dieses ihr Kunststück nicht zu verrathen, weil sie damit auf die Märkte ziehen und große, bunte Zettel drucken lassen, um sich für Geld zu zeigen. Ist's denn Wunder, wenn der Gelehrte dem Ungelehrten in der andern Welt nichts nachgeben wird! O ihr Thoren, die ihr glauben konntet, ein Gelehrter würde dort schon eine höhere Classe der himmlischen Glückseligkeit betreten als ein Bauer. Der einzige Unterschied zwischen einem Gelehrten und Ungelehrten in der andern Welt wird sein, daß der erstere mehr vergessen muß als der letztere, um himmlisch zu wissen, was er weiß; und was ist schwerer, vergessen, was man nicht halb, nicht ganz wußte, oder gleich die Sache beim rechten Ende fassen?" —

„Nicht wahr, mein Junge" — fuhr nach einer kleinen Pause mein Vater fort — „ein schönes Buch, das wirklich schön ist, das vom Herzen kommt und zu Herzen geht, was meinst du? Hast du das nicht Alles selbst schon gedacht, was drin steht? Du hast nur — eine Kleinigkeit — das Buch nicht selbst geschrieben. Du hast dabei kaum etwas neu gelernt, sondern nur mit diesem Buche Feuer in deiner Seele angefacht."

Mein Vater nahm Gelegenheit, diese Sätze auf Vernunft und Religion anzuwenden.

„Aber die Sprachen," sagte ich, „die müssen wir doch lernen!" — „Nur Eine ist da — in jener Welt" — erwiderte mein Vater — „und keinem wird ein Wort fehlen. Sieh! wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtlich bei einander wohnen, — so wird's auch von Gedanken und von Worten heißen. Wie Nachbarskinder werden sie zusammenhalten."

„Hier" — fuhr er fort — „lernen wir Sprachen, um mit der Natur umgehen zu können. Wir wollen uns ihr gern bequemen und da ihre Hofsprache unbekannt ist, halten wir viele Sprachen in Bereitschaft und kommen, da kein Mensch mehr als eine Sprache recht wissen kann, mit einem ganzen Frachtwagen voll Grammatiken und Wörterbüchern, um bei der Königin Natur, mit Beihülfe dieser Dolmetscher, Audienz zu haben! — Die Natur versteht, wie Gott der Herr, ebenso gut deutsch, als griechisch und lateinisch; auch sie will nicht mit Worten, sondern im Geiste und in der Wahrheit verehrt sein. Eine Sprache ist der Hauptstuhl, das eigentliche Capital, die andern sind die Zinsen. — In dieser Welt sprachst du mit Gott deutsch, Jahnis spricht lettisch mit ihm. Wenn ein Deutscher französisch betet, läßt er sich vom lieben Gott französische Vocabeln überhören. Die letzten Worte sind alle in der Muttersprache, auch die letzten Seufzer so! — Da kommt gemein hin Alles an Stell' und Ort. — Man sagt sogar, daß sich das ganze Gesicht im Sterben verändere und der Hofmann wie ein anderer Mensch aussähe, und selbst ein Kain ohne Zeichen da läge, Alles in Gottes Gewalt." —

„Zu jeder Sprache — das weißt du, lieber Junge, denn du hast außer der commandirenden deutschen mehr als eine gelernt — gehört eine andere Zunge und ein anderer Mensch. Von der in der andern Welt läßt sich, glaube ich, kein einzig Wort, auch nicht einmal „lieber Gott" mit einer Menschenzunge aussprechen. Da fehlt's am R, am G, am L und an jedem Buchstaben. Eine Engelzunge ist uns vonnöthen!" —

Meine Mutter sang mitten unter dieser Predigt, da mein Vater Athem holte:

> Wie herrlich ist die neue Welt,
> Die Gott den Frommen vorbehält!
> Kein Mensch kann sie erwerben.
> Doch ist zu jener Herrlichkeit
> Auch ihm die Stätte zubereit't.
> Herr! hilf sie ihm ererben.
> Einen
> Kleinen
> Schall von jenen
> Freudentönen
> Schenk dem Schwachen,
> Ihm den Abschied leicht zu machen.

Mein Vater lehrte mich nachdrücklich das Irdische, das Hinfällige, das Hektische in dem größten Theile der menschlichen Kenntniß; und da er nur ein wenig anhielt, fing meine Mutter wieder an:

> Herr! wir wallen sämmtlich hier,
> Da der Leib uns hält verschlossen,
> Brüder! Menschen! was sind wir?
> Fremd' und Reichsgenossen.
> Unsers kurzen Wandels Lauf
> Geht hinauf,
> Da wir her entsprossen.

Mit Bezug auf unsere letzte „himmlische Reise“ fuhr mein Vater fort und sagte: „Erdbeschreibungen und Reisen zu Wasser und zu Lande und Weltentdeckungen sind darum gut, damit wir uns selbst entdecken und kennen lernen. Ich lese, das weißt du, sehr gern Reisen, um in mich selbst zu kehren; ich freue mich über jede neue Völkerentdeckung, weil ich hierdurch den Schlüssel zu mir selbst und zu meinem Nachbarn finde. Vom Anbeginn ist's so nicht gewesen, wie es jetzt in der Welt ist.“ —

Meine Mutter hat Vieles in dieser Predigt gefunden, was ihr zu prosaisch war. Ihr Himmel bestand aus einer Schaar heiliger Sänger und Sängerinnen. „Da“ — pflegte sie sonst zu mir zu sagen — „werden wir nicht reden, sondern Alles wird

Musik sein. Lauter Duettos und Terzetten, Recitative und Arien!" — Sie wandte indessen jetzt gegen das vom Vater Gesagte bloß mit dem Kopfe ein, den sie zuweilen von der Linken zur Rechten, wie die meisten Menschen ihre Köpfe zu schütteln gewohnt sind, schüttelte.

Wenn mein Vater nur etwas still hielt, wollte sie anstimmen; indessen konnte sie mit keinem Takt zu Ende kommen. Mein Vater griff beständig plötzlich ein.

„Es ist Ein Gott!" — sagte er mit erhabenem Ernst — „und deine Seele ist sein Hauch. Sein Bevollmächtigter ist das Gewissen. Du fühlst diesen Machthaber, wenn du ihn gleich nicht siehest, als einen gegenwärtigen Zeugen, wenn du im Stillen Gutes oder Böses thust. Er ist mit dir, er geleitet dich, um dich dort als Bürger in der Stadt Gottes einschreiben zu lassen mit einem neuen Namen, der über alle Namen in dieser Welt ist. — Gottes Güte, seine Gerechtigkeit ist's, daß wir im Tode nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat kein Ende! Neu ist sie am Morgen der Ewigkeit! Welch eine Sonne, die dann aufgeht! — Dort haben wir nicht nöthig, uns um einander zu bekümmern. Die Eltern brauchen keine Pflege, die Kinder keine Stütze; das Ganze wird unser Gegenstand sein. Gott, der in uns angefangen hat das gute Werk, wird's vollenden in Ewigkeit. Wir werden ihn sehen von Angesicht zu Angesicht; jetzt sehen wir ihn im Spiegel, der seine Welt ist, den er uns vorhalten ließ. Und da unser Standort dunkel war, sahen wir nur wenig, nur daß er war! Dort werden wir sehen, was er ist! — Selig sind die Todten, die im Herrn sterben! Sie stärken sich durch einen sanften Schlaf zu himmlischen Beschäftigungen, um zu erwachen nach Gottes Bilde. — Muß der Mensch nicht hier immer im Streite leben? Seine Tage sind wie eines Tagelöhners. Man legt ihn in die Erde, und wenn man ihn morgen sucht, beschämt ihn der Stuhl, wo er saß, das Buch, was er eben gelesen hat; denn er ist dahin! Den Sucher ergreift ein Schauder. Heil dem, der in der Jugend vollendet wird! Er kommt froh zum Grabe, wie Garben mit Jauchzen eingeführt werden zu ihrer Zeit — du wirst

liegen und schlafen ganz mit Frieden, denn allein der Herr hilft dir, daß du sicher wohnest!" — —

Zu allem diesem sprach meine Mutter den Segen. Sie pflegte denselben, nach alter kurischer Gewohnheit, zweigliedrig zu sprechen. Der Herr Superintendent Alexander Gräven, unter dessen Regierung — wie meine Mutter zu sagen pflegte — ich leider! das Licht der Welt erblickt, hatte im Jahre 1718 den sogenannten dreigliedrigen Segen eingeführt. Sie war darüber so empört, daß sie meinte, die Gebeine jenes Superintendenten sollten nicht in dem Vaterlande verwesen, welches selbst „nur zweigliedrig wäre: Kurland und Semgallen!" Auch befürchtete sie, es könne Jemand auf den unseligen Gedanken kommen, daß ich von jenem „dreigliedrigen Alexander Gräven" den Namen empfangen habe. Dagegen setzte sie dem Herrn Magister Adolf Gerk, Pastor in Windau, der sich des alten zweigliedrigen Gebrauchs angenommen, eine Märtyrerkrone auf.

„Empfange" — so sprach sie feierlich, mit gerührtem Herzen zu mir — „empfange, mein Sohn, den Segen des Herrn: Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig! — und da kein Chor antwortet, setze ich" — sagte sie — „selbst hinzu: Der Herr erhebe sein Antlitz auf dich und gebe dir Frieden. Amen!"

Sie sprach diese Worte mit einer so zuversichtlichen Segensstimme, daß meine Seele das Licht sah, das mir leuchten sollte bei dem schrecklichen Todesgange, und die Hülfe empfand, die mir helfen würde bei dem allerletzten letzten Todesstoß.

Kaum hatte sie ihn aber „mit Herzen, Augen, Mund und Händen ausgesprochen — ihr Auge war gen Himmel gerichtet, ihre Hände hatte sie auf mich gelegt — kaum hatte sie Amen gesagt, so trat jener Literatus mit den langen Manschetten, dessen sich meine Leser noch erinnern werden, in's Zimmer ein. „Wollte Gott," sagte meine Mutter zu dem jungen Theologen, den sie als einen Gegner des zweigliedrigen Segens kannte, „wollte Gott, Sie hätten einen rechten Segen für meinen Sohn mitgebracht!"

Mit einer tiefen Verbeugung antwortete der Candidat: „Hier ist ein Brief vom Doctor Saft, und er selbst wird auch noch heute hier sein.“ —

„Er lebt?“ — rief meine Mutter; und ich zu gleicher Zeit: „er lebt!“ Indessen setzte ich noch das Wort „also“ hinzu.

Der Candidat, der nicht zu wissen schien, ob vom geistlichen oder leiblichen Leben die Rede wäre, zog seine Handblätter weiter heraus; denn diese Frage war ihm in alle Wege so besonders, daß er die Antwort hervorziehen mußte.

Meine Mutter kam ihm entgegen und setzte jene Frage durch eine andere in's Licht: „Ist er denn nicht todt?“ Und nun waren die Manschetten ganz heraus und die Antwort lautete: „Ich habe ihn soeben frisch und gesund verlassen.“ —

„Und woher todt?“ fragte mein Vater. Diese Frage befremdete meine Mutter noch mehr als ihre und meine Frage den Herrn Candidaten. Sie wollte indessen meinen Vater keiner Lüge beschuldigen oder ihn öffentlich beschämen. Sie schwieg also. Mein Vater las den Brief des Doctors und sagte mit einer so ruhigen Stimme: „außer Gefahr“ — daß es mir auffiel, mein Leben sei ihm nach jenen verbrannten Papieren gleichgültiger geworden.

Meine Mutter blieb, wie sie war; ich fühlte mich die Minute besser, da diese Worte ausgesprochen wurden. Es war Schlag auf Schlag. Die Krankheit hatte mich eigentlich schon vorher verlassen, nur ich nicht die Krankheit. Ich getraute es mir damals noch nicht zu glauben, daß ich gesund wäre.

Warum soll ich's leugnen, daß mir jetzt mein letzter Wille in Absicht Minchens herzlich leid zu thun anfing; ich möchte wissen, was die Ursache war? Ich wurde Mal auf Mal im Bette blutroth, als wenn mir das Gewissen in's Gesicht sähe. Um Alles in der Welt hätte ich jenes Testament zurückgehabt. So gern meine Mutter es wissen mochte, wie das ganze Briefmißverständniß entstanden wäre, unterfing sie sich's doch nicht, die Auflösung in des Candidaten Gegenwart abzufragen.

Mir standen nun die blanken Nägel nicht mehr im Wege;





ich bekam Appetit eine von den Würsten zu essen, die im Falle der Genesung meine Stelle an den leeren Nägeln verteten sollten. „Aus dem Bette“ — sagte mein Vater — „wenn du essen willst! Kein Mensch muß im Bette essen und trinken. Es ist schon zuviel, daß man darin schläft oder stirbt.“

Da stand ich denn, wie mich Gott geschaffen hat, bis auf's Hemde! — Plötzlich trat der Doctor ein und fand mich beim Geräucherten. Das war meinem Vater gewonnen Spiel.

„So“ — sagte er — „sollte der Doctor jeden treffen; gelt! wir würden weniger Patienten und — mit Erlaubniß, Herr Doctor — weniger Doctores haben.“ Der ehrliche Saft schämte sich fast, meinem Puls die Hand zu geben. Nach einigem Bedenken nahm er sein ganzes Doctoransehen zu Hülfe, fühlte wirklich Schande halber nach dem Pulse; indessen that er's verstohlen und so ungefähr, als ein hochwohlgeborener Herr, wenn er eines ehrlichen Bürgers Tochter geheirathet, seinem Herrn Schwiegervater die Hand giebt. — Ich riß mir die Hand los, um das abgeschnittene Stück Wurst an seinen Ort zu stellen.

„Warum aber Geräuchertes?“ fragte der Doctor. — „Weil er's gewollt!“ — antworteten zu gleicher Zeit mein Vater und meine Mutter. Hierin war meine Mutter mit meinem Vater gleichlautend; denn sie hatte Beispiele, daß viele Leute mit Sauerkraut von hitzigen Fiebern und kalten Fiebern und faulen Fiebern und Flußfiebern und Seitenstechen und Entzündung der Lunge und Entzündung der Leber und Entzündung des Gekröses und Frieseln und Schlagflüssen und Herzgespann und vielen Suchten und Gichten kurirt wären. Die Stimme des Magens war ihr eine heilige Stimme.

Der Doctor Saft und sein Freund, der Herr Candidat, fanden für gut, den ganzen Tag bei uns zu bleiben. Meiner sonst gastfreien Mutter waren sie unausstehlich; denn sie ward wegen des noch unaufgelösten Briefgeheimnisses durch ihre Gegenwart entsetzlich gemartert. Endlich fand der Doctor es nothwendig, zum Uhrwerk eines anderen Pulses zu reisen; sonst wäre er noch länger geblieben! Kaum hatte er mit seiner Hand meinem Vater

und meiner Mutter zum letztenmale einen Kuß zugeworfen und sich noch tief aus dem Wagen herausgebogen, kaum war er ihrem Auge entfahren — der Candidat, sein Freund, war eine Stunde früher ohne eine solche feierliche Begleitung und ohne einen Kußwurf abgereist — fing meine Mutter an: „Der Brief!" „Was für ein Brief?" — erwiderte mein Vater. Meine Mutter war auf diese Frage unvorbereitet; indessen verlor sie noch nicht den Muth; sie hatte Hülfsvölker in Bereitschaft.

„Den du eingeäschert hast" — sagte sie, und setzte in einem Tone: „mein Kind" dazu, daß man wohl einsah, wie sie, wenn es nicht anders wäre, auch zum edlen Frieden bereit sei. Noch streckte sie indessen nicht das Gewehr. „Ich hielt ihn" — sagte sie — „für einen Brief vom Herrn Doctor Saft." — Sie nannte ihn Herr, welches sie mit Anwesenden selten that, es wäre denn, daß sie vom „Herrn Superintendenten" gesprochen hätte; auch die Herren Pröpste hatten schon diesen Vorzug, nur der Bauske'sch und Selburg'sche ausgenommen, welche sie nicht leiden konnte, weil sie sich gegen den zweigliedrigen Segen erklärt hatten. Die Dichter hatten bei meiner Mutter alle „Herr".

„Dieser Brief hat uns Alle in Unordnung und Verwirrung gebracht. Ich dachte, Saft sei todt." —

„Du hast unrecht gedacht. mein Kind."

„Aber der Brief," wiederholte meine Mutter. Sie war einmal in Unordnung; und wie eine Uhr, die unrichtig ist, so lange von eins bis zwölf immerfort schlägt, bis das Gewicht abgelaufen ist, kam auch sie immer wieder mit ihrem: „Der Brief!" —

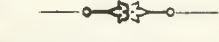
„Glaube mir," erwiderte mein Vater, um sie auf einen anderen Gegenstand zu bringen, „es giebt keine wahren Aerzte; Wundärzte giebt's noch hier und da einen." — Hier folgte ein langes Kapitel für und wider die Aerzte, wodurch meine Mutter in eine solche Enge gebracht wurde, daß sie nicht aus noch ein wußte. „Ehre den Arzt, denn der Herr hat ihn gemacht," replicirte ungeduldig meine Mutter. — „Ach was! Wenn den Aerzten keine andere Ehre zukommt, als daß Gott sie geschaffen, so sind

sie eben nicht hochgeehrt! Was thun sie auch? Sie sind unsere Peiniger. Sie suchen eine Ehre darin, daß wir durch ihre und nicht durch die Hand der Natur sterben. Sie sind privilegirte Giftmischer und subtile Todtschläger, die zu dem Recht promovirt werden, ungestraft tödten zu können; und wenn's ihnen glückt, wenn sie einen Menschen auf ein halb Jahr befristen, ist's ein Mensch? eine Mißgeburt, ein Krüppel ist's, ein im Reich der Todten Angeworbener. Wer einen Arzt annimmt, hat vom Tode Handgeld genommen. Wenn ein Arzt selbst krank wird, kurirt er sich nicht, sondern ersucht seine Herren Collegen Standrecht über ihn zu halten. Er selbst weiß wohl, daß er — nichts weiß. Wenn die Natur sich selbst nicht mehr helfen kann — ich möchte den Arzt sehen, der Naturstelle vertreten könnte?"

Wie meiner Mutter bei allem diesem zu Muthe gewesen, kann ich mir sehr klärlich vorstellen. Sie wollte indessen noch einmal eine Schwenkung mit der Fahne versuchen; wer weiß, dachte sie, ob sich die zerstreuten Leute nicht sammeln. Sie sagte, was sie schon oft gesagt hatte, und was ich meinen Lesern nicht mehr sagen mag, weiter nichts, als — „der Brief, der Brief!" — Und mein Vater machte ihr ein Gesicht, das ich einem jeden Ehemann als probates Hausmittel empfehlen würde, wenn seine Frau zu oft „der Brief" sagt, wär's auch das beste Weib in der Welt. Ein Gesicht dieser Art hat seinen guten Nutzen. Eigentlich sollte ich nur sagen, das linke Auge; denn über das ganze Gesicht darf es sich nicht verbreiten; auch das rechte Auge kann frei bleiben oder darf diese feindliche Einquartierung nicht einnehmen. Es ist dies Gesicht so sehr von Zorn entfernt, daß der Ehemann hiebei seiner Frau die eine Wange küssen kann.

So oft mein Vater dieses Gesicht machte, ward meine Mutter plötzlich still; und das geschah oft mitten im Wort, so daß sie zuweilen „a—" anfing, das „ber" indessen hatte das linke Auge meines Vaters getroffen. Kurz, meine Mutter erfuhr nicht, wo jener Brief herkäme; und wie's mir vorkam, konnte sie auch nicht einmal auf Spuren kommen. So total war sie auf's Haupt geschlagen. Ich aber war völlig bei mir überzeugt, daß dieser Brief

daher käme, wo man „die Spargel früher als in Kurland ißt, gleich früher in der freien Luft eine Pfeife raucht, den Wein mit der Hand aus der Quelle trinkt und lange Manschetten trägt". Die Umstände, die mein Vater mit dem feierlich verbrannten Briefe machte und andere während meiner Krankheit von ihm verstreuten Worte brachten mich auf den Gedanken, daß er von seiner Familie schlechte, unerwartete Nachrichten erfahren haben müßte. Mehr unbekannte Zahlen konnte ich damals aus den gegebenen nicht herausbringen. Viel später erst erfuhr ich es, warum uns mein Vater wie seine Heimath, so auch die Ursache und den Inhalt dieses verhängnißvollen Briefes verschwieg. Er war mit seinem einzigen in der Heimath noch weilenden Bruder wegen eines Familienzwistes zerfallen. Und dieser Bruder — war unversöhnt heimgegangen. Ich glaube noch jetzt, für meinen guten Vater war diese Nachricht — ein Nagel zu seinem Sarge. Sie hatte ihn so eingenommen, daß meine Besserung, welche meine Mutter so sehr vergnügte, ihm in jenem Augenblicke fast gleichgültig schien.



Fünftes Kapitel.

Universitätsgedanken.

Kaum war ich gesund geworden, so ermahnte mich mein Vater, daß ich mich auf die Theologie legen und mehr Fleiß als zeither darauf verwenden möchte. — „Ein Geistlicher" — fing er an — „wenn er anders ist, was er sein soll, ist doch der glücklichste Mensch in der Welt. In seiner Seele ist beständig Frühling, wo es weder zu kalt noch zu warm ist. Die Leidenschaften kommen nie bei ihm in gewaltige Bewegung. Dinge der Zukunft sind seine Beschäftigung; und ein Mensch, der nicht von Stande ist, kann keine bessere Lebensart als diese ergreifen." —

Wie vergnügt meine Mutter über diese theologischen An=

stalten war, kann man sich leicht vorstellen. Sie dachte nicht weiter an meines Vaters Vaterland, noch an den eingeäscherten Brief.

Lobt Gott mit Herz und Munde

sang sie, und mein Vater sang die zweite Stimme:

Lobt Gott mit Herz und Munde
Für das er euch geschenkt;
Das ist eine sel'ge Stunde,
Darin man sein gedenkt,
Sonst verdirbt alle Zeit,
Die wir zubring'n auf Erden;
Wir sollen selig werden
Und bleib'n in Ewigkeit.

Wie sehr sich Alles im Pastorat nach diesem änderte, kann ich nicht beschreiben. Gegen die vorige Zeit war kein Stein auf dem andern. Alexander und Darius ward nicht mehr gespielt.

Mein Vater, der sehr für die Quellen war, lehrte mich die christliche Religion aus der Bibel. „Die Wenigsten lernen sie daraus" — pflegte er zu sagen. — „Das was mir abgeht" — fuhr er fort — „werden dir die Schriftgelehrten beibringen." Er schien selbst nicht mehr zu wissen, als was die Fülle seines Herzens und eine andächtige Lesung der heiligen Schrift in ihm gewirkt hatte.

Von seinen vorigen Heldenthaten blieb ihm noch eine gewisse Ausdrucksweise. Man könnte sie „adelig" nennen. Sie war feierlich, dem Gedanken treu und nicht Jedermanns Ding. Ueberhaupt blieb mein Vater dem Adel — im besten Sinne des Wortes — und dem weltlichen Arm getreu bis in den Tod.

Ich nahm täglich in Kenntnissen der Schrift zu, wenigstens war mein Herz ein Schriftbefolger. Meiner Mutter zu gefallen, mußte ich einmal meines Vaters Kragen anlegen, ein andermal seinen Mantel und dann wieder ein anderes geistliches Kleidungsstück anpassen, damit sie sähe, wie es mir ließe. Eines Tages, da mein Vater viel Beichtkinder hatte, und ich meiner Mutter zu Ehren bis auf die neue Perücke meines Vaters zum Geistlichen

investirt war, fing jener Gedanke, der in ihrem Innern schon oft wie die Sonne auf- und untergegangen war, hell zu scheinen an. „Ist es denn nicht möglich" — sagte sie — „daß ich dich, ehe du auf Universitäten ziehest, predigen hören kann?" —

Die Brodstudien haben mit den Handwerken alles Mögliche gemein: und meine Mutter hatte nicht ganz Unrecht, daß sie gleichsam auf ein Gesellenstück bestand, ehe ich losgesprochen werden sollte. Es ward ausgemacht, daß ich über einige Zeit als Geselle auf meine Künste und Wissenschaften reisen, oder, wie man es in Kurland nennt, ausreisen und das Haus meines Vaters verlassen sollte.

Mein Vater war einen Sonntag gegen Abend recht vergnügt. Ueberhaupt pflegte er nach abgelegter Sonntagsarbeit, wie ein Taglöhner alle Abend ist, zu sein. „Das," sagte er selbst, „hat ein Taglöhner vor mir voraus, daß er so alle Abend ist; allein meine Freude ist eine Sabbathsfreude."

Dieser Sonntagsfreude bediente sich meine Mutter, die ihm um diese Zeit die Gesichtsbewegungen seiner Zuhörer in der Kirche zu erzählen pflegte, die sie bei dieser oder jener Stelle seiner Predigt bemerkt hatte.

„Was denkst du, mein Lieber!" fing sie an, „wär' es nicht gut, daß unser Einhörnchen" — „Alexander," sagte mein Vater — „ehe er uns verläßt, eine Predigt hielte?"

„Eine Predigt?" — wiederholte mein Vater, und schwieg stille, nicht aber, als ob er abbrechen wollte, sondern weil er sich nicht so geschwinde auf eine Antwort besinnen konnte. Da nun meine Mutter sein Stillschweigen ebenso verstand, klopfte sie zum andernmal an und balgte sich mit allen Zweifeln meines Vaters, die ohnedem alle sehr leicht nachgaben, weil er selbst keine Lust zu zweifeln hatte.

Der „alte Herr" beging hiebei einen tückischen Streich; denn da ihn meine Mutter über diese Sache ebenfalls zum Vertrauten gemacht hatte, schlug er ihr den fünften Vers aus dem zehnten Kapitel des zweiten Buchs Samuelis zum Text vor. „Ich will's vortragen, Herr Cantor Hermann!" sagte sie. Sie hielt Wort,

und da man nachschlug, fanden sich die Worte: „bleibet zu Jericho bis euch der Bart gewachsen ist, so kommet dann wieder;“ das war gewiß mehr als eine Schneidernadel!

Dominica III. post Epiphanias ward beschlossen, daß ich Dominica Judica meine erste Predigt in unserer Dorfkirche ablegen, oder, wie es meine Mutter in der Sprache ihrer Ahnherren nannte, „mich hören lassen sollte“. Ich entwarf die Predigt selbst, mein Vater gab das Imprimatur, nachdem er sie befeilt hatte. Meine Mutter sonderte mir die Lieder aus. Dieses machte ihr viel Mühe. Ein Lied war um einen Vers zu lang, ein anderes war wieder um einen zu kurz; bei manchem war die Melodie nicht der ersten Predigt angemessen, bei noch einem war noch was Anderes zu bedenken: endlich getroffen! Ich habe den sehr bescheidenen Autorausdruck: befeilen, gebraucht; die Wahrheit aber zu gestehen, that mein Vater mehr. Ich hatte den Styl so sehr von den Feldreden beibehalten, daß alles Trommel und Trompete war und zum Kammerton herabgestimmt werden mußte. Bei der Nutzanwendung z. E. gab ich Kanonenfeuer auf die Sünder; ich versicherte sie, daß sie im Pfuhl, der mit Pech und Schwefel brennt, heulen würden! — Den „Pech und Schwefel“ strich mein Vater und setzte: „in den Flammen des Gewissens.“

Die ganze letzte Woche vor der Predigt wurde von meiner lieben Mutter so wie der heilige Abend vor einem der drei hohen Feste angesehen. Sie feierte Weihnachten, Ostern, Pfingsten meinetwegen auf einmal und Alles ging auf Zehen. Am Freitage führte mich mein Vater zwischen zehn und elf des Abends in die Kirche und setzte sich mit meiner Mutter, die eine kleine Laterne in der Hand hielt, in seinen Beichtstuhl. Ich wurde durch diesen Schein der Lampe in ein so heiliges Feuer gesetzt, daß ich bei dieser Probe meine Predigt mit einer solchen Rührung ablegte, als ich bei der ordentlichen Ablegung nicht empfand, bei welcher ich auf die Gesichtszüge dieses oder jenes merkte und insbesondere nicht vergaß auf Nr. 5 zu sehen, wo mein liebes Minchen saß. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß wenn gleich Minchen schon längst aufgehört hatte die „königliche Prinzessin“ und ich

„Alexander" zu sein, diese alte Liebe, wiewohl unter anderm Namen, fortgelodert hatte.

Mein Vater war außerordentlich mit dieser Predigtprobe zufrieden. Predige, so lange du lebst, mit einer solchen Rührung, mit einem solchen Gott ergebenen Herzen" — sagte er — „so wirst du dir und denen nützlich werden, die dich hören."

Diese Probe in der Kirche war inzwischen, so spät sie auch anfing, einem Paar Leuten aus unserm Dorfe nicht entgangen. Die Laterne in der Hand meiner Mutter hatte einen solchen Wiederschein geworfen, daß in der ganzen Gemeine das Gerede ging, es würde sich ein bedeutender Todesfall ereignen.

Am Sonnabende vor der ersten Predigt war im Pastorat Alles so feierlich still, als es noch nie gewesen; meine Mutter sagte selbst, „wie vor der Erschaffung der Welt." Meine Mutter hatte die Lieblingsschüsseln auf den andern Tag für mich bestellt und entdeckte mir wohlbedächtig schon Sonnabends am Hühner- oder Polterabend, womit sie mich Sonntags erfreuen würde. „Auch der liebe Gott," setzte sie hinzu, „erfreut seine Kinder in dieser Welt mit leiblichen Gaben. Wer am ersten nach seinem Reiche trachtet, erhält diese Zugaben und empfähet sie mit Danksagung und Wohlgefallen."

Bald hätte ich einen Zug vergessen, der mir sehr rührend und ebenso lächerlich vorkam. Ungefähr um 11 Uhr in der Nacht auf den Sonntag, da meine Mutter in der festen Meinung war, ich sei schon eingeschlafen, kam sie in meine Kammer, und nachdem sie das Concept zu meiner Predigt sehr andächtig aus der Bibel genommen, legte sie's mir unter's Kopfkissen, murmelte einige mir unverständliche Worte und ging davon. Schon war ich im Griff nach der Hand dieser lieben Mutter, um sie zu drücken und zu küssen. Ich konnte diese Nacht vor Aufregung nicht schlafen und war also ein Augenzeuge von diesem Vorgange, wenn ich gleich meine Augen bis auf ein kleines Ritzchen verriegelt hatte.

Des Morgens erfuhr ich den Aufschluß dieser Ceremonie, die sich von der Schwester der Mutter meiner Mutter herschrieb, welche behauptet hatte, daß das Concept unterm Kissen sehr das

Gedächtniß stärke. „Ich glaub's nicht," fügte meine Mutter hinzu, indessen ist's in der Familie beibehalten bis auf die vorige Nacht." —

Ich hielt meine Predigt mit erwünschtem Glücke, allein — ohne Rührung, indem, wie ich schon bemerkt habe, mein Auge herum wankte und bei Nr. 5 sich lagerte.

Ich sah ein, was mein Vater oft zu behaupten pflegte. Ein Geistlicher muß wie ein Vater zu seinen Kindern reden. Wenn er sich's aufschreibt, muß er's nicht der Gemeine, sondern seines Gedächtnisses wegen thun. Auch ein Vater macht sich wohl ein Promemoria, wenn er viel mit seinem Sohne zu sprechen hat.

„Wer" — pflegte er zu sagen — „sich ein Gebet auswendig lernt, spottet Gott des Herrn. Entweder muß man gar nicht auf der Kanzel beten, oder man bete, nach der göttlichen Vorschrift: ihr sollt nicht viel plappern." Sonst war mein Vater der Meinung, daß junge Leute nicht eher die mindeste Ausarbeitung machen sollten, als bis sich ihre Seele entfalten könne. „In jedem Menschen" — sagte er — „liegen Zurüstungen und Triebfedern zu allen Charakteren. Die erste Schrift, die ein junger Mensch entwirft, muß der Kupferstich seiner Seele sein. Aus einer ersten Predigt kann schwerlich mehr erhellen, als ob der junge Mensch zum Gesetz- oder zum Evangelienprediger gedeihen werde."

Alles, was wünschen konnte, wünschte mir nach gehaltener Predigt Glück, nur Minchen nicht; diese ging aus Nr. 5, als ob sie nichts gehört hätte. Ihr Scherflein, ein verstohlener Blick, galt aber mehr, als alle übrige klingende Münze. Sie hatte mich — wie sie mir später selbst gestand — nach dieser Predigt noch lieber als ehemals, ohne daß ich einsehen konnte, was eine Predigt auf die Liebe für einen Einfluß haben könne.

Nach der Zeit erklärte ich mir dieses Räthsel. Das Frauenzimmer liebt Leute, die öffentlich reden und Geschäfte treiben, vielleicht, weil es Herzhaftigkeit verräth, vielleicht weil die Ehre, die auf den Verehrten fällt, auf sie zurückprallt. Kurz — ich gewann bei Minchen. Ich hatte sie in der Predigt angesehen, ich hatte Gott in der Kirche — so kam es ihr vielleicht vor — hierdurch

zum Zeugen unserer Liebe angerufen. Wir waren nur Eine Seele vor der Predigt, nach derselben war ich der Mann ihrer Seele und sie das Weib der meinigen. Unsere Herzen kamen sich nach dieser Predigt oft in Wort und Kuß auf halbem Wege entgegen. An mehr dachten wir beide nicht.

Minchens gute Mutter hatte leider nicht in die Kirche kommen können, weil sie krank darnieder lag. Minchens Vater aber, der „alte Herr" wollte wieder mit einem Spruch bei meiner Mutter gut machen, was er mit einem Spruch verdorben hatte. „Man kann vom jungen Herrn" — versicherte er — „nicht sagen, was man dem Herrn Pastor in Goldingen, der die Gemeine von seinem Herrn Vater erbte und mit ihr des Vaters Predigtconcepte, mit vollem Recht nachsagte: „„Alles was der Vater hat ist sein und von dem Seinen wird er es nehmen und euch verkündigen."" —

Meine Mutter, die ihn keiner Antwort würdigte, sprach gleich nach eingenommenem Mittagsmahl von Universitäten. Mir schienen damals Universitäten ein sehr unnöthig Ding zu sein. Ich wiederholte ihr das, was mein Vater oft darüber verkündigt hatte. Er war in dieser Hinsicht der Meinung, daß keineswegs alle Bäume, die ihr Haupt emporheben sollen, zuvor in einer Baumschule ihre Jahre stehen müßten. Wo Gott und die Natur ist, da ist eine hohe Schule — dachte er; in ihm leben, weben und sind wir. Aber meine Mutter wollte von solchen Ideen nichts wissen. „Dein Vater und sein Wort in Ehren" — erwiderte sie mir — „aber in diesem Stücke hat er Grundsätze, daß man beinahe glauben sollte, er wäre auf keiner Universität gewesen!" —

„Liebe Mutter — mag man's ihm ansehen oder nicht — der Vater verdient in Wahrheit so sehr Pastor zu sein als die auf zehn Hochschulen gewesen sind!" —

„Alles gut, mein Sohn — aber beim Hebräischen stehen die Ochsen am Berge. Von einem Conversus kann es nicht Jeder lernen! Du mußt fort — du sollst ein Vorbild werden deiner Herde — du hast Talente, die müssen auf einer privilegirten

Wage gewogen und das Gewicht durch ein beglaubigtes Testimonium bezeichnet werden; — du weißt, das wird nur auf Universitäten, und zwar in schönem Latein, gegeben.“ —

Die Talente, deren meine Mutter Erwähnung that, brachten mich auf ein weites Feld. Ich erinnerte sie daran, daß nach der Meinung des Vaters man ganz unnütz darüber klage, daß so viel Talente unterdrückt werden und so viel Lichte unter dem Scheffel bleiben. Wer ein recht Talent hat, brennt sich durch den Scheffel durch; und dessen Flamme so weit nicht reicht, bleib unterm Scheffel oder bleib im Lande und nähre sich redlich. Muß denn, wer ein Talent hat, gleich ein Buch schreiben? Kann man nicht ein Talent haben und den Pflug führen? „Ein Talent ist Hefen. Der macht, daß sich der Teig hebt, wenn er herein gelegt wird.“

Ich muß es nur gestehen, niemand als Minchen machte mich so beredt, gegen das Fortziehen auf die hohe Schule zu argumentiren. Ich fürchtete mich vor der Trennung. Da mir aber schließlich meine Mutter entgegensetzte, daß, wenn ich nicht auf Universitäten zöge, ich nicht Pastor werden könnte, kam ich auf andere Gedanken, und das, wie zuvor, — auch Minchens wegen. Ich sah auf einmal, wie ein Erleuchteter, alle Gründe meiner Mutter ein und hatte keine Zweifel mehr.

Mein Vater kam hinzu und sprach ein Langes und Breites über die hohen und niederen Schulen. Die Verbesserung der letzteren hielt er für eine Grundbedingung zur Hebung der ersteren. Ja, er meinte, man sollte noch eine Stufe weiter hinuntersteigen und mit Verbesserung der Mütter dieses gute Werk anheben. Man sollte Töchter ziehen, ehe man noch an Söhne kommt. Unsere Töchter werden meist, wenn es köstlich gewesen ist, als Mamsells, d. h. als französische Hofmeisterinnen erzogen. Jünglinge haben vielerlei Zwecke. Mädchen im Grunde nur den, Weiber und Mütter zu werden. Ein gutes Weib ist auch immer eine gute Mutter. Jetzt ist die Erziehung, wenn man an die Männer appelirt, gemeinhin schon in der ersten Instanz von ungeschickten und unwissenden Sachwaltern verdorben. Die

Kur an einer von der Mutter verfälschten Seele wird kaum je gelingen.

In Bezug auf die Elementarschulen der Knaben hatte mein Vater auch seine besonderen Ansichten, die er oft mit Seufzen über die herrschende Unsitte kund gab. Er fand es unerhört, daß die Schulhalter fast lauter Geistliche seien und daß unsere Knaben alle so erzogen werden, als sollten sie wieder Schulmänner werden. Es sollte mehr Natur, mehr Leben in unserem Elementarunterricht sein, meinte er. Die Bibel hielt er allerdings für das einzige Buch, das für alle Menschen paßte, ein göttliches Elementarbuch! Aber doch wollte er es dabei nicht bewenden lassen, sondern verlangte, daß die Schullehrer auch in die freie Luft der Natur mit ihren Zöglingen hinausziehen, so zu sagen als Peripatetiker im Angesicht Gottes lehren sollten.

Ueberhaupt war mein Vater ein naturwüchsiger Methodiker. Das sah ich deutlich, wenn er über Akademien sprach. Den rechten Weg abzustecken, sei die Hauptpflicht der akademischen Gelehrten. Sie sollten Wegcommissärs für das menschliche Geschlecht sein. Wer einmal vom rechten Weg verschlagen sei, komme immer weiter vom Ziele. Die meisten Professores erschienen ihm wie Sclaven, die an Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre gebunden sind, wie Uhren, die zu Ostern und Michaelis ausgestäubt werden, wie Körper, die ihren Lauf alle halbe Jahre unselig vollenden, — ja wie Körper in der gelehrten Welt, die nicht ihr eigenes Licht haben, sondern die vielmehr ihr Licht gemeinhin von dem Vivat junger Leute erhalten. Wie oft glaubt ein akademischer Lehrer, wenn er seine Kenntnisse gut verzinsen will, marktschreien zu dürfen, um durch eine Universalpille die Leute an seine Bude zu locken. Die Meisten haben ein Arcanum, ein Mysterium, das sie empfiehlt, wovon sie zwei Drittheile alle halbe Jahre für sechs bis acht Thaler schwer Geld verhandeln; ein Drittheil behalten sie noch zurück. Man erfährt also das Ganze nicht eher, als bis es im Druck erscheint. Und siehe da! Kein Mensch findet sodann das, was der Professor fand: — es ist ein gewöhnliches Compendium!

Auf die Professoren, die als Schriftsteller sich besonders hervorthaten, war mein Vater auch nicht gut zu sprechen. Er meinte, ein solcher akademischer Lehrer, der die Welt für sein Auditorium ansehe, der durch seine Schriften mit dem ganzen menschlichen Geschlecht spreche, sei meist ein so stolzes Ding, daß er es nicht für der Mühe werth halte, junge Leute zu unterrichten.

Auch in Betreff des akademischen Lebens hatte mein Vater mancherlei Zweifel. Was legt sich dem akademischen Jüngling nicht in den Weg, ihn zu stören! Da ist ein Ständchen zu bringen, da kommt ein Landsmann an oder reist wieder ab; da hat er sich zu schlagen, — da dem Professor, der die Privilegien schmälern will, die Fenster einzuschlagen! Und die Freiheit wird ihm der Weg zur Ungezogenheit. Seine „Mitbrüder" ersticken in ihm den Trieb sich emporzuarbeiten. Will er ein ehrlicher „Landsmann" sein, muß er — wie der große Haufen — nichts lernen. —

Trotz alledem suchte mein Vater jetzt Alles zum Besten zu kehren. Er sehe ein, daß dem jungen Manne die Akademien ebenso nothwendig seien wie dem Handwerksburschen die Fremde, das Wandern. „Es muß" — sagte er — „eine Zeit sein, wo man einsehen lernt, was man nicht weiß; und kein besserer Ort läßt sich dafür denken, als eine hohe Schule. Eine Universität ist ein gewisses Ganzes der Gelehrsamkeit und wir Deutschen sind nun einmal Universitäts- oder akademische Köpfe."

Meine Mutter traute diesem verhältnißmäßig kurzen Panegyrikus meines Vaters nicht ganz. Sie fühlte es ihm ab, daß er seine Zweifel nicht völlig los werden konnte.

„Sollte nicht" — bemerkte sie mit einem überlegenen Lächeln — „sollte nicht, da Adam und Eva doch wirklich relegirt wurden, schon das Paradies die erste Akademie genannt werden dürfen? — Wenigstens" — fügte sie ernster hinzu — „war doch Samuel ein Professor und die Prophetenkinder Studenten — und Paulus hat vom Gamaliel" —

„Gewiß" — fiel mein Vater ein — „und Stephanus — „„voll Glaubens und Kräfte, that große Zeichen unter dem Volk;

— da stunden Etliche auf von der Schule, die da heißt der Libertiner und der Cyrenier und Alexandrier und befragten sich mit Stephano; und sie vermochten nicht — bei dieser Inauguraldisputation — zu widerstehen der Weisheit und dem Geiste, aus welchem er redete.""

Meine Mutter war außer sich vor Freuden über diesen Text; nur die „Alexandrier" hätte sie gern relegirt. Die gute Mutter! — „Sei ein Stephanier" — sagte sie — „lieber Sohn, ein Stephanier!" —

„Laß den Braunen satteln" — sagte mein Vater, das Gespräch plötzlich abbrechend, zu mir. „Du sollst nach Neuhof-Geldern reiten. Es sind zehn Jahre, daß ich unsern trefflichen Nachbar, den alten Herrn von Geldern, nicht gesprochen habe. — Die Zeit wird an's Licht bringen" — fügte er mit einem Seufzer hinzu — „was noch im Finstern verborgen ist. Der Alte will, daß du mit seinem Sohne, der auch reisefertig und universitätsreif ist, die Reise unternehmen sollst." —

„Deine Wäsche ist bereit, mein Sohn" — setzte die Mutter hinzu. „Zwei Dutzend Oberhemden, ein Dutzend Unterhemden, ein halbes Dutzend für den Sonntag, fünf für hohe Feste." — Meine Mutter registrirte noch mancherlei, was für mich bereitet wäre; allein mein Vater blieb bei den Hemden stehen, auf die meine Mutter gleichfalls einen besonderen Accent legte. Sie dachte sich unter dieser Hieroglyphe die weißen Kleider, womit wir im Himmel angethan sein würden. Was meinen Vater zum Stillstand vermochte, war etwas Irdisches. „So viel Hemden," sagte er, „haben ja zwölf Prinzen von Hause nicht! — Je vornehmer der Mann, desto schlechter die Hemden", fuhr er fort; „besonders im monarchischen Staate, wo man nur auf das, was vor Augen ist, siehet. In der Schweiz, in Holland, in England feine Wäsche, und je vornehmer der Mann, je feiner. Wo ein Tyrann, ein Despot herrscht, will ich das Hemde nicht sehen. Die Menschen achten dort ihren Leib nicht, der ihnen nicht zugehört. Je näher auf den Leib, in despotischen Staaten, je schlechter der Anzug. Für einen Despoten ist ein grobes Isabellenhemde gut genug."

Also Sonntags- und Montagshemden, liebe Mutter, und wie Gott will: Sterbehemden nnd Prophetenkinderhemden; nur eins (das wett' ich) nicht — ein Brauthemde!

Da bin ich eben, wo ich sein muß, um meinen Lesern den Schlüssel zur akademischen Ehrenpforte und zum „Stall des Braunen" getreulich einzuhändigen. Ein Schlüssel öffnet Alles: — Die Eltern eilen gemeinhin mit ihren Söhnen aus dem Hause, sobald die Natur die Fabel vom Storch widerlegt. Ich will es nicht ausmitteln, in wie weit es gut sei, Kinder in diesem Stücke der Natur anheim zu geben, um die Frage unbeantwortet zur rechten Hand liegen zu lassen: ob es Kinder in's Treibhaus bringen hieße, wenn man ihnen im zartesten Alter dies Storchgeheimniß erklärt. Vom Blatterninoculiren haben wir guten Erfolg. Hier müßte auch Erfahrung entscheiden. Nach meiner Erfahrung kann ich jene Frage nur mit Ja beantworten.

So viel dient nun hier zur Sache, daß Eltern, sobald sie den Sohn vaterfähig halten, ihm eine glückliche Reise anwünschen. Sie besorgen vielleicht, die Söhne wollen sich an ihrem Hause einen Flügel anbauen lassen, und sehen es nicht gern, wenn der Sohn zu früh heirathet. Hier ist der Beleg zu diesem Eingange.

Meine Mutter war nach meiner Krankheit zuweilen die dritte Person, wenn ich mit Minchen allein zu sein Lust hatte. Die Liebenden, wenn sie lieben, glauben insgemein, es wüßte Niemand, daß geliebt würde, und oft sieht's alle Welt. Sie bilden sich ein, ihre Liebe sei die einzige in ihrer Art; da aber jeder die nämliche Methode hat, und Adam selbst mit den Augen die erste Anwerbung gethan hat, so schläft der Verräther nicht. — Meine Mutter merkte, mein Vater merkte. Beide sagten mir aber kein Wort. Meine Mutter, weil sie es für unmöglich hielt, daß die Liebe des Sohnes eines Literatus, des Anverwandten Paul Einhorn's und Alexander Einhorn's, des zweiten kurischen Superintendenten, Wurzel fassen könne, wenn er die Tochter eines Töpfers, der zugleich Schuster und Schneider ist, liebt. Mein Vater, weil er wegzusehen sich verpflichtet hielt. Er verlangte sonst von mir ein gänzliches kindliches Vertrauen; Minchen nahm er aus. —

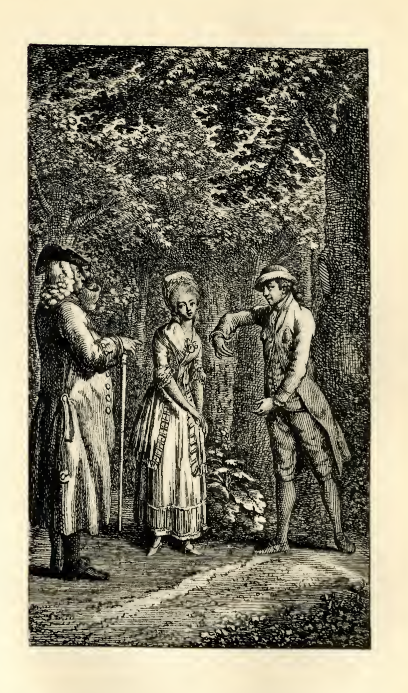
Wie richtig ist Regel und Ausnahme! Lehrt, Eltern, eure Kinder wählen, ehe die Natur sie lieben lehrt. Es ist eine unüberdachte Behauptung, daß Söhne kein Geheimniß (die Liebe nicht ausgenommen) vor ihren Eltern haben sollten; ein gewaltiger Irrthum! — Wer Liebe nicht ausnimmt, giebt seinen Söhnen im Lügen Unterricht. Der Sohn, der fühlt er könne Vater werden, ist von der Natur emancipirt; er hat in diesem Stücke keinen Vater mehr. Töchter behalten Vater und Mutter, bis sie Einem zu Theil werden, dem sie als ein heiliges Depot überliefert werden müssen.

Sechstes Kapitel.

Minchen.

Ich hatte die Gewohnheit, zuweilen mit Minchen in ein benachbartes Wäldchen spazieren zu gehen; und nichts war mir angenehmer, als wenn ihre natürlich schöne Stimme die Nachtigallen zum Concert aufforderte und wenn sie von den Vögeln des Himmels accompagnirt wurde. Hätte sie bei einem Italiener Stunde genommen, keine Nachtigall hätte sich mit ihr eingelassen. Jetzt sang die ganze Natur mit, weil sich gleich und gleich gesellte und ihr Gesang Natur war. Ich hatte Minchen umfaßt; sie war mein. — Mein Auge sagte laut: Ewig mein! — und das ihrige antwortete: Ewig dein! —

In dieser Stellung und während diesem Augengespräch und dem Concert, das die Natur dirigirte, traf uns mein Vater wie ein Blitz. Ich war ihm sonst nie in diesem Wäldchen begegnet. Mich zu belauschen hatt' er's nicht angelegt, das weiß ich. Da standen wir nun und sahen uns an. Lange hielt ich noch meinen Arm wie um ihren Hals geschlungen. Sie zog sich aus der Schlinge. Sie, die der liebe Gott so himmelan gebildet hatte,





stand, wie mich dünkt, noch immer so von der Seite übergebogen, so angeschmiegt, als ob sie noch nicht auf freiem Fuße wäre, oder als ob sie sich nach mir geformt hätte. —

Wie ich endlich meinen Arm fallen ließ, war mir's, als wenn die Welt fiel, so angst war mir. Wie ihr gewesen, da sie wieder in's gerade Geleise kam, konnte sie nie angeben. Wir armen Kinder der Natur! Ich sehe ein, wie es dem Adam zu Muthe gewesen, da er zum ersten Male inne geworden, er sei nackt. Wer nicht empfinden kann, was Minchen und ich empfunden, thue mir den Gefallen und lese nicht weiter. Ich glaube, ich werde den Eindruck nie verlieren; und hab' ich ihn gleich nach der Zeit nicht so stark empfunden, war es mir doch, so oft ich daran dachte, als ständ' ich mit Minchen im Wäldchen.

Ich empfand's: — die Nachtigallen schwiegen und Alles, was eben wachsen wollte, machte Stillstand und sah uns an. — Mein Vater war in der nämlichen Verlegenheit und hielt mit uns völlig das Gleichgewicht. Entweder wollte er sich heraushelfen, oder er wußte nicht, was er sagte. „Ist — der Herr Vater — nicht hier?" wendete er sich zu Minchen; und sie: „Nein, er ist auch nicht hier gewesen." — Kann wohl etwas Unschuldigeres auf die Frage: Ist der Herr Vater nicht hier? geantwortet werden, als: Nein, er ist auch nicht hier gewesen. Das war kein Feigenblatt zur Schürze! — O Minchen! Minchen! welch eine Süßigkeit ist's, dich zu lieben! Für dein: „Nein, er ist auch nicht hier gewesen," verdientest du schon den Lohn der Unschuld; und könnte ich den Ton hinschreiben, in dem du dies sagtest — du verdientest bis an's Ende der Welt gemalt und gezeichnet zu werden, mit der Umschrift: „Nein, er ist auch nicht hier gewesen."

Wir gingen alle drei zusammen nach Hause. Unterwegs erzählte uns der gute Vater wider seine Weise, was er künftigen Sonntag, geliebt's Gott, seiner lieben Gemeine vorsetzen würde. — Das Ende dieser Geschichte war am folgenden Tag die im vorigen Kapitel berichtete lange Predigt von den Universitäten und die Nutzanwendung: „Laß den Braunen satteln."

Bevor ich wegritt, ging ich nochmals zu Minchen, der ich

einen großen Theil von dem Werthe der Universitäten vorsagte, um sie zu meiner Reise vorzubereiten. Minchen sah ein, daß es gut sei, daß ich hingehe. „Um Pastor zu werden" — sagte sie — „ziehst du von hinnen. Zieh hin in Frieden —"

Sie wollte offenbar noch etwas hinzufügen, als der „alte Herr" eintrat. In Gegenwart des Vaters konnte sie kein Wort zu mir sagen, sondern zog sich in sich selbst zurück; so unheimlich war er ihr.

Als der Alte erfuhr, daß ich reisen sollte, wünschte er — indem er mir ein „tiefunterthänigstes Compliment an Seine Hochwohlgeboren den Herrn von Geldern" mitgab — „Glück und Segen zu den akademischen Studien", wobei sich sein Mund zu einem widrigen Lächeln verzog, so daß ich es kaum über mich brachte, ihm die Hand zu geben.

Die Frau, Minchens treffliche Mutter, hielt bei diesem Abschied lange meine Hand — ich fühlte es ihr ab, daß sie unsere Jugendliebe ahnte und billigte — und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme: „Gott geleite Sie und segne Sie, und geleite Sie immerdar — jetzt und in alle Ewigkeit!" — —

Da ich später noch auf längere Zeit mit meinem Vater zu Gelderns nach Neuhof reisen werde, will ich mich — in Rücksicht meiner Leser — jetzt nicht lange daselbst aufhalten. Ich lernte dort den jungen Herrn mit Flinte, Jagdtasche und Hirschfänger kennen. Sein Vater — der alte Herr von Geldern — schien mir ein rechter, echter, heller, klarer Mann zu sein. Unbegreiflich blieb mir damals, wie er und mein Vater sich zehn Jahre lang hatten den Rücken kehren können. Der unselige, auf Mißverstand beruhende Proceß wegen Grenzstreitigkeiten konnte unmöglich der ausreichende Grund sein, der diese beiden trefflichen Männer so lange getrennt hatte. — Von der Frau von Geldern wird später ausführlich die Rede sein. Vorläufig — ich will nicht vorgreifen — erschien sie mir nur als — „gnädige Frau", an der mir ein gewisses Etwas auffiel, das man, glaube ich, in der großen Welt in zwei Stunden lernt, wenn man — in Purpur und köstlicher Leinwand geht, einen Gönner am Hofe und Geld auf Zinsen hat.

Anfangs dachte ich, als ich wieder auf dem Braunen saß und heimritt: wenn Minchen doch etwas mehr von diesem gesellschaftlichen Schliff hätte! — Eine Viertelmeile von der „gnädigen Frau“ war ich von meinem voreiligen Wunsche zurückgebracht. Ich überdachte die Eigenschaften, die bei Minchen hierdurch leiden könnten; und was — sagte ich mir, da ich das Schöne der Natur rings um mich sah — was ist diese künstliche Dreistigkeit gegen die Natur! Was ein gepflanzter Garten gegen Wald und Feld! —

Da kommt mir, wie ich eben in die Gedanken meiner Liebe vertieft so dahinreite, plötzlich ein Junge entgegengelaufen, der ehemals unter unserer Spiel-Phalanx gedient hatte und in Gnaden verabschiedet war. Er ließ mich wegen der Nachricht, daß — Minchens Mutter gestorben, nicht ausdenken. „Plötzlich“ — sagte er atemlos — „niemand konnte sich's vorstellen. Eben ist sie kalt geworden!“ — Ihre letzten Worte: „Gott geleite Sie und segne Sie immerdar, jetzt und in alle Ewigkeit“ — fingen mir so lebhaft an zu werden, daß ich diese gute alte Mutter sah! — „Und Minchen?“ — fragte ich voll Unruhe. — „Ihre Königliche Hoheit“ — antwortete der Junge in Erinnerung an unsere Kriegsspiele — „befindet sich wohl, außer daß sie halb todt wegen des Todes der Alten ist.“

Mein ehrlicher Helm — der Junge hieß eigentlich Wilhelm, seiner Tapferkeit wegen ward ihm indessen die erste Silbe erlassen — sagte dies mit so viel Subordination, daß er in jedem Worte Takt hielt. Er bemerkte unmaßgeblich, daß dieser Todesfall vor einiger Zeit durch ein Licht in der Kirche zwischen elf und zwölf sehr richtig verkündiget worden wäre. Allein ich belehrte ihn, daß dieses Licht meiner Mutter Handlaternchen gewesen, worauf er sehr bestimmt versicherte, daß er selbst an solche Vorzeichen nicht glaube. Er mußte noch Briefe besorgen, ich winkte ihm zum Abschied mit der Hand, gab meinem Pferde die Sporen und hielt am Trauerhause.

Ich fand Minchen die Hände ringen und laut, laut wimmern: „O meine Mutter, meine Mutter! meine liebe, liebe Mutter!“ —

Sobald ich in's Zimmer trat, verwandelten sich ihre Schmerzensäußerungen. Sie veredelte ihre ersten natürlichen Aufwallungen. Sie schrie nicht aus, sie seufzte nur ein sanftes Ach! Sie weinte zwar, allein sie schluchzte nicht. Sie goß nicht Thränen, sie thaute sie nur; sie rang nicht mehr die Hände, sie faltete sie. Im ersten Affect hätte sie Alles dieses vielleicht nicht über sich erreicht. Jetzt aber opferte sie mir ihren Schmerz auf. Alle poetischen Uebel geben der Liebe Zuwachs. Ein Mädchen, das einen Bräutigam hat, kann unmöglich über den Tod ihrer Mutter anders als dichterisch betrübt sein. Ihr Schmerz ist ein schöner Schmerz. Sie übersetzt den Schmerz, wenn ich so sagen soll, in wohlklingende Verse: Alles was sie that, gehörte der Seligen und mir zur Hälfte.

„Hätten Sie sie sterben gesehen!" — sagte das gute Kind zu mir: „Einen Gruß über den andern an Sie. Sie ging so schön wie die Sonne unter. Ich hätte was darum gegeben, wenn Sie diese untergehende Sonne noch beschienen hätte. — Gewiß sind Sie ihrem Geist begegnet." —

„Ich bin ihm begegnet" — versicherte ich — „ich hab' sie gesehen, ich hab' sie gehört. — Gott geleite sie — und segne sie — jetzt und in alle Ewigkeit! O — ich höre es noch!" —

Da sah und hörte mich mein Vater, der in diesem Augenblick mit Minens Vater in das Sterbezimmer getreten war. „Alexander!" — rief er; — und ich war kein Sonntagskind mehr. Ich kam von meiner Mondsucht zurück. — „Mein Vater!" sagte ich; und er drückte mir warm und theilnahmvoll die Hand, als fühlte er m e i n e n Verlust.

Er hatte der Seele dieser frommen Alten mit andächtigem Zuspruch das Geleite gegeben. In seinem Gesicht lag so etwas von Vollendung, von Himmel. Er sah selbst selig aus. Er berichtete mir noch die einzelnsten Umstände von ihrem Tode. Seine Erzählung war mir bedeutsam und neu, ob er gleich erzählte, was ich wußte, was ich vor mir sah! —

Nach dieser Entzückung in den dritten Himmel kamen wir wieder auf's Irdische. Ich erzählte ihm, daß — da mein zu-





künftiger Gefährte, der junge Herr von Geldern, nicht früher könnte — wir erst in fünf Monaten zur Universität abreisen würden. —

„Willst du“ — sagte er — „noch zu guter Letzt eine Leichenrede halten?“ — „Ja, darf ich bitten,“ fügte der „alte Herr“ höflich hinzu. — Minchen bat mich nicht. Ich entschuldigte mich, und gewiß hätte ich beim Sommergetreide eingebüßt, was ich beim Wintergetreide, bei der Predigt, eingenommen und eingeerntet, wenn ich bei dem Grabe von Minchens Mutter eine Leichenrede übernommen. Dies war wohl der größte Beweis, daß mein Vater im Grunde nicht wußte, wie es mit Minchen und mir stünde. Er hielt's ohne Zweifel noch immer für Alexander- und Dariusspiel.

Mein Vater ging nach Hause. Ich blieb noch einen Augenblick zurück und ging mit Minchen an's Bett ihrer Mutter. Nie sah ich die Aehnlichkeit, die diese Verklärte mit Minchen hatte, so klar als jetzt. Zwar ein Schattenriß, doch Minchen! und mir sollte grauen? — Ich nahm die mütterliche kalte Hand und rief sie zum Zeugen über mich, daß ich Minchen liebe und lieben würde bis in den Tod. — „Sie fahre über mich“ — sagte Minchen — „so kalt sie da ist, wenn ich einen Andern liebe!“ — „und tödte mich, wenn ich nicht Minchen liebe, jetzt und bis vor Gottes Thron!“ setzte ich hinzu.

Mein Vater, der gute Mann, der mich bei meiner Mutter angemeldet hatte, war so gütig gewesen, ihr zu verschweigen, wo er mich und den „Braunen“ getroffen. Sonst war sie von den fünf Monaten Reiseaufschub und, daß ich die Redeübung ausgeschlagen, unterrichtet und über beides erbaut. Die fünf Monate gaben ihr zu noch einer Rubrik unter den mitzugebenden Hemden Gelegenheit; und meine abschlägige Antwort wegen der Leichenrede? — Ich erzähle es ungern, daß meine Mutter hieraus meine Gleichgültigkeit gegen Minchen, wie aus ein mal Eins — Eins heraus brachte. Liebe Mutter, die Liebe hält keine Reden! —

Die fromme Alte wurde in aller Stille beerdigt. Und ihr Grabmal war das heilige Cabinet, wo Minchen und ich in Liebes-

angelegenheiten zusammenkamen. „Ein Engel mehr“ — sagten wir — „der uns hört, ein uns so verwandter Engel!“

Liebe und Tod grenzen überall zusammen, im Roman und in der Geschichte. Ich bin der festen Meinung, daß Jedes, was schreiben kann, wenn's liebt, auch Liebesbriefe schreibe, geschrieben habe und schreiben werde. Die Liebe ist eine völlige Opferung. Man giebt Alles, was man hat, man thut Alles, was man kann, man sagt Alles, was man weiß. Ein Bauer kritzelt den Namen seiner Grete in den Sand. Die Harke ist seine beste Feder. Schrammt er ihn in einen Kürbiß, schmeckt ihm dieser am süßesten. Schnitzelt er ihn in eine Linde, schmatzt er den Saft aus, der aus den Buchstaben quillt. Grete steht überall, wenn er's bis zu fünf Buchstaben gebracht hat; wenn nicht, ist der erste Buchstabe des Vornamens sein. Er pflügt ein G, er springt ein G, er geht ein G — und Grete? nennt ihn zwar Hans, allein sie näht den ersten Buchstaben seines Zunamens ins Tuch, das sie ihm schenkt. — Ihr aber, lieben Leser, die Ihr schmecket und sehet, wie freundlich Mutter Natur ist, denkt von meinem Vorbericht zu den nachfolgenden Briefen, was Ihr am Ende von allen Liebesbriefen denkt, die Ihr nicht selbst geschrieben habt. Hiermit übergebe ich Euch fünf Briefe von meinem Minchen — nach der Anzahl der Feierhemden, die mir meine Mutter bereitet hat! — —

* * *

Sie an Ihn.

O du lieber, lieber Junge! — Was hast du für eine gute Art zu schelten! Es ist so was Herzliches drin, daß ich es mit Fleiß auf ein Scheltwort von dir anlegen werde. — Du schiltst, daß ich durch Nähen und Stricken mir den Finger wund gemacht. Soll ich denn die Hände in den Schooß legen? Da würd' eine Närrin aus mir werden, obgleich ich jetzt „dein Weib“ bin. Was Klügeres kann kein Mädchen in der ganzen weit und breiten Welt sein, als dein Weib. — Der Finger ist auch wieder wohlbehalten und heil und sieht aus wie — wie neu hätt' ich bald geschrieben — wie zuvor. Er hat keinen schwarzen Rand mehr. Die Trauer

ist schon gestern abgelegt. Was willst du mehr? — Fast wünsch't ich, du möchtest noch mehr wollen, damit du schelten könntest. Schilt doch, lieber herzlieber Junge, schilt doch was rechts auf. — Die Musik war bei meiner Fingertrauer nicht verboten. Ich kann dir so herzbrechend singen und spielen: du solltest es nur hören. Mein Vater wunderte sich über den schnellen Gang in meiner Musik. Der gute Mann weiß nicht, daß ich in der Schule der Liebe bin und von ihr Klavierspielen lerne. — Gott im Himmel und dich in der Welt! Wie kann ich Gott lieben, den ich nicht sehe, wenn ich dich nicht lieben sollte, den ich sehe. Ich liebe Gott in dir. Es ist unaussprechlich, wie ich dich liebe. Du bist Gottes Bote an mich. Gott gab mir dich. Meine Seele ist dein und unsere beide Seelen sind Gottes. — Heut sehn wir uns, hoffe ich. Was ist doch die Liebe für eine Lehrerin! Wir sonderten uns das letzte Mal vor aller Leute Augen ab, die mit uns gingen, und kein Mensch dachte Arges in seinem Herzen; und das Beste war, wir fanden gleich so viel Zeit, uns viel, viel zu sagen. Findst du aber, daß es weniger wird, was noch rückständig ist, und was wir uns noch zu sagen haben? ich nicht! — Wir zahlen nicht einmal alle Zinsen ab; diese werden noch Capital. Wann wird uns Gott in Stand setzen, Capital und Zinsen richtig zu machen? Wenn du Pastor bist und ich Pastorin. Dein Weib vor Gott dem Herrn bin ich lang. Gott und alle seine heiligen Engel waren auf unserer Seelen-Hochzeit und die sind ständig, beinahe sichtbar um uns, wenn wir allein sind. Es kann nur wenig, sehr wenig daran fehlen, um sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen! — Da kann man wohl mit Recht, wie deine Mutter thut, über den „betrübten Sündenfall“ klagen. Ist's denn Sünde, so zu lieben, als wir? und liebt nicht Gott unsere Liebe? Gott selbst hat uns getraut, und sag': hat je ein böser Gedanke dein Herz verfälscht? Mir ist keiner vorgekommen. Je frömmer ich bin, je inbrünstiger denk' ich an dich. In der Kirche höre ich deine Stimme unter hundert, und ich singe schnell mit, damit wir beide zusammen zu Gott kommen. Aus der ganzen Fülle meines Herzens bin ich dir gut. Bin ich nicht dein Weib, dein treues

Weib, du Einziger! Sag' es mir tausendmal, und wieder tausendmal, daß du mein Mann und ich dein Weib sei. Das lernt man immer schöner aussprechen, je öfter man es ausspricht. Wenn du es sagst, ist's mir himmlische Musik, Kirchengesang! — Jetzt sind wir nur beim lieben Gott bekannt. Ueber ein Kleines oder über ein Großes — mir ist's gleich, wird Gott uns auch unter die Leute helfen. Ich liebe deine Seele, und du die meinige. Du bist der Mann meiner Seele, und ich das Weib Deiner Seele; sonst könnten die Engel mit uns nichts mehr zu schaffen haben. Leb wohl! — Zu Mann und Weib hat uns der liebe Gott gemacht, zum Herrn Pastor und Frau Pastorin müssen es die Menschen thun. Das ist das ganze Räthsel.

N. S. Zur linken Hand: Warum hast du deinen letzten Brief so weitläufig geschrieben? Wenn du mir so gut nicht wärst, als ich weiß, daß du es bist, würd' ich mir Gedanken machen. Hab' ich es nicht von dir: „je kälter, je weitläufiger, wenn man Briefe schreibt." „Wer liebt, läuft immer über. Er kennt nicht Maß und Gewicht." Aber so bist du! auf deine Finger siehst du nicht, allein die meinigen sollen nicht „trauern". Könnt' ich denn nicht dich und du mich lieben, wenn auch alle unsere zwanzig Finger in tiefer Trauer wären! — Ich komme wieder auf's Vorige. Wer war es denn, der sagte, die Natur liebt eben die Finger nicht weiß. Rothe Wange, starke Hände, wo gesundes Blut durchscheint, ist Naturuniform: wer war es? Ich muß noch ein Stück Papier mit der Nadel anheften. — Lieber Mann, ein Naturmensch, wie du, sollte nicht auf weiße Finger sehen. Das nenn' ich! ich! ich nenn' das schelten! — Grüße alle deine Finger von mir — sie sind meine Finger. Du bist ganz mein, ich ganz dein. Wir sind Eins; ich habe deine Briefe unter meine Bibel gelegt. Erst Gott, und dann mein Mann. So gehört und gebührt es sich. — Ihr Männer, dünkt mich, seid zum Reden und zum Schreiben. Wir Weibchen zum Thun und, wenn's hoch kommt, zum Lesen. Gottlob! daß du jetzt bald Pastor wirst! So sind wir doch so sehr nicht auseinander. Lieber, lieber Junge! was meinst du? Die Regenten müssen sich doch auch zuweilen so

nennen, wie wir, oder sie wissen nicht, was Liebe heißt, und dann sind sie ärmer als wir und ärmer als alle Bettler in unserm Dorfe. Ich weiß doch auch — von unseren Spielen — wie es einer Prinzessin zu Muthe ist; allein ich tausche nicht mit der Königin Elisabeth, da ich dich habe — und du nicht mit Alexander, da du mich hast. Wir würden jetzt schlecht Alexanderchen spielen! die alte Babbe würde die königliche Frau Mutter besser machen, als wir Alexander und Frau Alexander!

* * *

Sie an Ihn.

Außer der Liebe, das fühl' ich, ist Alles Possen und Unwesen in der Welt. Du hast recht, ganz recht: „die Liebe macht gleichgültig gegen Ruhm und Glanz, allein gegen die Menschlichkeit nicht. Sie schränkt das Herz ein, allein sie erweitert es auch. Eins liebt nur Eins wie Mann und Weib, alle Menschen aber wie Schwester und Bruder." — So weit du. Eine schöne Antwort auf deinen Brief. Ich schreibe ab, was du geschrieben hast. Mich dünkt aber — das ist die rechte Art für ein Weib. Sie ist doch nur eine Kopistin des Mannes, wenn sie schreibt. Denn dies ist ihr Fach nicht. Das war wieder eine Abschrift von dir, und überhaupt bin ich ganz nur eine Abschrift von dir. — Ich lese deine Briefe mir in's Herz und in die Hand. — Wenn du morgen zu mir kommen willst, komm um vier; von vier bis sieben sind nur drei Stunden. Ich habe dir viel von der Liebe zu sagen, worauf mich dein Brief gebracht hat. So was muß man sich sagen; schreibt man, ist's so, als wenn man Schlagwasser auf's Schnupftuch gießt. Ich denke, die Liebe ist noch das Einzige, was in der Welt von ihrem Stande der Unschuld und von der Zeit, daß sie aus des lieben Gottes Hand kam, übrig ist. Und du lieber Gott! bei dem Allen glaub' ich, daß nicht drei Paar in ganz Kurland sich lieben, wie man recht liebt, sich lieben wie wir! — Du wirst über Vieles lachen, was ich mir im Kopf gezeichnet. — Im Lande, schreibst du, wo man sich in der Landessprache nicht auf gute Weise dutzen kann, liebt man nur so so!

— — Recht! ganz recht, lieber Junge, und wann hättest du nicht bei mir Recht? Das Dutzen ist so was zum Herzen, daß ich's nicht sagen kann. — Was das hübsch ist, daß du deinen Vater und deine Mutter du zu nennen das Herz hast, Meinem Vater dürft ich so nicht kommen, der Mutter wohl — darum liebst du auch deinen Vater mehr, als ich leider Gottes den meinigen. Unsere Mütter lieben wir, glaub' ich, gleich. Den kleinen Finger von der Liebe, womit wir uns lieben, — nein, auch der nicht! Ich habe schon gedacht, ihr Männer könnt nimmer so zärtlich sein, als wir. Hörst du? als wir. Wo ich Alles hernehme, was ich schreibe, mußt du besser wissen, als ich — denn in Wahrheit, wenn ich mich an das Papier setze, weiß ich kein Wort. — Also — morgen von vier bis sieben! — Ich würde nicht eine Sylbe an dich schreiben, wenn du es nicht so wolltest; aber du müßtest ohne Ende und ohne Ziel an mich schreiben, sonst wüßte ich nicht, was ich anfinge. Ich finde in keinem Buche das, was ich in deinen Briefen finde. — Was du aber in meinen findest, kann nicht viel sein.

N. S. Komm ja um vier; mich ärgert, daß ich alles so voll geschrieben habe, ich möchte dich gern noch einmal, und noch einmal drum bitten: um vier! —

Sie an Ihn.

„Sie an ihn!" — diese Erfindung macht dir Ehre. Du und ich, ich und du. Mehr ist für uns nichts in der Welt! Mir kommt's wenigstens so vor. Es geht dir mit meinen Sachen, wie mir mit den deinen. Ich könnte nicht leben, wenn ich nicht was von dir bei mir trüge. Ich sehe dies als ein Pfand an, das du — mit einem Kusse auslösen mußt. Mein Tuch und meine Feder, und mein Buch und das Band auf meinem Kopfe, das du nicht berührt hast, ist mir — als ein ungetaufter Heide. Was du angefaßt hast, ist mir eingesegnet und geweiht. — Die Stadtleute, die nicht wissen, wie schön es ist, Blumen an der Wurzel zu sehen — geben sich einander Blumen. Ihr Blumengeschenk — das habe ich von dir — ist ein Bild ihrer Liebe, die auch bald

dahinstirbt. Ich möchte nicht in der Stadt wohnen — um vieles! Die Leute, glaub' ich, haben da den lieben Gott nur in der Kirche, wir — der Name des Herrn sei gelobt! — haben ihn überall. — In Mitau werde ja nicht Pastor. Werd' es auf dem Lande. Da hast du halb predigen, und wir leben doppelt. In der Stadt ist man, wie's in der Bibel steht, lebendig todt. Man lebt sich da, wie du sagst, krank und todt. — Daß du mir ja keine neue Feder mehr schickst. Ich will keine, mit der du nicht schon geschrieben, und die du nicht schon in Gang gebracht hast. Und was ich noch mehr will, das hätt' ich bei einem Haar vergessen. — Der „alte Herr" geht morgen auf's Land und bleibt drei Tage. —

N. S. Um acht Uhr des Morgens kommt der Wagen nach ihm; um neun ist er gewiß nicht mehr hier.

Sie an Ihn.

Gestern, lieber Mann meiner Seele! Einziger! habe ich den Geburtstag unserer Liebe gefeiert. Im Buche der Lebenden, das vor dem Throne Gottes liegt, sind wir gewiß von Anbeginn in einer Reihe zusammengeschrieben. Ich zittre und freue mich. Es schaudert mich und ich bin entzückt, da ich an das zurückdenke, was gestern vor'm Jahr neu geboren ward. Der erste Kuß und mit ihm der Schwur: „Ewig dein!" — Ich habe meinen Schutzengel sehr gebeten, es dir einzuflößen, was ich gestern empfunden habe, es ist — unausschreiblich! Denkst du auch noch zurück? Unsere Augen waren die ersten Bekannten; sie waren immer zusammen, wenn sie sich erreichen konnten. Eh man sich liebt, ist das Auge, wie du sagst, als eine Sonne mit Wolken belagert. Die Liebe steckt das Auge an, zuvor ist es eine unangezündete Kerze. Kaum brennt's, so ist auch der ganze Mensch hell. — Alles stufenweise in der Liebe! Nach dem Blick eine Berührung. Ich denke noch oft daran, wenn sich unsere Finger berührten, da du mir was reichtest — oder ich dir — die Funken spritzten mir bis in die Seele, so oft wir so Feuer anschlugen, und da ich dein Glas wie aus Versehen nahm, und du das meinige, und da ich mit gutem Bedacht an eben der Stelle trank, wo du getrunken hattest. Him=

mel, was trank ich! — — Und endlich das hohe Fest, dessen Jahrestag gestern war! — Sprachen wir oder sprachen wir nicht? Ich glaube: Nein. Sprache und Liebe vertragen sich nicht sonderlich; das habe ich oft erfahren. Die Sprache ist ein ungetreuer Dienstbote. Gott, wie du mich küßtest und drei Blüthen vom Baume herabfielen, um diesen Ort zu heiligen, und die Nachtigall schlug, und wir dies Alles nur halb sahen, nur halb hörten, bis wir uns von diesem Kusse erholt hatten! — O Mann, o lieber Mann! welch ein Fest! Wie hab' ich gebetet, daß Gott mit unserer Liebe sei! Er, der die Liebe ist, sei mit unserer Liebe! Er weiß das Ja, das wir stammelnd vor seinem Angesichte ablegten; die Sonne beschien es, der Altar war mit Vergißmeinnicht bordirt und mit Blumen geschmückt, die so schön zusammenstanden, als ob sie auch unter einander vermählt und zusammengetraut wären. An diesem Tag, lieber Mann! müssen wir auch einmal, wenn Zeit und Stunde ist, vor der Welt zusammengegeben werden. Dieser unser Welthochzeitstag sei uns ein untergeordnetes Fest und also am nämlichen Tage! — Man muß Gott mehr lieben als die Menschen — ich habe sehr, sehr für dich gebetet. Ich bin deinetwegen beim lieben Gott Sturm gelaufen. Laut, laut schrie ich: Gott sei mit ihm, mit ihm! — Ich nenn' dich immer zum lieben Gott Er. Gott weiß ja alle Dinge. Einmal — das muß ich dir ohrbeichten — kam mir der „Alexander" in den Mund, und ich ward so zurückgesetzt — ich schämte mich so vor'm lieben Gott, daß ich in zwei Tagen kein Wort hervorbeten konnte. Ich denke, es kommt daher, weil wir „Alexander" gespielt haben, und weil der liebe Gott das Herz und kein Spiel haben will. Weißt du, woher anders? — schreib's mir. Es war doch nicht ein Schelmenstück, daß du den Alexander machtest und mein Bruder Benjamin den Darius. Du heißt ja — leider — Alexander. Da bin ich wie deine Mutter! Ich gäbe was drum, wenn du Johann oder Gottlieb hießest.

Es hat doch bei unsern Schlachten kein Junge ein Bein gebrochen, und die Jungens sind alle so vollkommen, so stark. Benjamins Fuß ist obenein gerader geworden; was fällt aber nicht,

wie man hört und liest, im Kriege? Im Anfange glaubte ich, daß in der Geschichte die Zahlen der Gefallenen verdruckt wären, ich fand's aber oft ganz ausgedruckt. Die Leute sollten's nicht so deutlich machen, damit man wenigstens denken könnte, es wäre eine Null zu viel. — Da seh' ich, was ich zusammen geschrieben habe. Wenn du oder ein anderer Alexander das, was ich geschrieben, schreiben oder besser zusammenlegen sollten, wär's ordentlicher und kürzer, glaube ich, aber nicht herzlicher. Ich streiche nichts. — Mögt ihr doch streichen, wenn ihr nur nicht das Herz herausstreicht, wie ich glaube, daß es die meisten von euch thun. — Da fiel's mir neulich beim Pilatus ein: „was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben." Gott verzeihe mir's. Ich dachte an das Weib! Er, als Landpfleger, hätte ja streichen können. — Wie ich froh bin, lieber Junge, das wird dir dein Schutzgeist sagen. Der meinige hat ihn heute gewiß mehr als einmal besucht und es ihm erzählt. Wenn wir sie einst in jenem Leben kennen lernen werden, das wird eine Lust sein! — Mir ist's sehr, sehr angenehm, an den Tod zu denken. Wie denn dir? — Gott segne dich und behüte dich in alle, alle Ewigkeit! Amen! —

An der einen Seite stand:

Heute gewiß einen Brief von dir. Es ist Geburtstag! Die Briefe werden sich begegnen. Ist er noch nicht abgeschickt, laß ihn den meinigen küssen; ich werd's empfinden; und eh' die Briefchen einmal, wenn wir zusammen sind, auch zusammen kommen und sich paaren, wird's noch eine Zeit dauern. An unserm Welthochzeitstage wollen wir sie zusammenlegen. Eben denk' ich dran, wie furchtsam unser erster Kuß war, um dir zugleich eine gute Lehre zu geben. Jetzt ist's so, als wenn du mir das Aug' austrinken wolltest, wenn du es küssest! — —

Sie an Ihn (nach dem Tode der Mutter).

Lieber Alexander! Ich habe zum erstenmale einen Menschen sterben gesehen! und gleich zum erstenmale eine Mutter! Nun würde folgen, selbst zu sterben, und das Entsetzlichste — von

deinem Tode zu hören. Denn dich sterben sehen, wär' unmöglich. Lieber Junge, Alles auf einmal! Du wirst weg — meine Mutter ist schon weg! — Du kommst zwar wieder, allein meine Mutter nicht mehr. Du weißt, wie ich sie geliebt habe, und wie sehr ich Ursach dazu gehabt. Wenn wir zu einem Briefträger einen Vertrauten nöthig gehabt, wäre sie es gewesen. Du hast mir's gesagt und geschrieben: Ein Mädchen kann zum Vertrauten in der Liebe niemand anders als eine Mutter nehmen — höchstens einen Bruder. Wie wird's jetzt werden, da du dem Benjamin unsere Liebe nicht entdecken willst? — Du schreibst von ihm: „ein guter, sehr guter Junge, nur ist er gewohnt in die Flucht geschlagen zu werden. Wer Geheimnisse bewahren will, muß des Siegens gewohnt sein." — Wir armen Leutchen! jetzt schreiben wir einander und tragen die Briefe selbst an Ort und Stelle! — O Gott! wenn ich an deine Abreise denke, ist's mir so, wie damals, als ich meine Mutter sterben sah; und doch wirst du wiederkommen und dein Weib bekennen vor den Menschen. Gott helf' uns dieses Bekenntniß vor dem Altare ablegen, wo wir ehemals unser Glaubensbekenntniß gen Himmel ablegten! Du mußt auf eine Universität, das hast du mir bewiesen, also gehe hin. — Ich werde dir noch viel, viel mitgeben, daß du dich meiner erinnern kannst! — Du armer Junge! ich behalte doch mehr zurück. — Dein Vater hat deine Finger, als wenn ich sie sähe. Wie werd' ich darnach blicken, selbst wenn er mir die Hand beim Beichtstuhle auflegen wird — selbst da werd' ich an deine Hand denken. Das ist doch keine neue Sünde? Was behalt' ich nicht noch mehr! Alle die Oerter, wo du gingst, wo du kamst. Wo „Alexander" siegte, wo ich deine Gefangene war, wo unsere Augen einen Bund machten; den Altar, wo wir — getraut wurden; den Ort, wo wir Concert hielten; wo du oft, oft mich zusammennahmst und küßtest, und wo ich dir durch einen bescheidenen Kuß für deinen heftigen dankte; wo wir uns freuten, daß es Frühling war, und wo wir das erste Veilchen, die erste gelbe Blume, den ersten Schmetterling bewillkommten. Der Ort, wo dein Vater uns überfiel, lieber Junge! — ich glaube noch immer, du magst mir

so viel sagen als du willst, der hat viel zu deiner Abreise beigetragen. — Gott sei Dank! noch fünf Monate bis dahin! Was wimm're ich Thörin! du gehst hin, um beständig bei mir zu sein, um Stroh zum Nestlein für uns zu holen. — Flieg denn aus, find' bald dein Stroh und denk', daß deine Sie auf dich wie eine von den klugen Jungfrauen wartet. Schick' mir dann und wann eine Taube mit einem Oelzweig. — Wir müssen noch verabreden, wie wir's dann mit den Briefen halten wollen! — O, ich kann dir nicht sagen, wie mir ist! — So sind wir Menschen! Wer stirbt gern, wenn er gleich weiß, daß er dadurch zum ewigen Leben kommen soll? — Das Letzte ist uns doch gewiß. — Leute, die recht sehr fromm sind, müßten hier schon wie dort sein. Sie studiren die himmlische Geographie und sind im Himmel so, wie ich in Gedanken auf all' den Universitäten sein werde, wo du wirklich sein wirst. — Wer stirbt aber gern? Wer? — Warum ich eigentlich heute an dich schreibe, hab' ich dir noch nicht gesagt: Ich habe meine Mutter vor dir nicht sehen können; ich will sie unsere Mutter nennen, meinen Vater aber nie, nie unsern Vater. Der meinige ist er, weil's Gott hat haben wollen; warum sollst du dich aber mit ihm beschweren? Gott verzeihe mir's! wenn ich hiedurch dem vierten Gebote zu nahe trete — du hast mich als Mann darüber losgesprochen und die Grenzen abgemessen: „Bis dahin und nicht weiter." Als Pastor mußt du diesen Losspruch noch bestätigen und vollführen. Wieder von unserer Mutter ab — ich hab' dir noch etwas Schriftliches von ihrem Abschiede versprochen, weil ich's dir mündlich nicht sagen konnte.

Wisse also, mein lieber Junge, daß ich ihr, kurz eh' sie starb, unser Liebesgeheimniß entdeckt habe — ich habe vor der Minute gezittert, da es hieße: Vollbracht! — Nachdem ich ihr aber unser Geheimniß gesagt hatte, zitterte ich auch für ihre Besserung. — Ist's nicht gut, daß ich's ihr gesagt habe? — Sie hätt's doch im Himmel erfahren, und dann hätte sie Ursache gehabt, es mir zu verdenken, wenn dieß Wort im Himmel nicht verboten ist. — Was weiß ich — ich dachte, es wäre unrecht, sie ohne dieß Ge-

heimniß sterben zu lassen. — O lieber Junge, welchen Segen hat sie über uns ausgesprochen. Sie war schon lange wie todt, hatte lange sprachlos gelegen; da ich ihr aber unsere Liebe erzählte, bekam sie ihre Sprache wieder. Zacharias fiel mir ein mit seinem — „er soll Johannes heißen". Sie nannte dich Sohn. Das hätte sie in dieser Welt kaum das Herz gehabt zu thun, wenn ich gleich wirklich die Frau Pastorin gewesen wäre. Sie fühlte aber, wer sie war! Sie fühlte ihre Beförderung zum Engel. „Sohn! Sohn! Sohn!" sprach sie, als ob sie sich dabei was zu gut thäte, und blieb im Segnen. — — Gewiß hat sie's mit himmlischen Worten fortgesetzt, was sie mit irdischen angefangen; und was sie in Schwachheit begann, geendigt mit Kraft. Gott schenk' ihr die himmlische Seligkeit, die sanfte, ewige Ruhe der Auserwählten! Auf ihrem Grabe will ich mir oft Rath holen, wenn ich in deiner Abwesenheit Rath bedarf — du mußt noch oft, oft, — so schwarz, so nackt, so unbegrast, so unbeblümt es gleich da ist — (wer wird sich aber vor Staub, vor seinesgleichen fürchten?) — oft mußt du noch an ihr Grab mit mir wallfahrten. O Lieber! mir ist so — so — rings um's Herz, als wenn ich meiner Mutter bald folgen werde — und hätt' ich dich nicht — wie gern! wie gern! Ich hätte diese letzten Zeilen gern weg! Aengstige dich nicht. Du kennst mich so gut, wie ich mich selbst kenne!

Du schreibst mir: „Schone dich! ich weiß, du bist in dein Leben nicht verliebt — schone dich meinetwegen!"

Junge, deinetwegen, deinetwegen, deinetwegen will ich leben, leiden und sterben! — — —

Da hab' ich mit einem Griffe deinen lieben Brief, den ich aufsuchen wollte:

„O Mine, wenn doch unsere Väter alle Nächte den Himmel observiren möchten! — Was war das für eine Nacht! Mine — was für eine Nacht! Wie feierlich, zwischen elf und zwölf auf dem Kirchhof zu sein! mit dir! mit dir allein auf dem Kirchhofe! — — Ich vergesse dieses zwischen elf und zwölf in meinem ganzen Leben nicht. — Meine Eltern sahen auf der an-

dern Seite des Kirchhofs nach den Sternen, und ich? sah dich — dich — dich; doch warst du es? Sag', warst du entzückt, oder warst du wie sonst? Ein Mondstrahl umleuchtete dich — ich stand im Dunkeln und sah ein Gesicht im prophetischen Sinne. — Nie hab' ich so was gesehen! du warst verklärt, und dein Gesicht war wie eines Engels Angesicht: so — so — wie ich dich nach der Auferstehung der Todten sehen werde in alle Ewigkeit!" —

Wozu diese Abschrift? — gleich, lieber Junge.

Gestern standst du in der Sonne! Sie beschien dein edles Angesicht — sanft und zurückhaltend war ihr Strahl, so als wenn Gott mit Menschen spricht. Die Sonne blitzte nicht, sie hatte einen Augenschirm vor, und ich — kurz lieber Junge, wie es dir mit dem Monde ging, ging es mir mit der Sonne; ich sah dich, ich kannte dich, allein du warst wie Moses, indem er vom Berge kam und mit Gott gesprochen hatte und ein Gesicht voll Sonnenglanz mitbrachte — da dacht' ich: Sonne und Mond ist Mann und Weib. — Da sah ich uns beide im Himmel, dich in die Sonne, mich in den Mond gekleidet — ich weiß nicht, wie mir war! mir kam es so vor, daß ich — bald stürbe, und daß meine Mutter ein Mondgewand in der Hand hielt, mir das Sterbehemde auszog und mich himmlisch einkleidete. Ich war in Wahrheit außer mir! — das hab' ich noch behalten, daß es selig wäre, selig, selig wäre zu sterben — wenn du mit stürbest. — Gottes heiliger Wille geschehe! — — —

Oben wo Minchen angefangen hatte (das andere ist so voll geschrieben, daß kein Wort mehr Raum hat) stand noch: „Was haben wir nicht Alles abzureden, ehe du gehst. Fünf Monate sind zu kurz, wenn wir von vier des Morgens anfingen und um neun des Abends aufhörten. Wie kommt's, daß wir nicht zum Worte kommen, wenn wir zusammen sind?" — —

* *
*

Euch, gute Seelen, die ihr den Hänfling, den ein Bube aus dem Neste stahl, um ihn mit aufgeweichten Brode zum Sklaven

zu füttern, versteht, wenn er, seinem Kerker entflohen, auf dem benachbarten Kastanienbaume seinem Tyrannen Hohn singt; Euch, gute Herzen, die ihr einer Pflanze die Wollust ansehen könnt, wenn der Gärtner sie aus dem Blumentopf in die weite Erde bringt, oder einem Feigenbaum, wenn der Besitzer in nördlichen Gegenden ihn vom Fenster in den schönen sanften Regen setzt; Euch wenigen Edeln, die ihr, wenn die Bohne in Eurem Garten eine schwere Geburt hat, ihr nachhelft und die Schlauben abstreift, um ihr Luft zu machen, und die Blume, die der Sturm wie eine Wittwe beugt, mit tröstender Hand aufrichtet, damit sie, so wie ihr selbst gen Himmel sähe; Euch, die mein Vater Seher, von Gott Angehauchte nennen würde; Euch, die ihr höret und sehet, was Viele mit offenen Augen nicht sehen, mit offenen Ohren nicht hören; Euch schreibe ich diese Briefe zu. Schützt sie wider Hof- und Stadtleute, die Ach und Weh über sie kreischen, wider die Schwätzer und Trunkenbolde in der Liebe, die, gewöhnt an italienische Musik, kein Schäfchen blöken, keine Nachtigall schlagen, keine Biene schwärmen, keinen Käfer brausen hören können.

Siebentes Kapitel.

Altväterisch.

Es war eines Sonnabends — wie hätte es wohl ein anderer Tag sein können? — da mich meine Mutter bei der rechten Hand nahm, welche sie die Auserwählte zu nennen pflegte, und sich folgendergestalt verlauten ließ: „Mein Sohn, heute König, morgen todt. Es ist leicht möglich, wenn deine Noviciatsjahre geendigt sind, und du dich, zu Ablegung der heiligen Gelübde, nach Kurland zu den Altären deiner Väter mütterlicher Seits einfindest — mein Vater hätte gesagt: wenn du deine Jahre der Wanderschaft zurückgelegt und an's Meisterrecht denkst — daß du mich dann nicht mehr

in dieser irdischen Hütte siehst. — Dort sehen wir uns gewiß und wahrhaftig: indessen hab' ich noch viel auf meinem Herzen für diese Welt, das ich nicht gern wie einen Haufen Reiser zusammenraffeln, sondern mit Zuckererbsen zur Saat lesen und aussondern, ja dir ins Ohr säen, oder — nach dem einundvierzigsten Psalm im achten Verse — »raunen« möchte." —

Ich glaubte, daß dieser aufgespannte Pfeil Minchens Geschichte treffen würde; allein ich betrog mich am Ende, obgleich ich meine Mutter, um ein anderes tödtliches Gewehr anzuführen, Pulver auf die Pfanne streuen und zielen sah, da sie von den Vorzügen eines guten, ehrlichen Herkommens sprach. Sie lenkte auf meinen Vater, ihren vielgeliebten Eheherrn, und legte es mir so nahe als möglich, daß ich sie fragen möchte, was sie wohl von seiner Abkunft dächte? Wir bogen beide zur Rechten und kamen nicht zusammen. Freilich hätte ich auch gern gewußt, was meine liebe Mutter, baß als ich, von dieser Sache wußte. Ich befürchtete aber Aufträge zu gewissen Fragen an meinen Vater, und wie hätt' ich einen Mann foltern oder, wie meine Mutter sprach, „stöcken" sollen, der so väterlich war, mir wegen Minchen keine Frage an's Herz zu legen? Sie mußte also durch einen andern Weg in ihr Land.

„Ueber deinen Vater" — sagte sie — „habe ich tausend und abermal tausend Thränen vergossen." — Selten wird ein Frauenzimmer das Wort Thränen aussprechen, ohne es anschauend zu machen, was Thränen sind.

„Ich weiß zwar nicht" — fuhr sie fort — „wo er her ist und wer seine Eltern gewesen; — bald hätte ich liebe Eltern gesagt; Gott weiß aber, ob sie's verdient hätten und ob's nicht unschlachtig Volk gewesen. — Ich vermuthe, daß sie ihm eben keine Ehre machen können, denn sonst wüßte ich nicht, warum er so zurückhaltend über diesen Punkt zu sein Ursach hätte." — Hier fing sie so bitterlich an zu zeigen, was Thränen sind, daß ich sie herzlich tröstete. Sie jammerte mich von ganzer Seele.

„Was ich weiß, will ich dir sagen; wollte Gott, daß es ohne die größte Bewegung meines Herzens geschehen könnte."

Ich verbat ihre Erzählung, da ich sah, wie sehr es sie angriff.

„Nein, um des Himmels willen, nein — aber nein —“ rief sie aus — „und wenn mir darüber das Herz brechen, wenn ich gleich sterben sollte, mußt du Alles erfahren, was ich gewiß weiß, was ich hoffe, was ich glaube, was ich fürchte, und noch manches was mehr.“

Nichts war es spät und frühe

sang sie —

Um alle meine Mühe;
Mein Sorgen war umsonst. —

Und nach Vollendung dieser Herzstärkung fing sie an: „Du weißt, wie sich die Lebensläufe unserer in Gott ruhenden Vorfahren anfangen: »Was nun anlangt« — ich kann diesen Anfang nie, ohne Lust aufgelöst zu werden, beten — »Was nun anlangt die ehrliche Geburt, den Tauftag, den geführten christlichen Lebenswandel und die selige Sterbestunde unserer in Gott ruhenden Glaubensschwester, der weiland viel ehr- und tugendsamen Frauen so und so, — — so ist selbige — von christlichen Eltern geboren. Ihr Herr Vater war der weiland Wohlehrwürdige so und so, und ihre Mutter die weiland — — leibliche Tochter des weiland Wohlehrwürdigen so und so; — ihr Herr Großvater war der weiland Wohlehrwürdige u. s. w.« — so viel Weiland-Wohlehrwürden ohne Ende und Ziel! Bei deinem lieben Vater ist ehrliche Geburt und alle Wohlehrwürden in die Rapuse gegeben. Gott gebe, daß dieser Gedanke ihm sein Sterbelager nicht schwer mache.“

„Es war im Jahre nach Christi Geburt 1739 den 12. März — da er zu deinem lieben, seligen Großvater gegen Abend um sieben Uhr ankam. Es schlug eben unsere Stubenuhr, die so katerhaft brummte, eh' sie eins, zwei drei, vier, fünf, sechs, sieben herauswürgte, daß ich kein Wort von den Erstlingen deines Vaters zu vernehmen im Stande war. Es war der kälteste Winter, den ich je erlebt habe. Ich sehe noch, wie dein Vater that, als wüsch' er sich die Hände. Drei Aepfelbäume rührte der Frost in unserm Gärtchen. Dein seliger Großvater pflegte im Scherz zu sagen, so

viel wäre wohl außer Zweifel, daß das Paradies nicht in Kurland gestanden hätte — im Scherz sag' ich, denn er war sonst, wie sich's eignet und gebühret, mit Haut und Haar, mit Herzen, Mund und Händen, Kurländer."

„Deine liebe Großmutter, so gastfrei wie ich, bat abzulegen. Dein Vater that's nicht eher, als bis er die Anwerbung angebracht hatte — nicht um mich, so weit sind wir noch nicht, sondern um die Informatorstelle, die im Kirchspiele offen war. — Hofmeisterstelle, sagte dein Großvater, und belehrte zugleich deinen Vater, daß ein Prediger Pastor hieße; und deß bin ich herzinniglich froh, und verehre im Staube die wunderbare Schickung Gottes in Kurland. Denn kein Titel hat solche Verkürzungen erlitten, als Pastor auf deutsch. Erst hieß es Herr Pfarrherr, mithin Herr von vorn und Herr von hinten! Nachher Pfarrer und jetzt Pfarr. Daß sich Gott erbarme! wer nicht buchstabiren kann, schreibt Farr, und das ist ein einjähriger Ochse! In der Aussprache ist so kein Unterschied, wenn man auch drei Ohren hätte. — Mein Vater, dein seliger Großvater, war bei Sr. Hochwohlgeboren, einem benachbarten Adligen, der für seinen Sohn einen Hofmeister suchte, Hähnchen im Korbe. Sehr gern, sagte er zu dem jugendlichen Candidaten, wenn wir einig werden. — Jetzt spannte dein Vater sich aus, rauchte sein Pfeifchen und that eine Mahlzeit, daß meine Mutter nachher zu mir (nur im Scherze, denn sie hungerte vor Freuden, wenn's ihrem Gaste schmeckte) sagte: wäre der Candidat unter den viertausend Mann gewesen, so viel Körbe wären nicht übrig geblieben!"

„Dein Vater muß es selbst gemerkt haben, denn er bewies sehr gelehrt, daß man im Winter bessern Appetit, als im Sommer hätte, sowie eine übermäßige Kälte auch schläfrig mache. Das Eine hatte er weidlich bewiesen, das Andere war er im Begriff zu thun!" —

„Mir strahlte dein Vater, ich muß es frei gestehen, gleich in's Herz, obgleich eine übermäßige Kälte, so wie eine übermäßige Hitze schläfrig macht. Ich sah nicht mehr gerad aus, sondern sehr oft von der Rechten zur Linken; und war dein Vater, der

uns oft besuchte, gegenwärtig, so konnte mich das Mindeste roth machen. Wenn mich dein Vater fragte: ob ich wohl geruhet hätte? war Feu'r im Dach — und ich konnte wohl aus dem schönen Liede:

Ich Erde, was erkühn ich mich,

bei jeder Sylbe, die er sprach, mit Recht singen: (sie sang wirklich)

Ganz feurig wird mir mein Gesicht,
Und das, was meine Zunge spricht,
Kann kaum mein Ohr vernehmen!
Ich bin voll Angst und Schämen. —

„Ich weiß nicht, ob ich schon an- und ausgeführt habe, daß dein lieber Vater Hofmeister wurde. Man hatte es ihm dort sehr nahe gelegt, ein Frauenzimmer, das der Frau vom Hause Gesellschaft leistete, schön zu finden; allein er fand weder sie, noch irgend eine Dirne also. — Er blieb nicht lange Hofmeister; sondern in kurzem starb sein seliger Antecessor, und er bekam das Pastorat, wo er noch bis diese Stunde Gottes Wort rein und lauter (das muß man ihm lassen) verkündigt."

„Kaum hatte er diese Stelle, kam er wieder einen Abend und — wusch sich abermals die Hände. Dießmal konnt' es schwerlich aus Frost sein, denn es war Sommertag. Meine Mutter hatte noch nicht gebeten abzulegen, da er mit der Anwerbung um mich anfing. — „„So viel Neigung als Dankbarkeit"" — „„Gut,"" sagte meine Mutter, deine Großmutter, „„gut Herr Pastor! Allein ehe man Ja sagt, muß man sich bedenken. Beim Nein kann man eher fertig werden. Sie sehen, wie sehr ich zum Ja mich neige."" — Sie verlangte zu wissen — und das konnt' ich ihr nicht verdenken — wo er her wäre? wer seine Eltern wären? ob sie noch am Leben? ob er Geschwister hätte? — Und auf tausend antwortete der Herr Bräutigam nicht eins! Er wollte nicht mit der Sprache heraus, und da die Sache weiter getrieben wurde, erklärte er mit Ja und Amen: eher unglücklich sein und weder Theil noch Anfall auf mich haben zu wollen, als diesen Vorhang aufzuziehen!" —

„Deine selige Großmutter war das im ganzen Hause, was ich in der Küche bin; und wollte dein seliger Großvater wohl oder übel, er mußte den Kopf schütteln. Zum deutlichen Nein konnte sie es bei ihm nicht bringen, da er den neuen Ankömmling gern als seinen Schwiegersohn begrüßt hätte. — Das war ein Fersenstich für deinen Vater. Er war gekommen, einen ewigen Bund zu machen, und nun zerriß er Alles auf's schierste. Starken Laufs, ohne Schnauben oder Drohen, ohne den Staub von seinen Füßen zu schütteln, ohne das Wasser glum zu machen (zu reden aus Ezechiel zweiunddreißig, Vers zwei), ging er verstummt von seiner Scheererin von dannen. Man sah, was er litt, und — gern hätt' ich ihm hülfreiche Hand geleistet. Der Abschied war kalt und warm, sauer-süß, und — weg war er!"

„Dein seliger Großvater hielt groß von deinem Vater und liebte ihn zu sehr, als daß er so ganz gelassen hätte dabei bleiben sollen. Es war dein Großvater ein grundgelehrter Mann, der aber außer der Kirche nur bloß in seinem Studirstübchen Potentat war und es auch nur hier sein wollte, obgleich deine selige Großmutter auch hier zuweilen ihr Licht leuchten ließ, wowider er selbst nichts hatte. Was ich von seltenen Fragen und Antworten weiß, ist von ihr. Sie hatte hiervon ein Naturalienkabinet, das nicht gemein war. Sie wußte, was für eine Farbe das Kleid gehabt, das der liebe Gott dem Adam gemacht, und behauptete, es wäre grün gewesen. Sie wußte die Apfelart, die Adam und Eva gegessen; und empfahl die Birnen als eine unschuldige Frucht, die auch allen Menschen besser thäte. Sie geberdete sich bei Aepfeln und Birnen so, als ob diese ohne Erbsünde, jene mit Erbsünde behaftet wären — ich finde hierbei, wenn man's dazu anlegt, viel Erbauung. — Sie wußte, ob Rahel weiß oder braun gewesen; was für Federn Gabriel in seinen Flügeln gehabt; ob Adam mit einem Nabel versehen gewesen; ob David ein Adagio oder ein Allegro vor Saul gespielt; ob Pilatus sich mit Seife gewaschen; wie vielmal Sela in der heiligen Schrift vorkäme."

„Deinem Großvater fehlte es weder an Seel' noch Leib, um sein Weib so zu umzäunen, als ich es bin; allein, warum er nach-

gab, war — wie ich glaube — um sich selbst ein Kreuz aufzulegen. Er behauptete, er hätte sein Lebtag keine Niete gezogen, sondern wär' allstets glücklich gewesen; und da man durch viel Trübsal zum Reiche Gottes eingehen müßte, so litt er gern diese Ungemächlichkeit, wohl wissend, es werde seiner lieben Frau jedes unnütze Wort noch vor Sonnenuntergang gereuen, was sie geredet hatte."

„So gingen wir denn ein jeglicher seinen Weg in's Bette. Allein, welche Vigilien für mich! So wie das Bild der Sonne im Auge fortdauert, wenn man die Augen gleich zuschließt, so sah ich auch, was ich, um zu schlafen, nicht sehen sollte. Eine arme Sündernacht war diese Nacht —

In welcher Nacht ich lag so hart,
Mit Finsterniß umfangen;
Von all'n meinen Sünden geplaget ward,
Die ich mein Tag begangen.

Gottlob, dacht' ich am nächsten Morgen, Gottlob! die Sonne! — Allein sie war mir nicht zum Glück aufgegangen!"

„Noch muß ich dir bei dieser erwünschten Gelegenheit vertrauen, daß eben dieser Zeitpunkt es war, da ich die geistlichen Lieder als das probatste Mittel, mein aufgewiegeltes Herz zu beruhigen, kennen lernte. Befiehl du deine Wege — Was Gott thut, das ist wohlgethan — Keinen hat Gott verlassen: das löschte meinen Durst bei meiner Angst. Wenn die Zunge an meinem Gaumen klebte, fing ich an zu singen. Fühlt' ich gleich noch nicht d i e Wahrheit in ihrem ganzen Umfange:

Wenn ich ein Lied von Herzen sing,
So wird mein Herz recht guter Ding,

so ward ich doch gottergebener und weicher; und da mein ganzes übriges Leben zwischen Thür und Angel ist, und ich nie aus diesem Drang gekommen — sing' ich auch heute weiter, bis ich kommen werde zum hohen Halleluja vor dem Throne Gottes: (Sie sang's)

Da, da,
Da ist Freude,
Da ist Weide;
Da ist Manna,
Halleluja! Hosianna!" —

„Den andern Morgen kam ein Brief!"

„„Ein Brief"" — sagte deine selige Großmutter. — „„Hab' ich's nicht gesagt?"" — Sie wog ihn! — „„Aha, das Geschlechtsregister liegt drin!"" — „Sie irrte, es war ein Brief an deinen Großvater mit einer schweren Einlage."

„„Auch gut,"" sagte deine Großmutter — „„laß hören.""

„Der Brief an deinen Großvater enthielt eine Danksagung für alle Freundschaft. Das Herz redete darin. Dem wohlehrwürdigen Mann flossen Thränen die Wangen herab. Jede von diesen sanftabschleichenden Zähren verdiente in eine Perle verwandelt zu werden. — An deine Großmutter hatte dein Vater einen kostbaren Ring beigelegt, den er, wie er schrieb, für seine »Braut« bestimmt gehabt, und den er jetzt nicht besser, als auf diese Art anzuwenden wüßte. — Mein Vater behauptete seufzend, dieses wäre wohl das letzte Lebewohl; meine Mutter war der Meinung, es sei ein frischer Wurm zum Hamen. Mein Vater und meine Mutter behaupteten jedes seine Meinung, und ich ärgerte mich über'n Wurm, wie Jonas über den, der ihm den Kürbiß stach."

„„Würde er wohl"" — sagte deine Großmutter mit entscheidendem Tone — „„solchen Ring beigelegt haben, wenn er nicht unter der Wildschur ein anderes Kleid hätte?"" — „Ich weiß nicht, warum mir dieser Grund gleichfalls sehr wahrscheinlich auffiel; allein desto heftiger war mein Entsetzen, da ich vernahm, daß er den benachbarten Pastor Löser fleißig besuchte, und daß er die jüngste von seinen Töchtern, welche ein sehr lustiges und hübsches Mädchen war, heirathen würde. Diese Zeitung blitzte und traf; ich fiel, so lang ich war, zu Boden, und ward herzlich, jawohl herzlich krank."

„Ich stand entsetzlich viel aus. Zu dem Gerüchte wegen der

jüngsten Tochter jenes Pastors kam ein Traum, dessen ich mich jetzt noch erinnere. Mir träumte nämlich, daß die jüngste Tochter des Pastors Löser mir Gift eingäbe; allein ob ich von dem Gifte seiner Tochter gestorben, oder nicht, konnt' ich mich nicht besinnen. Ich hatte bis dahin keine andere als biblische oder solche Träume gehabt, die in der heiligen Schrift vorkommen. Die sieben fetten und die sieben mageren Kühe des Pharao zum Exempel, und die Sonne, Mond und Sterne des Joseph waren oft vorgefallen, und kein ehrliches Mädchen muß, ehe sie Braut wird, anders als biblisch träumen. Dieser Gifttraum richtete mich völlig hin. Mein Blut siedete auf. Ich hört' es kochen, wie das Wasser in einer Theemaschine. Allein deine Großmutter hörte nicht sieden, nicht kochen. Sie nahm die ganze Sache auf die leichte Schulter, bis sie zu ihrem Erstaunen sah, daß mir das Herz zu brechen anfing. — Jetzt dachte sie auf eine Kur, und diese glaubte sie mit jenem Ringe auszurichten. Allein sie goß Oel in's Feuer. Man nahm mir den Ring wieder ab, allein das Feuer, das er angezündet hatte, wüthete fort. Das Feuer ist ein schreckliches Element!"

„Der liebe alte Doktor Saft, dessen Sohn dir nächst Gott in deiner letzten Krankheit geholfen, half mir. Sein Recept war: dein lieber Vater und — eine Mixtur von seiner eigenen Erfindung. Er war in der Medicin, sowie in Liebesangelegenheiten gleich stark und brauchbar und hat wirklich Wunderkuren durch Heirathen gethan."

„Er verhieß es feierlich, deinen lieben Vater zurück an Ort und Stelle zu bringen. — Ich sah zwar noch nicht, allein ich fühlte die Farben wie Blinde. Bald kehrte dein Vater bei uns ein und erhielt Ja von Mutter und Tochter, ohne daß er zu sagen brauchte, von wannen er käme!" —

„Pastor Löser ward bitterböse, obgleich seine Tochter ohne hitziges Fieber davonkam. Er hielt als Beichtvater die Traurede bei dem Myrthenfeste deines Vaters, wobei er die Vorzüge der ehrlichen Geburt und guten Herkunft abhandelte. Hierbei fielen so viele Satyren auf deinen Vater, daß der arme Mann zum al-

gemeinen Gelächter wurde. Ein Ausdruck des Pastor Löser war deinem Vater am gefährlichsten geworden: Nach der Weise Melchisedech." — Meine Mutter sagte ihn mir in's Ohr. — „Mein Kind" — setzte sie hinzu — „dieser Name hat mir tausend und abermal tausend Thränen gekostet; und unter uns gesagt, wär' er kein Vorbild, ich hätte gewünscht, es wär' an Melchisedech nicht in der heiligen Schrift gedacht. Dein Vater wußte, daß ihn die ganze Gegend mit diesem Beinamen bezeichnete; und das ging ihm so nahe, daß er darüber fast seines Lebens müde ward. — Du weißt, Melchisedech war ein König zu Salem" — sagte sie ganz leise — „aber kein Mensch weiß, wo Melchisedech geboren, wer sein Vater gewesen, sein Geschlecht, sein Tod, Alles geheim!" — Ich fand die Bemerkung meiner Mutter sehr bewährt, daß mein Vater weder öffentlich noch häuslich diesen Namen je ausgesprochen. „Aber plötzlich" — fuhr meine Mutter fort — „ermannte er sich und hielt eine Predigt über die Worte: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! In dieser Predigt war so viel Salz und Schmalz, daß Alles wie Schnecken, wenn sich ein Blättchen rührt, die Hörner einzog. Sein blutübertragenes Herz bekam Luft, und er genas. Was es heiße: er predigte gewaltiglich, hab' ich in dieser Predigt gelernt. Dein Vater trieb seine Feinde zu Paaren; ihre Stätte war nicht mehr. Gott sei dafür gelobt und gebenedeiet!" — —

Es werden nicht Viele unter meinen Lesern sein, welche die eheleibliche jüngste Tochter des Herrn Pastor Löser, die ein Komet in dieser Geschichte ist, weiter interessirt, als daß sie ohne hitziges Fieber abgekommen. Indessen, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, mag der geneigte Leser observiren, wie solche Sachen mitunter in Kurland gehen. Es gefiel dieses Mädchen nachgerade einem kurischen Edelmanne. „Und da sich dieser" — wie meine Mutter mir weiter erzählte — „mit seinen Lippen schon oft und viel zu ihr genaht, obschon sein Herz fern von der heiligen Ehe war, geschah es, daß er sich einstmals noch mehr nähern wollte, und sie — gab ihm mit tugendhafter Hand eine Ohrfeige. Die Sache ward ruchbar und machte in Kurland großes Aufsehen.

Einige von den alten Häusern votirten, daß der jüngsten Löser die Hand abgehauen werden sollte; andere Häuser, wo eben die Söhne von Universitäten gekommen waren (denen vielleicht dergleichen Ohrfeigen nichts Ungewöhnliches waren), votirten, daß die Hand eines artigen Mädchens keinen Cavalier entehren könnte. Die Stimmen waren sehr getheilt. Die Sache indessen ward zum Vergleich ausgesetzt und schloß, wie sich die Komödien alle schließen, mit der Heirath. Der Herr Von heirathete — o Wunder über Wunder! — die jüngste Tochter des Pastor Löser! So kann man auch zum Ehemanne und nicht bloß zum Ritter geschlagen werden! In Kurland konnte aber dieser Gräuel einer Mißheirath nicht von der Sonne beschienen werden. Der Pastor gab Geld und die Tochter; — der Geschlagene nichts als Ja, — weil er nichts weiter hatte und ein sogenannter »Krippenritter« d. h. ein Edelmann war, der von Gut zu Gut ging und Andern zur Last fiel. Das Paar reiste ab. Glückliche Reise!"

Meine Mutter nahm mich darauf beim fünften Westenknopf, von oben gezählt, und hielt mir wegen des Namens „Alexander" noch eine sehr lange Rede, die mich zugleich aufklärte, warum sie mich, wie es meine Leser selbst gehört, statt Alexander — „Einhörnchen" genannt. Diese Aufklärung bin ich meinen Lesern zu ihrer gleichmäßigen Aufklärung schuldig. Meine Mutter war im Grunde auch nicht zufrieden, daß der Ehren Einhorn, weiland zweiter Superintendent in Kurland, Alexander geheißen. „Vielmehr" — sagte sie, welches mich erschrecklich befremdete — „Herr Superintendent Einhorn hätte besser gethan, wenn er bei der heiligen Schrift geblieben wäre. Ich kann's nicht bergen" — fuhr sie fort — „daß ich dem Namen Habakuk vorzüglich zugethan bin, und wenn du so hießest, ich würde den silbernen Becher missen, der noch von meinem Großvater ist. Wenn ich's ändern könnte, Habakuk sollte mir gewiß nicht unter den kleinen Propheten sein. War aber der Name Habakuk Sr. Hochwürden dem sel'gen Herrn Superintendenten nicht genehm, warum nicht einer von den großen Propheten, Jesaias, Jeremias, Klagelieder Jeremiä, Ezechiel oder Daniel? Warum denn Alexander? ein

Name, der in der heiligen Schrift nicht sonderlich angeschrieben ist, und von dem es in der zweiten Epistel an den Timotheum, im vierten Kapitel und vierzehnten Vers, etwas mißlich heißt: Alexander, der Schmied, hat mir viel Böses beweiset, der Herr bezahle ihm nach seinen Werken; vor welchem hüte du dich auch, denn er hat unsern Worten sehr widerstanden. — Ich sah deinen Namen nicht anders als einen Höcker an. Schreibe lieber deinen Vornamen gar nicht aus, mein Sohn, damit die Leute das A. für Adam, Abraham und andere biblische Namen halten!"

Wie unzufrieden meine Mutter mit dem Alexanderspiel gewesen, habe ich nie so deutlich als jetzt erfahren. Auch bezeugte sie mir ihren Todhaß gegen den Herkules, den mir mein Vater, wie sie sagte, „so süß vorgepfiffen". „Herkules ist am Ende" — sagte sie — „ein blinder Heide, und Alexander auch. Ich freue mich, daß dein lieber Vater selbst in diesem Stücke seine Voreilung einsieht und dich nicht mehr Alexander, sondern mein Sohn heißt. Du bist, Gott sei gedankt, schier ein guter Prophetenknabe, zierlich, manierlich! allein noch besser würdest du sein und nicht so oft in Gedanken, Geberden, Worten und Werken trommeln und querpfeifen, wenn dein lieber Vater dich gleich mein Sohn und nicht Alexander gerufen. — Sobald ich dir anrieth, Särge zu schnitzeln, und Leichen zu begraben, lehrt' er dich Spieße und Bogen machen; und da du noch ganz klein warst, stellte er dir türkische Bohnen wie Soldaten auf. Wenn dich Leute küssen wollten, stieß er sie von dir. — „„Brecht die Rose nicht, damit sie nicht welk werde,"" rief er dann. Er schien zu meinen, daß dir durch Küsse das Fett abgeschöpft würde. „„Wenn er lieben wird"" — setzte er hinzu — „„kann er küssen."" — Ich gab dir die wohlgemeinte Lehre: wenn eine große und kleine Pforte zu Einem Wege führt, gehe durch die kleine und hab' auch hiebei erbauliche Gedanken. — Dein Vater sagte: durch die große! — Ich sagte dir: wenn dir Brod oder Bibel, Gesangbuch und Luthers Katechismus aus den Händen fällt, küß Brod, Bibel, Gesangbuch und Luthers Katechismum; dein Vater: küß weder Brod, Bibel, Gesangbuch noch Luthers Katechismus; heb' auf, was fällt und

Aufhebens werth ist, was Erd' ist, laß zur Erde werden. — Ich gratulir' am ersten Adventssonntag zum neuen Jahre; denn es ist der erste Tag im Kirchenjahre, und wünsche nicht nur dieses, sondern noch viele neue Kirchenjahre in Seelen- und Leibeswohlergehen anzufangen und zu beschließen. Ihm ist der erste Advent, wie der erste Sonntag nach Trinitatis — mir nichts, dir nichts! Kaum daß er am Laien-Neujahrstage, das ist den ersten Januar, Glück wünscht!" —

„Aus dem schnaubenden Saul ward aber ein frommer Apostel Paul; und auch du, mein Lieber, kann gleich aus keinem Alexander ein Habakuk werden: fleißige dich dennoch bei Leibesleben Superintendent in Kurland zu werden. Der Name selbst würde, da schon zwei Alexanders Superintendenten geworden, wohl etwas von seiner Härte verlieren, wie Senf durch Zucker." —

Hier sah man meiner Mutter eine gewisse Sohnesfreude an, die bei Müttern die einzige ihrer Art ist. Wo ist ein Maler, der die Marienfreude ganz und voll ausgedrückt hat? Sie hätte keinen Heiligen-Schein nöthig, wenn dies ein Maler treffen könnte!

„Man rechne, so genau man will" — sagte meine Mutter schließlich — „ein kleiner Bruch bleibt bei einem jeden Menschen übrig. — Er aber, der in dir angefangen hat das gute Werk, woll' es durch seinen heiligen Geist in dir bestätigen und vollführen und dich kräftigen und gründen; ihm sei Ehre und Lob und Preis! Was mich betrifft" — sie sang:

Ich bin's gewiß und sterbe drauf,
In meines Gotten Händen:
Mein Kreuz und ganzer Lebenslauf
Wird sich noch fröhlich enden.

und nach dieser Strophe:

Thu wie ein Kind und lege dich
In Gottes Vaterarme,
Und laß nicht nach, bis daß er sich
Dein väterlich erbarme;
So wird er dich durch seinen Geist

Auf Wegen die du jetzt nicht weißt
Nach wohlgehaltnem Singen
Aus allen Sorgen bringen.

Im Liede steht Ringen anstatt Singen. Wer wird indessen meiner Mutter diese Aenderung verdenken? Lieber hätte sie, das weiß ich, nach wohlgehaltenem Takte gesungen; sie mußte aber den Reim bedenken.

Achtes Kapitel.

Abschied.

Nach dieser Erzählung und diesen frommen Wünschen las meine Mutter mir einen Aufsatz vor, den zum größten Theil ihr Vater für ihren Bruder aufgesetzt hatte, welcher aber in der Kinderlehre „geblieben", wie sie sich ausdrückte. „Vieles" — sagte sie — „ist deines Vaters, das Meiste gehört mir." Ich will es meinen Lesern zum Besten von mächtiger zu mächtiger Stätte, von treuen zu treuen Händen mittheilen. Die Ueberschrift lautete:

Denkzettel an den, der unter meinem Herzen und an meiner Brust lag, der den 31. Januar 1741 in einem kalten Winter als mein erstes und letztes Kind geboren ward, den ich die Hände falten und Gott aussprechen lehrte, und den ich in diesem Jammerthal, wo man auch bei frühem Spargel nicht an Ort und Stelle ist, nicht mehr sehen werde, aber — dort bei dem Herrn! allezeit.

* * *

„Siehe zu, mein Sohn, daß deine Gottesfurcht nicht Heuchelei sei, und suche nicht Ruhm bei Leuten durch's Weiße in deinem Auge und durch ein Aussehen, als wenn du den Tag zuvor Medicin genommen. Die ganze Natur ist fröhlich und guter Dinge. — Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld

auf daß ihr Segen über dich komme. Wie kann der Gott lieben, den himmlischen Vater, der nicht die liebet, die das wohlgetroffenste Bild vom Schöpfer und Erhalter an sich tragen: ehre Vater und Mutter, damit dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden."

„Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzehrt deinen Kummer, wie die Sonne das Eis. Es ist ein Brunnen, wenn dich durstet, ein Stab, wenn du sinkest, ein Schirm, ein Riga'scher Pastorhut, wenn dich die Sonne sticht, ein Kopfkissen im Tode. — Es ist eine schwere Sache um die ächte Schamröthe. Bei vielen ist sie Schminke, und Pfui über die Vielen! Wenn sie aber auch gesundes, unverfälschtes Blut ist, kann man sich schämen, daß man Sünde daran thut, und kann sich schämen, daß man Gnade und Ehre daran hat, vor Gott und Menschen." —

„Wer ein Tiger in seinem Hause ist, pflegt ein Schaf außer demselben zu sein. Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. Halte dich vom Unrecht, so trifft dich kein Unglück. Was böse ist, bleibt böse, wenn's gleich Viele thun." —

„Ringe nicht nach Gewalt bei Fürsten denn sie sind Menschen und können nicht, wenn sie auch wollten." —

„Harre auf den Herrn, deine Seele hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. Gott zerschmeißet und seine Hand heilet. Er wird deine lassen Hände stärken, damit du zu deiner Predigt den Takt schlagen könnest zur rechten Zeit, und wenn deiner Seele widert, den dunkeln Weg zu gehen, den kein Vogel entdeckt und keines Geiers Auge gesehen; wenn es stockfinster ist, sei Gottes Wort deine Leuchte und das Licht auf deinem Wege. Er, der den Winden den Weg wies, führet seine Heiligen zwar wunderlich, doch selig. Unsere Kraft ist nicht steinern, unser Fleisch nicht ehern, das weiß, der uns schuf, und wird unser Lager leichtern und dir einen Tröster senden, wenn deine Seele wimmert."

„Nichts kann uns mehr verstimmen, als das Geschrei kleiner Kinder! Selbst die leiblichen Eltern finden es unerträglich: denn die Erbsünde ist's, die aus dem Kinde schreit, und sein Weinen verräth Unverstand nnd Eigensinn. So ist unser Weinen und Heulen dem lieben Gott Kindergeschrei!" —

„Ein neuer Freund ist ein neuer Wein; laß ihn alt werden, und dann koste ihn und siehe da, solch ein Wein erfreut des Menschen Herz, daß er jung wird wie ein Adler.“ —

„Wer oft tanzt, will heirathen. Sei züchtig, wenn von Dingen die Red' ist, die die Natur selbst mit Feigenblättern verhangen hat. Wehe dem Jüngling, der einem Mädchen verspricht, was er nicht erfüllt, der mit ihr handgemein wird, wenn er nicht herzgemein mit ihr zu werden in den Umständen ist. Gewöhne dich nicht zur Sängerin, daß sie dich nicht mit einem Triller in die Flucht schlage und dich zum schimpflichen Gefangenen mache für und für. Höre lieber eine Nachtigall, eine Lerche oder so etwas, und dein Gemüth wird gesund zu derselben Stund. Mit Ringen zu spielen ist nur dem Dogen zu Venedig am Himmelfahrtstage erlaubt, wenn er sich mit der adriatischen See verlobet. Man muß sich nicht verloben, wenn man nicht heirathen will: man muß keiner adriatischen See einen Ring geben, die nicht unsere Frau werden kann. Du verstehst, was du hörest und liesest, mein Sohn! Merke wohl, was ich sage!“ (Die adriatische See war ohne Zweifel Minchen!) —

„Leute, die die Sünde aus ihrem Fleische, wie den Staub aus ihren Kleidern herausklopfen und sich kasteien, kennen den inwendigen Menschen nicht. Verse zu machen, mein Kind, oder zu singen ist ein probateres Mittel wider die Erbsünde und die bösen Fleischeslüste, die man bloß durch Seelenmotion dämpfen kann. Der selige Herr Dr. Martin Luther sagt: der Teufel ist ein Trauergeist und macht traurige Leute; daher flieht er die Musica und bleibt nicht, wenn man singt. Durch die Instrumentalmusik spricht ein Stummer. Durch die Stimmmusik zertheilen wir die Wolken und dringen zum Herrn. Wenn man euch an allen Orten ängstigt: singt! sag' ich, und abermals sag' ich's, singt; Gesang ist ein niederschlagendes Pulver, Cremor Tartari für die Seele. Plato und Pythagoras waren zwar blinde Heiden; indessen glaubten sie, daß der Lauf der Sterne ein Concert spiele. Lobe den, der sie in Melodie setzte. Alles was Odem hat, lobe den Herrn! Dein Vater sagt, wer dieses Sphärenconcert nicht hört,

wenn er ein Loblied singt, ist ärger denn ein Heide. Die Traurigkeit macht feig; ein Lobgesang macht lustig. Durch den Gesang redet der Leib der Seele zu: Sei gutes Muths, kleine Närrin! Siehe die Lilien auf dem Felde, sie säen nicht, sie spinnen nicht, Gott nährt sie doch; sind sie denn mehr wie du? — Ich sing', indem ich schreibe, und will, daß du singest, indem du liesest:

Was den Odem holet,
Jauchze, preise, singe!
Blick herauf und blicke nieder!
Er ist Gott,
Zebaoth!
Er ist hoch zu loben,
Hier und ewig droben!" — —

Nun folgten einige Regeln der Lebensklugheit: „Wende dich an die Frau, wenn du an den Mann ein Gesuch hast. Krieche nicht; denn du hast gesunde Füße. — Bete nicht an güldene Kälber der Erde:

Du bist ja ein Hauch aus Gott,
Und aus seinem Geist geboren:
Darum liege nicht im Koth;
Bist du nicht zum Reich erkoren?

„Sprichst du mit einem König, denke, du bist ein geistlicher König, sprichst du mit einem großen Gelehrten, du bist ein geistlicher Prophet, und mit dem Superintendenten in Kurland, du bist ein geistlicher Priester. — Dränge dich nicht nach oben oder zur Rechten; allein verrichte auch nicht Lakaiendienste."

Es folgten darauf eine Reihe von Mahnungen für Geistliche, wobei meine Mutter offenbar an meinen zukünftigen Stand gedacht hatte:

„Ein Pastor, der keine gewaltige Stimme hat, muß nicht den Adler und den Löwen auf die Kanzel bringen; er wird schon Thiere für sein Stimmchen in der Bibel finden. Ich selbst habe einen Diskantisten über die Worte: Siehe, es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda, predigen gehört. Es giebt Diskant-, es giebt Baßpredigten. Ein Geistlicher muß Gedächtniß

haben; wenn er auf der Kanzel Alles abliest, sieht's aus, als ob er die Predigt auf drei Viertelstunden geliehen hätte. Auch Gras muß ein Pastor wachsen hören." —

„Wenn du predigest, brich hervor wie ein Feuer, und dein Wort brenne wie ein Kirchenlicht — ein Wachsstock ist nur eine Pfeife zu entzünden! — Tröste den Bußfertigen, und laß über ihn aufgehen den Regenbogen mit seinen schönen Farben. Wenn dich eine Kälte im Ausdruck überfällt, wärme dich an ein paar Psalmen in der heiligen Schrift; und wenn böse Buben auf die Bibel lästern, denk daran, daß es Gottes Schulbuch sei, woraus groß und klein, arm und reich, vornehm und gering, alt und jung, unterrichtet werden sollen; und dann laß den Lästerer ein Buch nennen, das so wie dieß zu diesem Zwecke eingerichtet und für alle zusammen und jeden einzelnen ist. Brauche die Bibel nicht als bloße Medicin, sondern — als täglich Brod!"

„Gott laß dich nie vor Narren zum Spott werden, noch deinen Rücken zur Brücke, worüber jeder geht. Wachse wie ein Palmbaum am Wasser, und dein Geruch sei süß vor dem Herrn, wie der Weihrauch im Studirstübchen deines Vaters. Er, der die Erde mit Schnee und Reif salzet, bereite dich zu seinem Knechte in seinem Weinberge: wenn aber das Salz dumm oder unkräftig wird, womit wird man salzen?" —

„Die Herren Geistlichen holen oft zu weit aus und machen sich gern in jeder Predigt eine kleine Bewegung vom Paradiese aus und keuchen daher gemeinhin, wenn sie schließlich an die Herzen ihrer lieben Gemeinde anklopfen. Du nicht also, mein Sohn! Lerne es lieber, von der Leber weg reden. Lerne deine Gemeinde so kennen, wie ein Gelehrter die Sprache, der bei jedem Worte das w a r u m und d a r u m weiß. Ein Pastor, der seine Gemeinde nicht kennt und sich nicht wie der gemeine Mann ausdrücken kann, ist ein Miethling. — Brauen und Backen geräth nicht immer. Allemal kann's nicht was Neues vom Jahr sein. Schneid' an eine alte Predigt ein Zwiebelchen, lege Butter dazu, es ist eine frische Schüssel. Wenn es mit deiner Predigt nicht fort will, und von drei bis in die Dämmerung gefischt und nichts gefangen ist, laß Licht anzünden, und es wird

dir auch ein Licht aufgehen. — Wenn du über'n Tod predigst, mache deine Predigten nie am Tage, sondern des Abends. Predigst du vom Lobe Gottes, steh morgens um vier auf."

„Wenn gleich das Andenken deiner Trübsal verwächst, suche eine Narbe zu behalten, damit du an Gottes Hülfe denken und ihn in deinem Kämmerlein und in der Gemeinde des Herrn preisen könnest. — In deinen Predigten lehre Himmel und Hölle; sei nicht bloß Brenn-, sondern auch Bauholz. Halte dir selbst Wort, mein Lieber! so wirst du auch andern es halten."

„Findest du mühlsteinerne Herzen, verzweifle nicht — Gott kann dir aus Steinen Kinder erwecken. Rufe getrost! schone nicht! Lerne recht fürchterlich: w e r d a? schreien, wenn der Teufel herumgeht wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge."

„Wenn du betest, falte die Hände; denn dieß hilft auch die Gedanken zusammenhalten. Bist du betrübt, bete; bist du vergnügt, singe."

„Wenn du etwas mit Umschweif zu sagen hast, fang's an mit den Worten: K u r z u m, oder e n d l i c h; das befördert die Andacht." —

Und nun noch einige originelle Rathschläge meiner Mutter: „Sei mausestill, wenn dich Jungens mit Koth bewerfen." — „Halt dir ein Alltags- und ein Feierkleid; ein Mensch, der Sonntags nicht ein anderes Kleid anlegt, ist auf dem Wege ein Freidenker zu werden." — „Verbürge dich nicht, bezahle lieber für den Dürftigen; so hast du einen freien Kopf und ein freies Herz." — „Wenn du Obst gegessen, nimm ein wenig Brod, ehe du trinkest. Man sagt, es sei Wahn, allein es hilft." — „Wenn du des Nachts reitest, nimm einen Schimmel; er dient dir zur Laterne." — „Neckereien machen gewitzt, Erfahrungen klug, Noth lehrt beten." — Sei gerecht gegen Jedermann; gieb auch, selbst wenn du geschwind schreibst, dem U seinen Strich, dem J seinen Punkt. Ich habe kein U um das Seinige betrogen." — „Uebe dich auch mündlich abzuschlagen, wenn du's nicht leisten kannst; schriftlich kann's jeder Narr." —

„Singe an deinem Geburtstage Neujahrslieder; sie haben was Tröstliches in sich.“ — „Pflanze keinen Baum, wo er ausgehen muß.“ — „Heirathe keine Mondsüchtige, wenn sie auch Superintendentens Tochter wäre.“ —

„Falsche Freunde sind Schwalben, die nur des Sommers da sind; Sonnenuhren, die nur brauchbar sind, so lange die Sonne scheint.“ — „Sieh', die du liebst, zuweilen schlafen, damit du nicht zu schwer trauerst um deinen Todten.“ — „Diese Welt ist nicht ein Klima für den Frommen. Geht's ihm gut, so hört er's auf zu sein; geht's ihm übel, so ringt er sich die Hände wund.“ — „Brauch' meinetwegen griechische, hebräische, arabische, chaldäische, lateinische Worte in deiner Predigt; die vertragen sich; um des Himmels Willen aber kein einziges französisches, das ist in einer deutschen Predigt wie Katze und Hund. Die französische Sprache ist die zweite Erbsünde. Es scheint überhaupt die französische Sprache nicht für den Himmel und den schmalen Weg eingerichtet zu sein.“

„Wenn's geregnet hat, ist's in freier Luft am schönsten. Wenn der Regen gerade herunterfällt, ist er am fruchtbarsten; man könnte sagen, die Natur habe dann eine gute Geburt. So müssen auch deine Worte fallen. Kreise nicht, sprich gerade herunter.“ — „Ein junger Geistlicher mag seine Predigt blöd' anfangen, aber er muß sie dreist vollenden; dann hat er Alles, was ihn hört, wie eine Klette am Kleid.“ —

Zum Schluß standen noch die Worte: „Sei stark, mein Sohn, am inwendigen Menschen. Deine Seele sei wacker, dein Herz ohne Falsch, so wird auch der auswendige Mensch blühen und Früchte ansetzen. Die Seele ist der Gärtner, der Leib ist die Pflanze, die gezogen wird. — Ich habe dir in deiner Jugend angerathen, zuweilen das Skelett von den Butterblumen auf einmal wegzuhauchen. Es stärkt die Lunge. So wird Gott, der gerechte Richter, die Welt weghauchen! Ende gut, Alles gut!“

„Ich werde dir nicht erscheinen, mein Kind, wenn ich heimgehe — es würde dir und mir beschwerlich sein; allein ich komme dir gewiß dort entgegen. Der Herr sei mit dir im Leben und

wenn du leidest und wenn du stirbst. Amen, das heißt: Ja, ja, es soll also geschehen! Amen ist des lieben Gottes großes Siegel und der Frommen Zuversicht. Ich beschwöre dich beim Amen, daß du diese Regeln aufbehältst und sie befolgest und sie alle Vierteljahre liesest und vor der Lesung singst: O Gott, du frommer Gott, und nach der Lesung: Groß ist, Herr, deine Güte. Amen!"

* * *

Dieß war der Abschied, den meine Mutter von mir schriftlich nahm. Lebe wohl, liebe, theure Mutter. Deine heilige Harfe soll mein Herz in eine heilige Ruhe spielen, wenn es ein trotzig oder verzagt Ding sein will, wenn es sich bäumt und wenn's sinkt. Bin ich bestimmt, sechs Tage meines Lebens Last und Hitze zu tragen, laß mich wenigstens am siebenten ruhen von dieser Arbeit und eine Seelen- und Leibeserlösung kosten. An diesem Sabbath soll dein heilges Bild, liebe Mutter, vor meinen Augen schweben! Ich will dich im Geiste sehen und hören, wie du am heiligen Abend vor Weihnachten die Hirten des ganzen Kirchspiels vor das Pastorat versammeltest, und „Vom Himmel hoch, da komm' ich her ꝛc." anstimmen ließest; — wie du dieß arme Volk, das seiner thierischen Sommergesellschaft am Ende ähnlich wird, zu christlichen Schäfern verschönertest und in ihnen vor der ganzen Gemeinde ein Licht anzündetest, so daß Jedes, besonders zu Weihnachten, Achtung für den Hirten hatte, während er nach dem Laufe der Natur am wenigsten gilt. — Deine Lieblingswörter: hahn, stahn, lahn, sollen mir besser klingen, als die weichlichen Worte der schwelgenden Poesie. Dein Titel: Weib Lobesan, den du dir selbst beigelegt hast, ist mir köstlicher als alle Welttitel. Deine alten Worte: wohlgemuth, fürbaß und pflag und traun! und schier! bezeichnen mir die Einfalt der alten, der güldenen Zeit, da die Menschen Gottes Nachbarn vorstellten, ihm über'n Zaun in seinen Himmel sahen, vor ihm wandelten und fromm waren. Und wie sollt' ich diesen Kern gegen den Prunk unseres versilbert blechernen Jahrhunderts vertauschen? — Am

Ende, wenn mir die Gedanken vergehen, als wie ein „Licht, das hin und her thut wanken, bis ihm die Flamm' gebricht", soll der Tod mir ein sanfter Schlaf sein! —

Dieß war ungefähr das Gefühl, auf Worte herabgesetzt, das in mir brannte, da jene Anrede von meiner Mutter zum erstenmal verlesen ward. Beim eigentlichen mündlichen Abschiede bezog sie sich auf die „schriftliche Haustafel", wie sie's nannte. „Diese Hand" — sie gab mir ihre Rechte — „reich' ich dir nicht wieder, als in der Ewigkeit!" — —

Von Minchen nahm ich Abschied, wie der Sommer vom Frühlinge; man merkt's nicht. Zehnmal dachten wir, es sei das letzte Lebewohl; allein es kam noch ein Lebewohl — und dann noch eins, bis eins, ohne daß wir's beide wußten, das allerletzte war. Wir hatten schon vorher verabredet, daß nicht „Sie an Ihn", sondern „Er an Sie" den ersten Brief schreiben sollte. Dieser erste Brief sollte an den guten Benjamin, um aus der Noth eine Tugend zu machen, zur Beförderung gerichtet werden; und der Brief an Benjamin sollte eine Einlage eines Briefs an den „alten Herrn" sein. Wie sehr wir über diesen Plan gedacht, kann ich nicht beschreiben. Er ist das Resultat von vielen Stunden. In diesem ersten Briefe sollte ich meiner lieben Mine den Weg zeigen, an mich zu schreiben; denn da noch nicht ausgemacht war, welcher Universität ich anvertraut werden sollte, so konnte der Plan füglich nicht anders eingerichtet werden.

Die ehrlichen Jungens, die tapferen Griechen, meine früheren Spielkameraden, hatten sich bei meiner Abreise versammelt, hielten sich gerade, Helm ragte vor, und alle sahen ihrem Könige nach, der avanciren und Student werden sollte.

Zweites Buch.

Auf der Wanderschaft.

Neuntes Kapitel.

Neuhof-Geldern.

Mein Vater und ich brachen noch denselben Tag auf, um nach Neuhof — so hieß das benachbarte Gut des Herrn von Geldern — zu fahren. Dort sollte das Nähere besprochen werden wegen der Reise, die ich mit dem Junker Gotthard, dem Sohne des alten Herrn von Geldern, antreten sollte, um mit ihm gemeinsam die Universität zu beziehen.

Das Gut Neuhof-Geldern lag einige Meilen vom Pastorat Ilsen entfernt. Mein Vater war nicht ohne Besorgniß wegen der ersten Berührung mit einem Manne, den er stets hochgeachtet und den er jetzt so lange nicht gesehen hatte. Nicht bloß wegen der Guts- und Pastoratsweiden bestand ein noch unausgeglichener Streit, der übrigens in allen Ehren, wie es ein paar so klugen und rechtschaffenen Leuten ansteht, ausgefochten wurde; der eigentliche Grund für jene langjährigr Trennung lag viel tiefer, in Meinungsverschiedenheiten, die bei dem eigenthümlichen Charakter beider Männer oft zu scharfem Widerspruch Anlaß gegeben hatten.

Wir kamen gegen Abend an. Für ein paar Männer, die sich in zehn Jahren nicht besucht, war der Empfang sehr freundschaftlich.

„Wo bleiben Sie so lang, lieber Herr Pastor?" — sagte Herr von Geldern, ihm beide Hände entgegenstreckend — „ich habe schon zehn Jahre auf Sie gewartet!" Und mein Vater, wie aus der Pistole, erwiderte: „Eben so lange, einen halben Tag, den

ich zur Reise nöthig hatte, abgerechnet, habe ich Ew. Hochwohlgeboren Briefe entgegengesehen."

Darauf eine Umarmung und von der Frau von Geldern ein tiefer Knix, vom jungen Herrn ein russischer und von seinem Hofmeister ein französischer Bückling! Und zwar alles so durcheinander, daß Niemand wußte, wem eigentlich die Verbeugung und der Scharrfuß gelten sollte.

Nach diesen Zeichen der Wiedergeburt einer seit zehn Jahren verfallenen Freundschaft hätte man glauben sollen, es wäre zwischen Sr. Hochwohlgeboren und Sr. Hochwohlehrwürden schon Alles berichtigt. Allein es ging diesen beiden Leuten wie zwei Richtern, die sich zwar geeinigt haben, wer von beiden, Kläger oder Beklagter, gewinnen oder verlieren soll, nachher aber über die Entscheidungsgründe und die Gegengründe die Köpfe schütteln und zuweilen aneinderstoßen, um ein Urtheil zu formen. Alle Augenblick war ein Knoten, den keiner von beiden lösen konnte, den aber auch keiner von beiden so geradezu spalten wollte. Ich muß gestehen, daß ich nicht viel von dem beherzigt, was diese beiden streitführenden Kräfte über die obbesagte Materie mit einander ausgefochten. Ich weiß nichts mehr, als daß wegen „Hut und Weide" kein Wort weiter vorfallen sollte und daß eine „Koppelweide" brüderlich verabredet wurde. Man ging Hand in Hand zur Abendtafel. Der Vergleich wurde mit einem ächten Glase Wein begossen und trug noch den nämlichen Abend tausendfältige Früchte.

Diesen ersten Abend sah ich noch wenig. Erst am andern Tage ward es mir möglich, mit den Charakteren dieses hochwohlgeborenen kurischen Hauses und seiner Art näher bekannt zu werden. Zunächst fiel mir das Aeußere des Herrn von Geldern auf: — ein großer, breitschulteriger Mann mit freiem und geradem Blick, den er — bei etwas geneigter Kopfhaltung — so scharf auf Einen richtete, als wollte er durch und durch schauen. Sein Gesicht war stark gebräunt, edel geschnitten; sein Gang fest auftretend ohne zu poltern; seine Redeweise bestimmt, fast barsch, obwohl nie laut oder schreiend. Aus seinem ganzen Wesen sprach eine ächte, edle

Männlichkeit — man könnte sagen: jeder Zoll ein Kurländer, nur daß er seine Mitbrüder, gute Nachbarn und desgl. um eines Hauptes Länge überragte. — Alle priesen ihn als einen großmächtigen Landwirth. Er las viele landwirthschaftliche Bücher, versuchte, verfehlte es, versuchte wieder und verstand zuletzt seinen Boden, als wenn er mit ihm sprechen könnte. Er benutzte schließlich seinen Acker auf eine Art, welche ihm den Neid seiner hochwohlgeborenen Brüder zuzog.

Seine Frau, die nicht gerade für Bodencultur schwärmte — für den Düngergeruch schienen ihre Nerven zu zartfühlend zu sein — nannte seine ökonomischen Bücher „Wurzelbücher". Sie wußte besonders genau alle Versuche, durch welche er verloren hatte. Sie ahnte in der That nicht, wieviel er dabei an Erfahrung gewonnen; — wie sie ihn denn überhaupt nicht zu verstehen vermochte. Er war wirklich durch und durch ein Wurzelmann!

Die gnädige Frau schien fast in jedem Punkte das Gegenbild ihres Mannes zu sein: blaß und müde aussehend, mit einem stolzen Zuge um die Lippen, im Bewußtsein ihrer Vornehmheit herablassend lächelnd, aber voll Aufmerksamkeit und Höflichkeit. Diese schien jedoch mehr französischer Firniß zu sein, als ächt kurische Farbe.

Der Sohn des Hauses, Junker Gotthard, benahm sich anfangs mir gegenüber etwas scheu, wurde aber bald sehr vertraut — bis zur Brüderlichkeit. Es war ein schlanker, hochaufgeschossener Bursch, der bis dato — wie aus den Fragen, die er noch an demselben Abend an mich richtete, hervorging — trotz seines französischen Hofmeisters nur für die Jagd sich begeistern zu können schien. Obwohl er mir gutmüthig und freundlich entgegenkam, wollte doch unsere Unterhaltung den ersten Abend nicht recht in Fluß kommen.

Bald nach aufgehobener Abendtafel ging man auseinander. Wir wurden von einem Diener, welchen man „Tafeldecker" nannte, in die oberen Gemächer des alterthümlich gebauten Schlosses geleitet. Er wies uns ein Zimmer an, welches nach der Rückseite des Schlosses hinausschaute.

Ich trat an's Fenster. Während in der Nähe des Wohnhauses Alles nach französischem Geschmack geordnet war — die Hecken geschoren, dazwischen dunkle grüne Gänge mit eingerahmten Teichen — sah man drüber hinaus im hellen Mondenscheine eine Art Wildniß, einen Hauptttheil des Neuhof'schen Parkes, wo sich ein Blumenbeet, welches wie ein verschönertes Wiesenstück aussah, an einer alten Eiche zu halten schien, um die kleines Gesträuch rings herum stand, als wenn's in die Schule ginge und lernen wollte auch so groß zu werden. Es war dort Alles wie Wiese und Wald; die Blumen in einer entzückenden unordentlichen Ordnung; Bäume hinderten das Auge nicht, den Wald zu sehen.

Nachdem ich lange hingeschaut, und mein Vater schon eingeschlafen schien, legte auch ich mich zu Bette. — —

Als wir am Morgen erwachten, rief ich zuerst: „Guten Morgen, Vater!"

„Dank, Alexander! — Wie im Edelhofe geschlafen?"

„Nicht wie im Pastorate. — Blinde Kuh gespielt. Zugegriffen, nichts erhascht. Die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Gewollt und nicht gekonnt."

„Die erste Nacht am fremden Orte" — sagte mein Vater, indem er sich erhob — „ist immer eine fatale. Niemand schläft sie aus."

„Wie kommt das, Vater?"

„Betten und Nester müssen nicht kalt werden!" erwiderte er. — „Ein neuer Bezug kostet mir zu Hause zwei schlaflose Stunden, ein neues Bett anderthalb Nächte. Hätten wir nur keine weichen Betten, würden wir nicht diesen Schlafzoll bezahlen! Es ist viel davon zu sagen. Deine Mutter trägt die Schuld, daß selbst dein junges Blut schon Federn kennt. — Mich freut's aber" — fügte er lächelnd hinzu — „daß du diese Nacht so wenig mit dem Schlaf gezankt. Wir haben beide gethan, als schliefen wir. Wer sich mit dem Schlafe überwirft, zieht immer den kürzern."

„Aber wäre es denn nicht gut, mit einmal Aufstand machen und dem Schlaf zeigen, daß man sein Sklave nicht sei? Was meinst du, Vater?"

„Recht! in allen Fällen; nur nicht, wenn ein neues Bett daran schuld ist,“ — sagte mein Vater, — „der Schlaf kann nicht büßen, was unsere Weichlichkeit verschuldet hat. — Wer übrigens, wenn er schnell aufwacht, nicht gleich herausspringt, versteht nicht Winke der Natur. Der zweite Schlaf ist ein Postscript, das keinem Manne ansteht. Nachmittagsschlaf ist ein brennend Licht am Tage. — Achtung, Alexander! Schlag an, Feuer! bist du heraus?“

„Wie'n Blitz, Vater!“

„Merk dir's ewig, mein Sohn! Wer einen Fuß aus dem Bette setzt und den andern mühselig nachholt, arbeitet auch nur mit halbem Kopf. Ich hätte mögen den Dr. Luther hören und sehen das Walt's Gott sprechen, und aus dem Bette fahren. Er fuhr gewiß mit sechs!“

„Aber das Kreuz, das er schlug, wäre nicht nöthig gewesen“ — bemerkte ich, indem wir uns anzukleiden begannen.

„Je nun“ — meinte der Vater — „wer's vertragen kann — des Morgens und des Abends — kann's nicht schaden. Deine Mutter hatte die Gewohnheit sich zu bekreuzen, wenn sie gähnte und den Mund hielt. Diese Kreuzschläge habe ich ihr so aus dem Grunde abgewöhnt, daß sie's nach der Zeit für Sünde zu halten schien und den Schlagbaum des Mundes, um die vorigen Kreuze zu verbüßen, noch weiter aufriß, als es nöthig war. — Das Kreuz war einst die gemeinste Strafe, womit man bei den Syrern, Aegyptern, Römern und andern Völkern einen Missethäter aus der Welt schaffte. Aus Schande ist Ehre geworden. Deine Mutter nannte dies einen Triumph der christlichen Religion. Das Kreuz ist jetzt ein Ritter- und Ehrenzeichen; es hat so was Edles in und an sich als die liebe Sonne, die Alles glänzend macht, was sie bestrahlt; es übertrifft Purpur und köstliche Leinwand.“ —

Es trat eine Stille ein. Wir waren beide an's Fenster getreten und jeder stieß einen von den Fensterflügeln wie auf Kommando auf. Wir schauten still in den feierlichen sonnigen Morgen hinaus.

„Hast du gebetet?“ — fragte endlich mein Vater.

„Zweimal angesetzt, einmal vollendet — aber keinen eigent-

lichen Morgensegen; denn ich habe nicht geschlafen. Ich kann dem lieben Gott für nichts danken, was ich nicht auch empfangen habe. Die sagen können: Wir danken Gott für seine Gaben, die wir von ihm empfangen haben, wenn sie vor Hunger sterben möchten, sind, denk' ich, Schmeichler, Heuchler, Schriftgelehrte und Pharisäer."

„Zum Dank, lieber Sohn, hat der Mensch, wie zum Trost, immer Gelegenheit. Auch das größte Unglück ist nicht so groß, daß man sich nicht noch ein Stockwerk drüber denken könnte. Der Armbruch ist nicht so arg als der Halsbruch. — Viele Leute aber glauben freilich so mit dem lieben Gott umspringen zu können, als mit ihres Gleichen. Herz, Ehrlichkeit ist das, was Gott angenehm ist; ich denke, er verzeiht hundert Flüche eher, als ein Gebet und Lob ohne Aufrichtigkeit. Siehst du einen schönen Abend, einen schönen Morgen wie heute, so fehlen nur Worte zum Gebete, und die sind nicht immer nöthig. Leute, die es auf bloße Worte anlegen, zaubern im eigentlichen Sinne; sie betrügen die Umstehenden und erwerben sich ein Almosen, welches nicht immer ein Stück Brod und ein Vierding zu sein braucht, sondern auch ein Bückling, ein Schmeichelwort sein kann wie: „„das ist ein frommer Mann."" — Gott ist unser Vater, und wir können ihm Alles sagen. Wir bleiben gegen ihn bis an's Ende kleine Kinder. Wir sollen Gott lieben! Das Gebet hilft uns zu einer Liebe, die anders ist, als alle Liebe in der Welt. Christus hat die Lehre vom Gebet so vortrefflich abgehandelt: — Betet im Glauben; bestimmt nicht; laßt's Gott über; plappert nicht; betet im Kämmerlein." —

Mein Vater betete das Vaterunser und sah zum Fenster hinaus; und ich betete mit. Wir beteten sehr laut.

„Hör' Vater — wie kommt's, daß viele Leute sich schämen Gott auszusprechen? Sie sagen: der Himmel! — Ich sag' doch nicht Mitau, wenn ich den Herzog meine. Einige sagen: die Vorsehung! das sind mir die Rechten! — ist's nicht Unsinn, Vater?" —

„Lieber Sohn, da muß man sehr duldend sein. Ich sage gern, herzlich gern heraus: Gott, mein Gott! — und freue mich,

daß ich es nach meiner Religion darf. Andere Leute mögen andere Weisen haben. Man nennt ja oft nach der Hauptstadt den Hof: der Wiener Hof u. s. w. Ich werde bei meiner Weise bleiben." —

„Und ich auch in Ewigkeit!" —

Mein Vater nahm die Gelegenheit wahr, mir von einem merkwürdigen Gespräch zu erzählen, das er noch gestern Abend mit dem ehrlichen, aber in Sachen der Religion etwas kritischen Herrn von Geldern gehabt. Indem sie von der Königsberger Universität, die wir besuchen sollten, sprachen, waren sie auf die dortigen „Pietisten" zu reden gekommen. — „Die Gewohnheit derselben" -- so berichtete mein Vater — „wo sie gehen und stehen, liegen oder sitzen, die Hände zu kreuzen oder laut zu beten, brachten den Herrn von Geldern auf's Gebet. Er sprach die Meinung aus, grade weil wir an Gott glauben, sei es ein Unsinn, ja eine Art Verrücktheit, laut mit ihm zu reden d. h. ihn geradezu anzureden, obwohl wir ihn doch nicht sehen; das thäte doch kein vernünftiger Mensch gegen irgend Jemand? — Ich antwortete ihm" — fuhr mein Vater in seinem Bericht fort — „Gott sei nicht „„irgend Jemand""; — sondern in ihm leben, weben und sind wir; wir beten, um an Gott desto fester zu glauben. Glaube und Gebet seien sich so nahe verwandt! — Nein, meinte Herr von Geldern, das sei Schwärmerei und man nenne mit Recht den einen „„Seher"" — der ohne zu sehen sich einbilde, daß er sähe; solche Schwärmer seien auch die laut Betenden; dem Glauben sei nur das Wünschen angemessen; ein herzlicher Wunsch sei ein Gebet; und jeder ehrliche Mensch habe eine Scheu z. B. in Gesellschaft laut zu beten, während man sich bei den Geistlichen leider an das Vorurtheil gewöhnt habe, daß sie in Gottes besonderem Dienste stehen und daher ihre Augen beim Beten verdrehen dürften, als ob sie Gott sähen, wenn sie mit ihm reden! — Darauf erwiderte ich dem Herrn von Geldern, wie Christus gerade den Pharisäern gegenüber das Gebet zunächst in's Kämmerlein verschließe, weil uns da niemand höre; die Idee sei sehr natürlich, daß, wenn uns kein Mensch hört, Gott uns höre. — Das Gebet bringt uns den

Glauben, daß Gott sei, fast bis zum Schauen. Das Gebet ist der Spiegel, auf welchem wir im dunkeln Ort Gott sehen! Ja, ihn sehen im Geiste! — „„Nun eben,““ — meinte Herr von Geldern — „„im Geist und in der Wahrheit sollen wir ihn anbeten, aber nicht in Worten!““ — Ich mußte ihm zugeben, daß gerade das tiefste und wahrste Gebet in unaussprechlichem Seufzen, — ja nur in Aufwallungen der Seele, im Aufschrei bestehen könne! „„Das sei das einzig Wahre!““ — behauptete Herr von Geldern; — er habe auf seinen Gütern einen alten Kerl, der, wenn er für seinen Sohn Fritzen betet, ihn dem lieben Gott auf ein Haar beschreibe: „„Segne meinen Sohn, den Friedrich Emanuel, Goldschmied in Mitau, bei der Kirche, oben im Stübchen zur rechten Hand!““ — Da mache es doch sein alter ehrlicher Diener Franz besser! Der habe sich ein Gebetbuch gekauft, es in seinem Kasten verschlossen und, wenn er des Abends schläfrig sei, klopfe er dreimal auf den Kasten und sage Amen! Auf die Frage des Herrn von Geldern, was er da mache, habe er geantwortet, es sei doch, denke er, dem lieben Gott eins, wo er es herausnähme, ob aus dem Kästchen, oder aus dem Herzen, wenn nur das Amen dabei sei! Zu solchem heidnischen Aberglauben verleite die falsche Gebetslehre: Gott bedürfe unseres Gebetes nicht!“ —

„Aber wir bedürfen des Gebetes, wir!“ — fuhr mein Vater mit großer Feierlichkeit fort. „Wir sollen Alles mit Danksagung empfahen; wir sollen nicht vergessen, daß Alles von Gott kommt! Unser Lallen — ja unser Verstummen — ist ihm mehr als unser studirtes Geplärr! Es ist mir unausstehlich, wenn mancher Amtsbruder sich pharisäisch ein langes Gebet concipirt und es sich zehn- oder mehrmal in seiner Studirstube vorsumset, als ob Gott in der Studirstube nicht wäre, und man ihn bloß in die Kirche auf einen Panegyrikus eingeladen hätte? — Christus, der uns eine Vollmacht zu beten gab und es uns in seinem Namen zu thun nachließ, will, daß wir als Kinder zum Vater treten. Hier liegt die ganze Lehre vom Gebet. — Wenn man sagt — wie gestern der Herr von Geldern — es sei doch kindlicher, sich in Gottes Willen ergeben und ihm Alles anheimstellen — so

mußte ich ihm erwidern: das sei schon Gebet! Das ganze Vaterunser ist bis auf die bescheidene Bitte: Brod auf heute! Ergebung in den göttlichen Willen. Wer so stark ist, daß er nicht Worte braucht — nun, der bete mit der Seele, Geist zu Geist! Aber schwerlich wird Jemand, der von Jugend auf sagen gelernt: Abba, mein Vater! — sich ohne Worte behelfen. Es giebt ein gewisses herzliches, kindliches Denken, das durchaus in Worte ausbricht. Wir sind und bleiben eben Menschen! Das weiß der liebe Gott, der Engel kennt und Menschen kennt. Er erlaubt uns gern ein Wörtchen mitzureden, wenn sich unser Geist zu seinem Schöpfer, dem Geist der Geister, emporschwingt. Warum sollten wir auch von einer so theuren Gabe, als die Sprache ist, Gott nicht die Erstlinge opfern? Wie sollten wir auch sonst zur Gemeinschaft des Glaubens und Gebetes unter einander gelangen?" — —

„Ich habe einen Stummen gekannt" — fuhr mein Vater nach einer Pause fort — „der alle Morgen und alle Abend an den lieben Gott schrieb! — Als ich das dem guten Herrn von Geldern gestern erzählte, fuhr er heraus: „„Pastor! da wollt' ich darauf wetten, das hat der liebe Gott recht gern gesehen!"" — „Ja" — sagte ich — „weil eine kindliche Einfalt drin ist." — „„Nun"" — meinte Herr von Geldern — „„ein Jeder wird seines Glaubens leben! Vielleicht sollten wir nichts mehr als das Vaterunser beten?"" — „Das nicht" — erwiderte ich ihm — „wer kann das Vaterunser so oft beten und mit Andacht? So wie man Linien mit Bleifeder zieht, damit die Kinder gerade schreiben lernen, so Christus mit dem Vaterunser! — Ich spare das Vaterunser, bin darauf geizig und thue mir ordentlich damit was zu gut."

„Von dem gemeinen Manne, der aus dem Herzen betet, könnten und sollten auch wir lernen" — fuhr mein Vater zu mir gewendet fort; — „ja, wenn wir Volksgebete sammeln könnten, Herzensgebete guter Menschen — ich sage wenn wir's könnten! wie vortrefflich würde diese lautere Milch schmecken, wie wohl uns bekommen! — Ein solch naives Buch wäre noch nicht in der Welt. Gott müßte es aus seinem himmlischen Archiv herausgeben.

Es wäre das beste Lehrbuch für alle Priester und Leviten, die vor Gelehrsamkeit nicht zu Gott kommen können. In Wahrheit, man kann von den meisten Gelehrten sagen, daß vor Rauch kein Feuer zu sehen ist!“ —

Wie gern hätte ich, als mein Vater nach dieser Rede still in den Morgenthau hinausschaute, diesen echten Priester der Wahrheit noch stundenlang angehört! — Nach diesem Seelenbad sah ich mich nach irdischem Wasser um. Wir wollten uns waschen.

„Eine Nacht gewacht macht munter“ — bemerkte mein Vater — „wir werden beid' einen herrlichen Tag haben!“

„Gewiß; aber ich dachte, Vater, das käme vom ersten Ausflug. Der erste Ausflug aus dem Neste muß Alten nnd Jungen was Angenehmes sein. Du verstehst mich; — nach dem lieben Gott bist du mein Vater!“

„Sei gut, Alexander; und das wirst du sein, wenn du Gott von Herzen Vater nennst.“ — —

Der Tafeldecker unterbrach unser Gespräch und sagte, nachdem er eingetreten, in strammer Haltung: „Wünsch' unterthänigen Morgen.“

„Guten Morgen, guter Freund.“ —

„Gnädiger Herr und gnädige Frau und gnädiger Jungherr bitten zum Thee!“ — Es wurde dort also auch am Morgen Thee getrunken! Mein Vater sagte: „Gleich! — aber lieber Freund, das Wasser hier ist von gestern. Nur Thee fehlt, so ist's Theewasser. Können wir nicht kaltes, frisches Wasser“ —

„Ja! mit Eis, wenn's angeht,“ fügte ich hinzu — „ich hab' von einem Eiskeller hier gehört!“ —

„Wird nicht gut thun“ — meinte der weichliche Herr Tafeldecker.

„Ich bin's gewohnt“ — versicherte ich ihm — „Eis im Wasser, Speck im Kohl, Ehr' im Leibe, Gewissen im Herzen!“

„Ja Herr, das sind vier gute Schüsseln, wollt' ich sagen; ja — ich weiß nicht was? bin der Tafeldecker.“ —

„Nun, Herr Tafeldecker, ich bin sehr hitzig auf's Eis.“

„Sollen's haben." —

Sprach's und verschwand. — Während wir auf das Wasser warteten, dachte wohl mein Vater an das „Wasser thut's freilich nicht". Denn er sagte plötzlich: „So oft ich taufe, ärgere ich mich, daß wir nicht untertauchen. Das wäre was für Leib und Seele!"

„Hör' Vater! Wenn wir so auch mit dem Feuer umspringen könnten! Wenn wir so an die Sonne wie an ein Kaminfeuer herantreten könnten, ohne von der Flamme ergriffen zu werden" —

„Dann schon lieber die offenbare See!" —

„Ich möcht' mich doch da eher baden, als die Hände dicht am Sonnenkamin wärmen. Was auf der Erde ist, gehört uns, hast du mich gelehrt." —

„Das erste Feuer auf der Erde" — fing mein Vater zu philosophiren an — „muß eine schreckliche Wirkung auf Menschen und Vieh gemacht haben. Ein Blitz schlug's vielleicht an, und die Menschen unterhielten ein heiliges Feuer, dessen sich Alle bedienten, bis sich's ein Jeder selbst anschlagen lernte. Der Mensch hat sich ohne Zweifel vorgestellt, die Sonne wäre herabgekommen und wandle unter uns."

„Eine große Vorstellung!" —

„Ich vergebe den Heiden, daß sie die Sonne angebetet. Sie ist eins von den großen Lichtern, die im Saale Gottes brennen. Wir haben sie noch so ziemlich aus der ersten Hand; in wenig Minuten ist der Strahl auf der Erde."

„Ich wünscht', ich hätt' das erste Feuer auf Erden gesehen!"

„Du kennst doch, mein Sohn, die Fabel vom Prometheus?"

„Dem Feuerdieb, ja!"

„Noch heute spürst du was davon! Man läßt es nicht, in's Feuer zu sehen. Die Thiere selbst machen große Augen und staunen das Feuer an. — Wie ich mich freue, wenn ich Spuren der Natur finde, das ist unbeschreiblich; ich denk' immer Gottes Finger zu sehen, wenn ich Natur sehe!"

„Ich sehe Gottes ganze Hand!" —

„Junge! – Tausendmal hab' ich gedacht, mein Ebenbild! nur etwas rauher dünkt mich. — Schadet nichts, du bist in Kurland geboren und ich — in einer bessern Gegend! Du jung, ich — alt. Söhne, die der Mutter ähnlich sind, bekommen ihre Fähigkeiten und Neigungen; ich würde sie alle zu Geistlichen bestimmen. Sie haben bis zum Papst Anlage, nur — keinen Schuß vertragen sie!" „Es würde manchmal gut sein" — bemerkte mein Vater nach einer Pause – „wenn sich ein Geistlicher mit einem Narren von Freigeist herumschießen könnte. Gewiß würde er mehr durch's Pulver als durch Gründe frommen, besonders in Kurland, wo alles nach Pulver riecht! — Allein wer das Schwert nimmt, wird durch's Schwert umkommen!" —

„Mit Dreien nehm' ich's auf, Vater – ich meine mit Freigeistern; sonst weiß ich auch, wer Herz hat."

„Feigheit, lieber Sohn, fällt in alle fünf Sinne, man sieht sie im Finstern. Einen wahrhaft muthigen Mann kennt man nicht so leicht. Er trägt nicht Spieß und Lanze. Bekämpfe dich selbst, dann hast du Muth, auch ohne den Degen in der Faust, ja selbst in Schlafrock und Pantoffeln. Muth braucht man, wie Salz, zu Allem und beim Kammertod mehr als auf dem Bette der Ehren, wo Wuth und Verzweiflung oft die Herzhaftigkeit einfeuert. Dies ist gleichsam ein eingeheizter Muth! Und: ist der Ofen kalt, ist Alles kalt."

„Ich weiß, Vater, wie ich das Loch hier am Kopfe kriegte, was es heiße, auf dem Bette der Ehren ein Loch kriegen; und wie ich krank war, was ein kalter Ofen heiße. Sich selbst bekämpfen, Vater, und eine Hopfenstange sein, d. h. gar keine Leidenschaften aufkommen lassen, ist doch zweierlei!"

„Gewiß, mein Sohn! Sich in wagerechten Stand setzen und immer ein Gleichgewicht halten ist unmöglich. Wer nicht Leidenschaften hat ist kein Mensch. Selbst unser Herr und Meister jagte Käufer und Verkäufer aus Gottes Tempel. Wer im Sitzen schelten, oder wenn er sich stößt, beten kann, ist ein Mensch, mit dem ich nichts zu theilen haben will. Ich werd' gewiß von ihm betrogen. Ich hab' mich als Pastor zu dem »daß dich

der Tausend« bequemen müssen; »daß dich der Teufel!« — sagt man — soll gesunder sein. Es soll wie ein Glas Wasser abkühlen. Die Natur kühlt sich auch durch Donner und Blitz. Um dem Teufel nicht so viel Ehre anzuthun, sollte man ein ander Wort erfinden. Es kommt Alles auf Begriffe an."

„Vater, Alles, was du mir da sagst, ist mir so bekannt, als ob ich's schon gewußt hätte, und doch lerne ich's erst!"

„Das ist der größte Beweis der Wahrheit. Der Vers ist gut, den man auf einmal behält; und eine Sache, die, wenn wir sie gehört, uns so dünkt als hätten wir sie schon zuvor gewußt, ist gewiß wahr. Aber woll'n wir jetzt uns fertig machen. Der »Thee« — wird schon erwünscht kalt sein."

„Vater, ich möchte noch zehn Stunden hören!"

„Und ich, mein Sohn, bin lange nicht so ein Vielwisser gewesen wie heut; und du — umfassest Alles, du sprichst so behend und jedes Wort ist — Schach dem König. Das machen die neuen Betten und die Nacht ohne Schlaf!"

„Noch Eins, Vater! — ha, Wasser!" —

„Ströme! — Desto besser, für dich einen und für mich auch einen!" — —

Der Herr Tafeldecker hatte endlich das frische Eiswasser gebracht. Nachdem wir uns gewaschen, sagte ich: „Hör Vater! Das »noch Eins« — hab' ich nicht ersäuft; hast du es nicht bemerkt: die gnädige Frau von Geldern ruft mich immer »Monsieur!« —

„Was kann ich dafür, Alexander! Es ist allerdings sonderbar, daß Monsieur bei den Deutschen zwei Pfund weniger als Herr, und Mamsell zwei Pfund mehr wiegt als Jungfer!"

„Immerhin, Vater! Ein Franzose mag ein Monsieur sein, aber nicht ich. Zwei Pfund weniger oder mehr, ich ehre das Wort Jungfer!" —

„Ich auch, Alexander, und auch darum mit, weil es sich rein hält und mit keinem Reim in Gemeinschaft tritt. Das sind für mich — denk an das Wort: Mensch! — wahrhaft königliche Wörter; sie geben sich nicht erst mit etwas anderem ab!"

„Wer meine Schwester" —

„Wenn du nur eine hättest, mein Sohn!" —

„Wer meine Schwester Mamsell hieße, der sollte eine Ohrfeige mit dieser Hand haben, oder ich will ein Monsieur sein! — Und immer in der dritten Person spricht die gnädige Frau zu mir: Wird Monsieur nicht haben wollen, will Monsieur nicht ein Glas Bier? — Bin ich denn kein Du oder Sie werth? Kann sie mir nicht grad' in's Gesicht sehen, wenn sie mir zuspricht? Sie schielt nur von der Seite herab. Gottlob, daß sie nicht mit Er herumwirft, ich wüßte nicht Vater, was ich thäte! — Wann fängt man denn an »Literatus« zu sein und in der Gesellschaft eine Stellung einzunehmen?"

„Es ist nicht überall gleich. Im Mitau'schen Kreise früher, im Bauske'schen Kreise später, im Selburg'schen Kreise noch später, im Doblehn'schen Kreise früher als im Mitau'schen u. s. w. durch alle Kreise."

„Nicht wahr, Vater, der alte Herr von Geldern hätte verdient, den linken Flügel meiner Phalanx zu commandiren! Es liegt so was Feldherrnmäßiges in seinem Wesen. Von seiner Frau dünkt mich, kann's heißen: ihr Wurm wird nicht sterben; aber von ihm: sein Feuer nicht verlöschen!"

Mein Vater antwortete nicht. Wir hatten unsern Morgenanzug vollendet und gingen selbander hinunter in den Garten. —

Zehntes Kapitel.

Gartengespräche.

Draußen fanden wir die gnädige Frau in fürsorglich gewählter Morgentoilette bereits am Thee- oder Kaffeetisch, welcher unter uralten grünen Bäumen gedeckt war.

„Ah! Sehr erfreut, Herr Pastor — wohl geruht? Ich bitte Platz zu nehmen. — Herr von Geldern hat einem Sperling das

Leben abgesprochen und ist eben unten, ihm das Wort zu halten. — Monsieur, bitte zu sitzen — ohne Umstände. — Gartenfreiheit! da sind wir Alle gleich." —

„Ja, gnädige Frau! schon vom Paradiese her" — erlaubte ich mir zu bemerken.

„Kaffee gefällig?" —

„Unterthänigen Dank" — lautete unser beider Antwort.

„Thee vielleicht?"

„Danke gehorsamst" — bemerkte mein Vater mit einer Verbeugung.

„Wie? Niemals?" — fragte verwundert unsere Wirthin.

„Niemals, gnädige Frau."

„Und warum?" —

„Ich denke, gnädige Frau, ein jedes Volk hat, was es bedarf — kann Original sein, braucht nicht Thee oder Kaffee zu trinken."

„Aber angenehm ist wenigstens Kaffee im Grünen.

„Warum nicht eine Mahlzeit aus natürlichen gesunden Speisen? — In Kurland geht's mir beinah mit dem Frühstück wie in England, und das hat, ich muß gestehen, sehr viel Verführerisches. Alles kommt ungeputzt zusammen, wie bei einer Brunnenkur, und mit einem so freien, unverfälschten Kopf, daß es eine Lust ist, gute Leute frühstücken zu sehen. Die Seele ist, so wie der Leib, im Negligé, und wenn's früh ist, ist der Tag selbst so. Sein thaufrischer Schleier ist ein liebenswürdiger wonnevoller Anzug!"

„Ich meinerseits" — unterbrach Frau von Geldern meinen Vater — „halte Kaffee und Thee keineswegs für gesund."

„Ich auch nicht, gnädige Frau! — die Aerzte sind indessen getheilt" —

„So wie in Allem, was die Diät betrifft, die ein jeder Arzt nach dem Schnitt seines Magens beurtheilt." —

Plötzlich fiel ein Schuß; er ward von uns Allen gehört und gesehen. „Aha! der Sperling" — riefen wir fast unisono.

Herr von Geldern nahte sich triumphirend, einen todten Sper=

ling in der Hand. — „Ha, willkommen im Grünen! Herr alter und Herr junger Pastor." —

„Gelt! Monsieur ist erschrocken" — bemerkte die Frau, mit ihrem herablassenden Lächeln mich fixirend.

„Ich, gnädige Frau? Ueber einen Schuß!" — Ich fand keine Worte. —

„Er erschrickt über dich, und ich auch — gnädige Frau," sagte spöttisch der Alte. — „Für's Erste bitt' ich »Herr« statt »Monsieur!« — Wer vor einem Schuß erschrickt, mag ein Monsieur sein! — Sieh' ihm nur in's Gesicht. Ist der erschrocken?" —

Frau von Geldern, um wieder gut zu machen, was sie etwa an mir verschuldet, sagte galant: „Ich höre, Sie haben schon gepredigt?"

„Ja" — sagte Herr von Geldern, indem er mir auf die Schulter klopfte — „das heiße ich einen Seelenschuß! — Ich habe Sie weit und breit rühmen hören."

„O — bitte — ohne Verdienst und Würdigkeit."

„Ew. Hochwohlgeboren" — nahm mein Vater das Wort —

„Herr Pastor, lassen Sie mir den Hochwohlgebornen weg oder" —

„Aber, lieber Mann" — fiel Frau von Geldern ein — „wenn der Herr Pastor sich's nun angewöhnt hat?" —

„So muß er's sich abgewöhnen."

„Ja" meinte die hochadlige Hausfrau: „falls es ohne Mühe geschehen kann."

„Nein, wenn's ihm auch Mühe macht." —

„Das nenn' ich Zwang — lieber Mann!" —

„So! — Nun, das hängt von Ew. Gnaden ab! — Herr Pastor! Sie wollten von der Predigt sagen."

„Wenn Sie sie gehört hätten, würden Euer Hoch" —

„Herr Pastor, ich bitte! — Ich nehm's für ein heimliches Verständniß mit meiner Frau, wenn Sie nicht thun, was ich bitte, was ich will. Also: wenn ich sie gehört hätte, würde ich" —

„Eine gute Suppe und einen guten Nachtisch gefunden haben d. h. ein paar schöne Lieder, die seine Mutter ausgesucht hatte. Die Predigt war nur, um zu versuchen, ob Stimme und Anstand — nur des Leibes Nahrung und Nothdurft wegen, wenn ich so sagen darf."

„Ich würde bitten" — bemerkte die Hausfrau mit gefühlvollem Tone — „die Predigt hier im Grünen zu wiederholen." —

„Warum nicht gar? Eine Predigt in der Kirche, eine Pfeife Tabak im Grünen!" meinte der Mann.

„Ich glaube auch, ich würde im Grünen von der Natur überschrieen werden" — wagte ich zu bemerken.

„Recht, mein junger Freund! — Nun, haben Sie schon — warm Wasser getrunken?"

„Wir haben gedankt, wir trinken nur kalt Wasser ohne Gewürz, wie's Gott bescheert."

„Das ist brav! ich auch so; da siehst du, Frau, was brave Kerls sind." — Und indem er den todten Sperling wegwarf, rief er: „Ein Dieb weniger in der Welt."

„Ja" — bemerkte mein Vater — „ein wahrer Dieb: unstät und flüchtig, wie das böse Gewissen."

„Es kommt indessen auf Erziehung an", meinte Herr von Geldern: „der Sperling singt dann sogar, wie einer der schönsten Sänger unter den Vögeln; Dieb würde er freilich auch bei einer Sirenenstimme bleiben. Kein Vogel hat eine eigenthümliche ihm von Gott verliehene Singstimme, sondern nur Flöt'traversansatz, Fähigkeit zu allem vögelmöglichen Gesang. Es kommt auf den Cantor an: wie die Alten sungen, so zwitschern nach die Jungen! — Wo ist denn der Gotthard mit seinem halbehrwürdigen Hofmeister geblieben?"

„Der Junker" — die gnädige Frau legte dabei den Accent auf Junker — „kleidet sich an. Der Hofmeister leistet ihm Gesellschaft."

„Der Junge ist gut," — unterbrach Herr von Geldern seine Ehehälfte — „nur nicht viel Herz, und das hast du Schuld, Frau!"

„Besser kein Herz als keinen Verstand!“ — bemerkte sie in gekränktem Tone.

„Ach was! das ist nichts geredet. Verstand ist nur des Herzens Spürhund. Ich kenne noch keinen beherzten Mann, der nicht mindestens für's Haus Verstand genug hätte; aber verständige kluge Schurken kenne ich Dir so gut, als meine Kugel-, Schrot-, Wind-, Pürschbüchsen auf ein Haar. Ich weiß den Unterschied zwischen beherzt und gutherzig; allein Herz ist — hol mich der Henker — Herz! Es kommt Alles auf eins heraus. Du wirst dein Lebtag nicht einen beherzten Mann kennen, der nicht mitleidig, großmüthig, gutthätig ist und seine paar Tropfen weinen kann. Verstand! Sieh doch! was ihr Weiber dies Wort in den Mund nehmt. Dies Wort ist mit Ew. Gnaden Erlaubniß generis masculini, oder wenn du es im Deutschen haben willst: Es hat Haar um den Bart!“ —

„Wird aber oft kahl geschoren!“

„Ha, ha, ha! Ein guter Einfall! Euretwegen aber wächst es wieder. — Ha, gnädige Frau, wie gefällt“ — er wandte sich dabei mit einem ceremoniellen Bückling zu ihr hin — „wie gefällt Ihnen meine Predigt in der freien Luft? Die Anwendung werden Sie selbst machen.“

„Sie ist schon gemacht“ — sagte sie kurz und fast tonlos.

„Darf ich wissen, wie?“

„Mich dünkt, es zeigt wenig Verstand, Böses von seinen Kindern zu sprechen. Monsieur — der Herr, wollt' ich sagen, wird sich einen schönen Begriff vom Junker machen.“

„Böses? sagt' ich nicht guter Junge“ —

„Junge! — Schon dieß Wort in gewisser Leute Gegenwart“ — sie wies auf die Bedienten — „ich denk' doch, er hieße so gut Herr von — als Ew. Hochwohlgeboren?“ —

„Es scheint, Ew. Gnaden wollen mein Schiff entern. Gehorsamer Diener, so nah sind wir noch nicht. Weißt du, Frau, was entern ist? frag's nach in Libau!“ —

„Entern hier, entern da, es schickt sich wenig“ —

„Albern! es muß sich schicken. Er ist Edelmann, weil ich einer bin; dabei ist wenig auf seiner Seite.“

„Der Adler ist darum Adler, weil sein Herr Vater einer war.“

„Warum Adler? warum nicht Gans? so bleibst du in der Landsmannschaft! — Adler! — Ha! ha! ha! Engel haben keinen Zunamen; Teufel auch nicht. Wenn nicht adlige Zunamen wären, würden mehr — Menschen sein! — Weißt du wohl, wie lange es ist, daß solche Zunamen sind? Der Teufel hol' den Schlingel, der sie zuerst aufbrachte! So mancher Edelgeborene thut darum selbst nichts, und sieht vor oder hinter sich! Hat doch dieser in früherer Zeit was geleistet und wird doch jener vielleicht in späterer Zeit — so raisonniren die verfluchten Jungens und leisten selbst nichts! Daß Gott erbarm! — In Kurland besonders ist ein Edelmann eine Erdscholle, ein glebae adscriptus, nicht wahr, Herr Pastor?“

„Ich habe das oft selbst gesagt, Herr von Geldern; da ist aber nicht der Edelmann, sondern Kurland und Semgallen sind Schuld. In diesem Falle hat ein Literatus den Vorzug, daß er, wie die Apostel, in alle Welt geht. Befällt ihn je das Heimweh, er stirbt wenigstens nicht auf der Stelle, wo er geboren ist. Mit ihm ist's Komma, Kolon, Semikolon, mit dem Adel Punktum.“

„Ha, ha, ha — Sie haben Recht: Punktum, ein groß Punktum, man kann es fast einen Klecks nennen. Da wo ich geboren bin und sterben werde, sind schon sieben geboren und gestorben und mein Junge wird den Punkt nicht verrücken!“ —

„Warum denn nicht?“ — bemerkte die verletzte Mutter.

„Weil er nicht kann, und kein Kurländer es kann! — Für ihr Vaterland Korn und Weizen säen und die Felder düngen, das ist Alles, was in ihrer Macht ist. Darum Punktum! Punktum! Punktum!“ —

„Der Himmel gebe, Du machtest Punktum, und wir fingen was anders an.“ —

„Mit dir, mein Schatz, wenn's — Ew. Gnaden gefällt. — Aber, Herr Pastor, wie kommt's, daß es mit den Söhnen gelehrter Leute in gewisser Art nicht besser geht?“ —

Die gnädige Frau ging beim Wort „gelehrte Leute" sehr freundlich ab. Ihr Compliment für mich zeigte, daß ich „Herr" und nicht mehr „Monsieur" in ihren Gedanken war.

„Sie haben Recht" — bemerkte mein Vater auf die Frage des Herrn von Geldern — „ein Gelehrter hat selten einen Sohn, der seinem Bilde ähnlich ist. Mit ihm fängt's an, mit ihm hört's auf; allein dies gilt nur von Gelehrten ersten Ranges, von Halb-Engeln so zu sagen; Ganz-Engel giebt's nicht unter Menschen, die Fleisch und Bein haben. Copernikus, Newton, Kepler, Leibniz" — —

„Ha! Das waren Kerls! Wissen Sie, Herr Pastor, dem Copernikus bin ich am gutsten, Gott weiß warum! Seinetwegen wünscht' ich fast ein Preuße zu sein."

„Es ist wahr" — sagte mein Vater — „Copernikus schloß den Himmel auf. Er war ein Petrus, zu dem Gottes Stimme erscholl: ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; — Newton aber war chargé d'affaires des menschlichen Geschlechts im Himmel und auf Erden und unter der Erde. Licht war sein Blick, und was er machte, das gerieth wohl. Kepler ein Haushalter über Gottes Geheimnisse, Siegelbewahrer der Natur; und Leibniz ein Kammerherr unter ihnen, ein Mann, der Allen allerlei war, der erfinden konnte, ohne Bleifeder und Schreibtafel in der Hand zu haben."

„Ja! — Und kein Mensch weiß von dieser Leute Kindern!" —

„Mir scheint" — fuhr mein Vater fort — „ein Mann wie Newton hatte keine Kinder nöthig. Jeder seiner Schüler ist sein Sohn. — Ein Gelehrter dieser Art hat das Glück, lauter wohlgerathene Kinder zu haben; es sind Seelenerben, die er mit Geist und Wahrheit nährt."

„Alles gut, lieber Pastor, was hat aber Newton und Alle von seinem Gelichter davon?" —

„Ein doppeltes ewiges Leben — in jener Welt eins, und in dieser Welt eins. Ein Gelehrter, der sich seiner Unsterblichkeit bewußt ist, hat einen Beweis mehr in sich, daß er nicht aufhören werde. Diese Unsterblichkeit und jene Unsterblichkeit sind

verwandt; und rechnen Sie dieß Bewußtsein für nichts, ehe solch ein doppelt Unsterblicher den Weg geht, den wir Alle gehen? Er lebt doppelt — schmeckt sterbend doppelte Kräfte der künftigen Welt."

„Hören Sie, Pastor, noch bin ich nicht ganz überzeugt. Es ist mir nicht anders, als wenn ich losdrücken will, und der Vogel fliegt davon." —

„Ich bitte, lassen Sie ihn nicht fliegen!"

„Sehen Sie, bei gelehrten Familien laß ich den Nachruhm gelten" —

„Die meisten Menschen" — unterbrach mein Vater — „halten den Nachruhm für Nachhall: allein gefehlt! sehr gefehlt! Aufrichtig, ich kenne bis jetzt keinen stiftsfähigen Familiengelehrten. Der Sohn lernt meist beim Vater das Handwerk aus und hat Vorzüge beim Meisterwerden. Der Sohn behält sozusagen des Vaters Leisten, und Alles ist nach väterlicher Weise. — Man nennt dieß Wissen: Familiengelehrsamkeit."

„Gelt! die ist nicht viel über eine Elle besser als Familienwitz. — Und doch, Gott ehr' mir den Witz, weil er zu lachen macht; das Klügste, was der Mensch auf dieser armen Erde thun kann!"

„Ja, Herr von Geldern, über Witz lacht man, aber die wahre tiefgehende Urtheilskraft macht seelenfroh: — und solche Seelenfreude ist doch eine ganz besondere Freude. Man kann hiebei auf seine eigene Hand wie ein König vergnügt sein. Dieß ist der einzige Fall, da man sich auch ganz allein — wie soll ich sagen — einen geistigen Rausch antrinken kann. Der Witz hingegen liebt Gesellschaft."

„Beim Witz muß Alles wie von ungefähr kommen. — Es blitzt, ohne daß man vorher Wolken sieht. — Wenn ich bei großen Familienfesten vier Köche und Jungens ohne Zahl mit weißen Schürzen herumlaufen sehe, ehe die Flügelthüren zur Tafel geöffnet werden, sag' ich schon vor Tische prosit! Mir schmeckt es dann gar nicht. Auf Hochzeiten ess' ich am wenigsten; ich könnt' immer Medicin einnehmen, eh' ich zur Hochzeit führe — wegen

all der langweiligen Vorbereitungen! — Ich denk', Herr Pastor! Witz und Vergnügen sind wie Vater und Sohn; und Vergnügen, wenn's gleich noch so viel kostet, mnß so aussehen, als wenn es Geschenk wäre."

„Jeder witzige Einfall" — bestätigte mein Vater — „hat die Natur, daß er uns in der Erwartung betrügt; im gemeinen Leben gehört sogar ein gewisses Gesicht dazu, Einfälle zu sagen. — Es giebt auch Witz, der im Anfang nicht auffällt, allein in der Folge wird man überrascht, und das ist oft der beste. Er gefällt noch im Nachgeschmack; wir wußten nicht, wohin man uns führte; allein auf einmal ein schöner Platz!"

„Lassen Sie uns aufräumen, Pastor! Sie sind ein Mann, der zum Menschen menschlich redet. Viele der Herren Philosophen haben da erst so einen Wörterkram, daß mir der Kopf darüber bricht; und was sollt' ich mir den Kopf über Worte brechen? Ueber Sachen mit Freuden! Man muß bei jenen Herren erst drei Jahre schweigen, ehe man ein Wort mitreden kann: sie sind immer bis an die Zähne verschanzt. Sie sind Priester, die lateinisch zu Werke gehen. Wir armen Leute wissen, wie bei den Russen die Gemeinde thut, nur Amen und Gospodipomilui. — Sollte denn nicht Alles, was gelehrt ausgedrückt wird, auch in der gemeinen Sprache Raum haben? Es kommt nur, dünkt mich, darauf an, daß die Herren Philosophen sich den Kopf zerbrechen, anstatt, daß sie uns ihn brechen lassen. — Was ich noch sagen wollte, betrifft ein paar Worte: Naiv und Laune — meine Frau und mich. Sie braucht das Wort naiv, ich Laune; allein was beides eigentlich sagen will, wissen wir, hol' mich der Henker, beide nicht; ob wir es gleich gewiß so wissen, wie man eben das Meiste weiß. So viel aber glaub' ich, daß man nur von einer Frau sagen kann, sie wäre naiv: von unser Einem aber, wir hätten Laune."

„Um Sie beim Wort zu halten" — antwortete mein Vater — „wenn man etwas Philosophisches, etwas Richtiges in der gemeinen Sprache sagt, ist man, dünkt mich, naiv. In Einfalt richtig denken und thun heißt naiv sein. Philosophie ohne Kunstwörter würde ich eine naive Philosophie nennen. Launig ist man,

wenn man, ohne auf sich Acht zu haben oder wenigstens diese Achtsamkeit merken zu lassen, spricht und handelt. Man kann auch durch seinen Anzug, durch die Farbe im Kleid Laune verrathen. Man könnte sagen, man wäre launig, wenn sich die Seele ohne Spiegel angezogen hat.“ —

„Ich verstehe so halb und halb, lieber Pastor; um es ganz und gar, durch und durch zu verstehen, würd' ich ohne Kopfschmerz nicht abkommen. — Aber, Pastor, sagen Sie, sind wir nicht ein Paar Narren gewesen, daß wir uns so viele Jahre den Rücken gekehrt? Ich glaube, wir hätten schon ein neu System während dieser Zeit zu Stande gebracht. — Ich möchte nur noch Eins wissen. Ihre Auffassung der Naivetät bringt mich darauf. Der Naive ist, scheint mir, himmelweit entfernt von aller Selbstentzweiung oder auch von der Selbstkritik. Wie steht es denn mit der Erkenntniß des eigenen Selbst? Ich hab' es, glaub' ich, von Ihnen: wer gen Himmel fahren will, muß erst Höllenfahrt halten. Wer Gott erkennen will, erkenne sich erst selbst. Ist das die Lehre von Buße und Glauben?“

„In gewissem Sinne allerdings“ — erwiderte mein Vater — „das Wörtchen Ich ist ein Gemälde der Seelen! Je mehr man dieses Ich versteckt, je mehr sogenannte Weltbildung hat man. Die Selbstschätzung besteht oft nur darin, daß uns Alles daran liegt, von Anderen nicht gering geschätzt zu werden. Der Mensch ist zum Tausch und Austausch geboren; er möchte oft seinen Stand, seine Seele, seinen Leib — nur nicht sein Ich vertauschen!“

„Herr Pastor, Ihr Ich ist ein Bild aller Menschen; das Selbst ist das Ziel, wornach wir Alle schießen; mancher trifft in's Schwarze, mancher dicht bei, mancher weit davon. Aber darüber erbitte ich mir noch eine Erklärung: warum gehört zur Beobachtung seiner selbst Anleitung? Warum Kunst, sein eigener Zuschauer zu sein, obgleich man sich doch immer vor der Nase hat?“ —

„Warum muß man, lieber Herr von Geldern, die Alten lesen, um zur Natur zu kommen? Warum brauchen wir Dolmetscher, da die Natur doch Deutsch versteht? Selbsterkenntniß ist noch

schwerer zu erlangen, als Naturerkenntniß und Menschenkenntniß. Man ist sich selbst zu nah!" —

„Aber, lieber Pastor, sind denn nicht alle Menschen Menschen, und hat man nicht alle, wenn man sich selbst hat?" —

„Gewiß, Herr von Geldern, wenn! — Eins steht mir fest: ein Jeder, der je die Menschen getroffen, hat in seinen Busen gegriffen. Bete und arbeite, das heißt im Grunde nichts anders als: lerne dich und Andere kennen."

„Zum Ich gehört aber doch nicht bloß Beten und Arbeiten, sondern auch Lachen und Weinen; das eigentliche Lachen meine ich, das Lachen mit Leib und Seele, das ja bloß dem Menschen eigen ist. — Ich halte viel auf's Lachen, und find's außerdem für's beste Digestiv." —

„Jammer und Schade, Herr von Geldern, daß wir hierin gleicher Meinung sind; denn sonst würde es doch noch etwas zu lachen geben. Ueber Wahrheiten sollte man immer mit fröhlichem Munde, d. h. mit dem Munde der Wahrheit streiten. Alle Menschen, wenn sie sich malen lassen, sehen freundlich aus, zum Beweise, daß dieß die beste Miene sei. Der Mensch ist durch Hang zum Scherz geboren."

„Es steht aber nicht geschrieben, Pastor, daß Christus gelacht habe; allein — er nannte den Herodes einen Fuchs, und das, glaube ich, setzt ein Lächeln voraus. Die Schrift spricht: Der Herr lachet ihrer; ich glaube sogar, es wäre nicht übel, auf der Kanzel selbst mitunter so ein Fuchswörtchen zu verlieren."

„Dazu gehört mehr Geschicklichkeit, als ich praktisch glaube" — bemerkte mein Vater und fügte nach einer Pause hinzu: „Gute Menschen finden übrigens, daß, wenn sie fröhlich sind, Alles um sie herum froh ist. Die ganze Natur lacht, aber nicht laut! Der Mensch lacht, wenn Andere lachen, und oft noch lauter als der, so den Ton angab. Die Traurigkeit des Andern rührt; mit Schluchzen jedoch und großen oder Platzthränen können wir nicht so leicht Mitgefühl erwecken. Die innige Mitfreude, sowie das Mitleid beweisen, daß wir alle Einen Gott und Vater haben, und Alles was Augen hat, kann sympathisiren."

„Jeden Menschen aber, lieber Pastor, kleidet das Lachen nicht. Einem kleinen dicken Mann steht's herrlich; das sollten sich die Lustspieler merken und keinen langen, groß gewachsenen Menschen Possen reißen lassen.“ —

„Man freut sich vielleicht in solchem Fall, daß der kleine dicke Mann eben wegen seines lustigen Wesens so dick und fett geworden.“

„Vernünftig Lachen ist schwer; — nicht wahr, Pastor?“ —

„Mich dünkt, vernünftig weinen noch schwerer! Vielleicht kann es der Mensch, wenn er gleich seine siebenzig erreicht, nur zweimal in seinem ganzen Leben! Indessen ist auch beim Lachen viel zu erinnern. Es entsteht immer aus einem Widerspruch. Man lacht z. B. wenn jemand fällt und sich nicht Schaden thut; besonders lachen dann gemeine Leute, die feinere Widersprüche nicht begreifen können. Wenn jemand, der einen Andern aufziehen will, selbst von diesem aufgezogen wird und den Kürzeren zieht, so daß ihm zum Nachtheil der Vorhang fällt, klatscht Alles in die Hände. — In der Art zu lachen giebt's so viele Feinheiten, daß ich gewiß glaube, das Lachen sei die Probe vom Menschen; — wie und wann er lacht, zeigt was er ist, obschon das Gesicht das Protokoll vom Charakter, und die andern Theile, namentlich die Bewegung der Hände, das Protokoll vom Temperament sind! — Scheint es Ihnen nicht auch, Herr von Geldern, der menschlichste Mensch, der beste Lacher, begeht einen Widerspruch, wenn er über einen Widerspruch sich freut; und doch: Jemanden mit weinenden Augen lachen sehen, ist ein schöner Anblick. Wie ein Regenbogen ist's! Schriftsteller, die Thränen mit dem Lachen kämpfen lassen, so daß keines die Oberherrschaft erhält, treffen das Leben eines Weisen.“

„Weiß Gott, lieber Pastor, das wäre Citronensaft mit Zucker! Ich für meinen Theil liebe nichts Sauersüßes. Es lebe das fröhliche Herz. Ist das Lachen gleich Widerspruch, auch da ist das Leben getroffen, wenngleich nicht das weise Leben! Was ist denn in der Welt ohne Widerspruch? Sind doch bei uns im Sommer oft kalte Tage! Regnet es doch, wenn wir erndten wollen! Und

doch, sagt man, diese Welt sei die beste! Wer mir selbst die heiligsten Sachen mit finsterer Stirne sagt, wird mein Herz nicht aufschließen und hat's nie aufgeschlossen. Daher denk' ich, mit Ew. Hochwohlehrwürden Erlaubniß, richten die Herren Geistlichen so wenig aus. Der Pater von Sancta Clara hat mehr Gutes gestiftet als zehn Kopfhänger." —

* * *

Das Gespräch der beiden wackern Freunde hatte so lange gedauert, daß der Bediente bereits mit dem zweiten Frühstück nahte und einen großen Präsentirteller mit Wein und Eßwaaren hinstellte. Herr von Geldern schenkte ein, nahm sein Glas in die Hand und rief, indem er mit mir und meinem Vater anstieß:

„Vivat das Lachen! Es ist das beste Dessert. Ich verdenke es keinem großen und kleinen Herrn, der gut verdauen will, daß er sich — wenn nicht anders durch einen Hofnarren — ein Lachen bereiten läßt. Es ist ja doch ein elend, jämmerlich, kränklich Ding mit aller Menschen Leben, vom Mutterleibe an, bis sie in die Erde gebettet werden. Das Alter und die Jugend sind krank — das Alter ist hektisch, die Jugend hat das hitzige Fieber. Aber wo Liebe und Freundschaft Platz finden und das Herz gesunden lassen, da sind auch Lachen und Fröhlichkeit am Platz! Also nochmals: Vivat die echte, rechte, gesunde Fröhlichkeit!" —

Er stieß nochmal mit uns an, schaute in das hellleuchtende Naß mit sinnvollem Lächeln und sagte zu meinem Vater:

„Hören Sie, Paster — der helle feurige Wein bringt mich auf Freundschaft und Liebe — denn wo von Liebe die Rede ist, da habe ich Sitz und Stimme; — ich meine, die Liebe, die elektrisirende, kommt auf einmal; sie wohnt parterre; die Freundschaft — steigt Treppen. Es gehören Jahre dazu, ehe ein Freund ein Freund wird!" Er schüttelte meinem Vater stark die Hand. „Wein und Liebe führen mich aber zu den Weibern! Und da möchte ich Sie noch Einiges fragen, bevor wir gestört werden. Ich höre schon Wagengerassel; wir bekommen Besuch! Also kurz und gut: was nennen Sie eigentlich hübsch?"

„Was ohne Reiz gefällt" — antwortete mein Vater rasch; — „das eigentlich Reizvolle gehört schon zur Liebe." —

„Warum aber sind die Weiber, selbst die häßlichen, meist stolzer als die Männer?" — fragte Herr von Geldern weiter und fügte halblaut wie beiläufig hinzu: „Meine Frau ist es auf eine übertriebene Weise; aber im Grunde sind es Alle!" —

„Ich glaube" — erwiderte mein Vater — „weil ihr Rang in dieser Welt zweideutig ist. So ist z. B. ein Fürst meist gegen einen Grafen stolzer als gegen einen gewöhnlichen Edelmann oder gegen einen Bauer. Ist nun gar des Weibes Mann in seinem Rang oder in seiner Stellung auch zweideutig, ist er z. B. ein neuer, frisch gebackener Edelmann, so ist ihr Stolz meist grenzenlos."

„Noch Eins, lieber Pastor: warum putzen sich die Weiber, wenn sie gleich schon an sich gefallen?" —

„Gewiß nicht unsertwegen! Gegen Männer brauchen sie ihre natürlichen Waffen. — Andere ihres Geschlechts zu verdunkeln, andere zu überglänzen — darum der Putz." —

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Pastor, noch Eins — es bleibt mir sonst auf der Seele lasten: warum sind die Weiber fast allzumal geizig? — meine Frau ist es auch — warum, warum?"

„Mir scheint, Herr von Geldern, weil sie sich selbst nichts erwerben und von Zinsen leben. Jedes Zinsenleben ist von der Gefahr des Geizes begleitet."

„Pastor! Das nenn' ich fragen und antworten wie gedruckt, wie abgeredet! — und ebenso als ein Buch, das frag- und antwort-weise abgefaßt ist! — Was übrigens die Weiber betrifft — dafür stehe ich, daß man ohne Theorie heirathen müsse. Nur um des Himmels willen kein dummes Weib! Denn wie die Mutter, so die Söhne" —

„Doch nicht allemal" — unterbrach ihn mein Vater — „oft ist der Körper auf ein Haar die Mutter, die Seele aber der Vater und umgekehrt."

„Weiß Gott!" — sagte Herr von Geldern mit einem Seufzer

und, indem er sich zu mir wandte, fuhr er fort: „mein Sohn, den ich Ihnen empfehle — er selbst wird es schwerlich — ist ganz die Mutter — in meinem Jagdrock! — Was ist zu machen? Diese Welt ist eben — nicht die beste!“

Da wir schon einen Wagen rollen hörten und wir uns aus dem Garten in den vorderen Hofraum begaben, wandte sich unser edler Wirth noch zu mir und fragte: „Warum sprechen Sie denn nicht mit?“ — „Weil ein junger Mensch in Gesellschaft der Alten nur zuhören oder lernen soll“ — antwortete ich rasch. — Meine Leser können aus meinem langen Referat sehen, daß ich ein aufmerksamer Secretär gewesen, und wie es zugegangen, daß ich so viel behalten habe. —

Elftes Kapitel.

Nachbarbesuch.

Aus dem ersten Wagen, der vorfuhr, stieg ein schon etwas ältlicher Herr mit Frau und Töchterlein aus. Er grüßte äußerst höflich nach allen Seiten, umarmte mit vielem Ceremoniell den Neuhof'schen, seinen Schwager, küßte der Hausfrau die Hand und wurde uns vorgestellt als Herr von Weesen von Alt-Wesselshöfen, welches Gut einige Meilen von Neuhof-Geldern entfernt war.

Seine Frau, eine Schwester des alten Herrn von Geldern, machte auf mich den Eindruck einer würdigen, höchst liebenswürdigen Dame, die trotz ihres matronenhaften Alters in Stimme, Wuchs und Bewegung sich eine gewisse Jugendlichkeit bewahrt hatte. Sie sah jetzt etwas leidend und angegriffen aus, wie ich später erfuhr, in Folge eines Wochenbettes, nach welchem sie sich, besonders da sie das neugeborene Söhnlein hatte hingeben müssen,

nicht recht erholen konnte. An ihrer Hand hielt sie ein wundersam zartes und freundliches Kind, ihr einziges Töchterlein, ein kleines Fräulein von neun bis zehn Jahren, das der Mutter aus den Augen geschnitten zu sein schien. Das Kind fiel mir sofort durch seine Lebhaftigkeit und die klug drein schauenden blitzenden Augen auf. Wie man mir sagte, war dieses kleine Wesen schon jetzt dem Junker Gotthard, dem Sohn und Erben des Hauses Neuhof-Geldern als zukünftige Braut bestimmt, nicht sowohl vom Vater, dem alten Herrn von Geldern, als von der fürsorglichen Mutter dieses Hauses. Denn — die Familie Weesen von Alt-Wesselshöfen war reich und wohl angesehen in der ganzen Gegend.

Das war auch der Grund, warum der Junker Gotthard bei unserem Morgengespräch im Garten nicht zugegen war.

Die Mutter hatte ihn dem erwarteten Besuch entgegengeschickt, damit er — als Begleiter zu Pferde — seine ritterlichen Bräutigamspflichten frühzeitig erfüllen lerne.

Außer ihm begleitete jenen Wagen — ebenfalls reitend — Minchens Vater, welcher dem Herrn von Weesen besonders gern Aufmerksamkeiten erwies, weil dieser sehr höflich, wie gegen alle Menschen, so auch gegen den „alten Herrn" war, ihn auch stets „Herr Hermann" titulirte. So will auch ich von Stund an meinen vielbenannten, aber namenlosen Schwiegervater nennen.

Herr von Geldern und seine Gattin hatten kaum diese Gäste begrüßt, als noch eine Ladung kam und dann noch eine und noch eine! Drei Wagen mit nachbarlichen Adeligen, die sammt ihren Frauen und — Hunden sich der Neuhof'schen Treppe näherten. Es waren offenbar allesammt große Jagdliebhaber. Da diese kurischen Herren mir nicht einmal genannt wurden, so müssen sie sich's schon gefallen lassen, als die Herren von X. Y. Z. in meinem Bericht zu fungiren.

Kaum waren wir in's Zimmer getreten, als Herr von Weesen mit der ihm eigenthümlichen Feierlichkeit begann: „Um Verzeihung, Herr Bruder, daß ich dem Herrn Bruder noch einen Gast mitbringe." — Dabei stellte er den alten Hermann vor, welcher sich tief verbeugte.

„Bei mir hat gebetener und ungebetener denselben Platz" — erwiderte Herr von Geldern und reichte dem „Literatus" einen Finger der Hand; — „ich gratulire zum Hermann! Herr »alter Herr«!" —

„Ich dank' unterthänigst!"

„Wie kommen Sie aber zum Hermann — wie Saul unter die Propheten?" —

„O nein! — Des Zipperleins wegen." —

„Ja! — Das lass' ich gelten!" —

„Und — der edlen Musica halber."

„Das läßt sich hören. Sonst war der rechte Nicolaus Hermann, so viel ich weiß, ein frommer, stiller Mann; aber der »alte Herr« ist ein geborner Hofschranze von Kindesbeinen an gewesen! Wenn ich wie mein Schwager Weesen öfters mit Ihnen zusammen wäre, ich würd' Ihnen die Bücklinge abgewöhnen; dann erst würden Sie ein brauchbarer Mann sein! Allein mein Schwager liebt selbst die Höflichkeit — die Schmeichelei — wie soll es heißen?"

„Höflichkeit und Schmeichelei sind zwei sehr unterschiedene Dinge, Herr Bruder!" — bemerkte der Herr von Weesen.

„Herr Bruder! — da kommen wir in zehn Jahren nicht von einander. Ich weiß, bei dir macht die Seele mit dem Leibe und der Leib mit der Seele Umstände. Du sagst zu dir selbst, wenn du allein im Walde bist und niesest, Gott helf! und wenn das Echo nachsagt: Gott helf! sprichst du: ich bin ergebenst verbunden; wenn du dich am Baum stößest, bückst du dich mit den Worten: ich bitte tausendmal um Vergebung. Das ist einmal deine Weise: Gott helf dir einst mit dem Petrus an der Himmelsthür auseinander! Was darf aber Herr Hermann dir accompagniren und sich wie eine Klinge biegen, die man probirt?"

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, Herr von Geldern" — sagte der alte Hermann.

„Ich nicht" — unterbrach ihn Herr von Weesen — „ich fordere dich auf deine eigene Klinge heraus. Sage selbst: Klingen, die sich biegen, springen die wohl? — Glaub mir, Herr Bruder,

du verfehlst deinen Zweck — du willst ein Deutscher sein, die deutsche Sprache ist dir eine Fundgrube, und du erniedrigst sie. Wo ist eine, in der mehr Samen zur Höflichkeit keimt?"

„Wie so? In meiner deutschen Sprache nicht."

„So sprichst du die kurländisch-deutsche, das ist eine Sprache, die man so gut wie die eigentlich kurische undeutsch nennen könnte."

„Wenn du, lieber Weesen, behauptest, die deutsche Sprache sei höflich, so behaupte ich, sie sei grob, wenigstens ist sie beides in gleichem Grade. So lange das verdammte Wort Dero drin ist, hat das Genie einen Todfeind in der Sprache. Entweder Alles Sie oder Alles Du; sonst — daß Euch der Teufel mit Ew. Hochwohlgeboren" —

„Herr Bruder, das ist noch der einzigste Beweis, daß wir der Deutschen Nachbaren sind; — sonst wären wir Barbaren in diesem verfluchten Du-Lande."

„Ach was! Wir sollten hier im Norden kurz sein. Die Worte erfrieren einem sonst im Munde."

„Und ich denke, im Süden hat man nicht Lust, den Mund zu bewegen. Reden ist doch eine Bewegung" — meinte Herr von Weesen.

„Es kann sein, indessen ist die Bewegung, die Ew. Hochwohlgeboren sich dabei machen, höchstens stubenlang — du bleibst immer auf Einer Stelle. Man sagt von den Seeleuten, wenn sie gleich Landgüter von vielen Meilen kaufen, daß sie nur so weit spazieren gingen, als ihr Schiff lang war. Du sprichst, wie die Seeleute gehen!"

„Das allgemeine Du in Kurland ist und bleibt mir unerträglich; Alles ist Bruderherz und Du."

„Das Menschlichste, was ich weiß — lieber Schwager!" —

„Ich mache mir Bedenken" — sagte Herr Hermann — „den Hund eines alten Edelmanns zu dutzen."

„Und der Hund eines alten Edelmanns ist erkenntlich, und dutzt Sie auch nicht. — Herr! um Ihnen ganz deutsch zu sagen, Sie sind" —

Schade! — Ich hörte das entscheidende Wort des alten Herrn

von Geldern nicht mehr. Der junge Herr von Geldern nahm mich unter'm Arm und wir gingen im Garten eine grüne Straße auf und ab, wie ein paar Schiffsleute.

„Jagen Sie?" — fragte mich der Junker Gotthard nach einer Pause.

„Nein!" — lautete meine apodiktische Antwort.

„Was werden Sie denn auf der Universität machen?"

„Ich? — Studiren!"

„Ich, jagen und studiren!" — erwiderte der Junker. — „Man wird doch wohl einen akademischen Jäger, einen Nimrod treffen, der Jagdcollegia liest. Fechten und Jagen ist gut; Jagen ist der Mittelpunkt. Ich wünschte, der Vater gäbe mir den Satan mit."

„Den Satan?" — fragte ich verwundert.

„Ja! den großen Jagdhund. Ich habe ihn so benannt." —

„Ich bin kein Jagdfreund; ich werde es nie sein. Man lernt da auf Unschuld anlegen und zielen und meuchelmorden."

„Essen Sie denn kein Wild?"

„O ganz gern! — Ich überlasse aber das Jagen, wie das Schlachten und Kochen Andern. — Mein Vater sagt, jede Köchin sei grausam. Jagen und Kochen, denk' ich, sind sehr nahe verwandt."

„So weich, und haben doch, wie ich höre, in Ihrer Jugend Kriege geführt?"

„Um meinen Arm auszuarbeiten" — erwiderte ich. — „Hätte ich einen göttlichen Beruf gehabt, Soldat zu werden, zum ersten Schlage würde ich nicht taugen, allein zum zweiten, wie der Donner auf den Blitz, Herr von Geldern. Hätte mein Vaterland den ersten Schlag erhalten, wäre ich verbunden gewesen, es zu befreien. Gott weiß es, zu Kopf, zu Händen und zu Füßen hätte der Muth heraus gewollt."

„Ich schieße nichts, was nicht vor den Schuß läuft" — bemerkte der Jagdliebhaber.

„Das sind vielleicht Jägergrundsätze; ein laufender Feind, denke ich, ist keinen Schuß Pulver werth. Im Kriege muß man

schießen, was steht. Ich möchte kein Menschenjäger heißen, sondern Soldat, Held, wenn Sie wollen, möchte ich sein. Ich habe in meinen Knabenjahren Krieg gespielt, aber nach dem Leben!"

„Und ich bin wirklich auf der Jagd gewesen, und habe manchen Wildbraten bereitet! — Laßt uns doch Brüderschaft machen!"

„Wir dienen nicht einer Fahne — unsere Herzen schlagen nicht einerlei Wirbel; indeß auf's näher kennen lernen, Bruder! —

„Bruder! — wie heißt du denn?"

„Ich heiße Alexander — du Gotthard? — gieb mir deine Hand!"

„Die Hand! da hast du sie, Alexander! — Mich dünkt, ich werde Soldat, indem ich sie drücke."

„Ich aber nicht Jäger!"

„Ich fühle Herz, Alexander! — O mich sollte wer anheulen!"

„Was heißt das? — Redest du vom Wolf, Bruder?" —

„Anheulen? — Beleidigen, wollt ich sagen! Ha! ich wollt' ihn! — Herr Bruder, du wirst mich doch nicht verlassen, wenn's darauf ankommt!" — Der junge Mann machte dabei die Geberde des Fechters.

„Ich merk's, Gotthard, noch habe ich dir nicht Muth genug in die Hand geschlagen. Es gehört Muth dazu, dem Rachegelüste, dem Vorurtheil, der Unsitte, der Leidenschaft zu widerstehen!" —

„Auf einmal kann das nicht kommen!"

„Das Herz immer auf einmal! — das weiß ich, Bruder! — Ich habe zwar nicht von unten auf gedient; allein ich habe mich von unten auf gedacht und als Alexander oft gemeine Dienste gethan. Wenn ein Feldherr nicht auch Gemeiner sein kann, ist er nicht des Ordens werth!"

Es trat eine Stille ein. Bruder Gotthard verstand offenbar weder meinen, mir schon vom Vater anerzogenen Widerwillen gegen das Duell, noch meine Schwärmerei für den Feldherrn- und Soldatenstand. Er kam wieder auf sein Lieblingsthema:

„Hör' mal" — sagte er — „Eine Jagd müssen wir noch zusammen machen, lieber heut' wie morgen. Bei Gott — es wird dir gefallen." —

„Ich zweifle. — Mir gefällt zweierlei: Kühe und Rinder auf einer Wiese; das ist der edle Friede! Und eine Wiese voll wiehernder Pferde; das ist der edle Krieg!" —

„Komm' nur einmal mit! Zur Probe, Herr Bruder!"

„Meinetwegen. Aber das »Herr« laß weg — bei Bruder schickt es sich nicht. Ich werde dich so nicht nennen; Bruder ist kein Herr; Herr Bruder ist halb Bruder. — Pfui! über halb!" — —

Unser Gespräch stockte. Wir waren still den dunkelgrünen Gang hinabgegangen. Ich hörte nebenbei den Herrn von Weesen mit meinem Vater disputiren. Jener hatte offenbar die Höflichkeit so eben gepriesen und sprach die Meinung aus, daß selbst die zarte oder plumpe Art, Geschenke zu machen sehr charakteristisch sei für die gesellschaftliche Bildung eines Menschen.

„Das hab' ich nie geleugnet" — erwiderte mein Vater — „es liegt darin oft der Schlüssel zum geheimsten Herzenkämmerlein; der eine drückt das Geschenk in die Hand, der andere legt es unvermerkt auf den Tisch; dieser giebt in Papier gewickelt, der andere in Geld oder Geldes Wert. Wenn ich einen Menschen habe ein Geschenk geben sehen, so müßt' ich mich sehr irren, wenn ich seinen Charakter nicht auf ein Haar treffen sollte." —

„Also die Manier, der Anstand, die höfliche Art macht es!" — sagte Herr von Weesen mit Würde und fuhr dann nach einer Pause fort: „Mein Schwager, Herr von Geldern, würde das Geschenk an den Kopf werfen."

„Vielleicht ist das edler, Herr von Weesen, als es mit überdachten Worten geben und den Nehmer noch in mehr Schuldigkeit setzen; — die höfliche Art macht es nicht!" —

„Ei! ei! Herr Pastor — die Höflichkeit ist zu allen Dingen nütze!"

„Die Gottseligkeit, wollen Ew. Hochwohlgeboren sagen." —

Diese beiden Leute schieden sehr höflich auseinander; und so

wie Wasser zu Wasser, so flossen Herr von Weesen und Hermann zusammen. Ich sah, wie Herr von Geldern, der froh war den alten Hermann los geworden zu sein, sich an meinen Vater anschloß.

Der jüngere Herr von Geldern, mein neuer Dutzbruder, trat wieder an mich heran und fragte: „Wirst Du viel Bücher mitnehmen?" —

„Sehr wenig," antwortete ich; „ich bin sehr für geliehene Bücher. Hat man selbst das Buch, glaubt man: ein andermal! Man sieht es im Schranke und denkt: wenn ich gelegenere Zeit haben werde!"

„Ich denke, Alexander, erst Gewehr, dann Bücher – Leib und Seel', sagt alle Welt, und nicht Seel' und Leib." —

„Vielleicht beim Edelmann Leib und Seele" — erwiderte ich — „beim Literatus Seel' und Leib, wenn es gleich wider den Redegebrauch ist." — —

Auf diese Bemerkung verstummte wieder mein Genosse. — Ich sah nebenbei meinen Vater mit dem Herrn von Geldern im Streite. Sie waren bei der Lebhaftigkeit ihres Gesprächs stehen geblieben. Sie sprachen gerade über den Einfluß der Staatsverfassung auf die Bildung und Cultur einer Bevölkerung. Der alte Herr von Geldern als echter Kurländer war für den freien demokratischen Staat. Mein Vater schwärmte für die Monarchie. Ich konnte nicht genau hinhören, weil der junge Herr von Geldern mich wieder in Anspruch nahm. Da richtete ich an ihn die Frage: „Bibel und Gesangbuch nimmst du doch mit?" — Nach einer kurzen Pause antwortete er: „Ja, die Bibel hab' ich vom Vater, das Gesangbuch von der gnädigen Mutter."

„Warum gnädige?"

„Es ist mir zur andern Natur geworden, sie so zu nennen! Meine Mutter wollte durchaus gnädig heißen." —

„Eine gnädige Mutter — verzeih, Bruder — ist ein Unding! Bei Bibel und Gesangbuch seh' ich deinen Vater! — Bibel und Gesangbuch muß man sich nicht kaufen, sondern von den Eltern haben, und eben so wie du, so auch ich, Bibel vom Vater und Gesangbuch von der Mutter." —

„Dein Vater, Alexander, und der meinige" —

„Sind wie Herz und Seele gegen einander" — erwiderte ich rasch.

„Ja! Dein Vater Seele, der meinige Herz. Nicht wahr, Alexander?"

„Beide Seel' und Herz, denke ich?"

„Dieser mehr Herz, jener mehr Seele!" —

„Du weißt, sie waren vieljährige Freunde, Gotthard, sie schieden sich, wie mein Vater sagt, von Tisch und Bett, allein ihre Herzen blieben gebunden."

„Wir wollen uns nie von Tisch und Bett scheiden, Alexander! Kommen wir einmal zurück von der Universität, wirst du mein Pastor und dann wollen wir leben wie auf der Universität — du studiren, ich jagen!" —

Nach diesem echt kurischen Ausspruch ward unser Gespräch unterbrochen durch das Herannahen der übrigen Gesellschaft. Alles lagerte sich auf den Rasen und war so still, daß man sah, was ich oft gesehen: die Natur behauptet ihre Rechte, sobald wir ruhig sind, sobald wir Zeit haben, sie anzuhören, sobald wir uns auf's Gras, ihren Lehnstuhl, setzen. Alles verstummt und empfindet. Gott, warum fallen wir der Natur so oft unzeitig in's Wort?

Für uns, den jungen Herrn von Geldern und mich, war kein Raum mehr in diesem Naturaudienzzimmer. Junker Gotthard ging zur „gnädigen Mutter," ich in einen grünen finstern Seitengang, wo ich Zeuge nachfolgender Unterredung war. Die liebenswürdige Frau von Weesen hatte ihre kleine Tochter, welche sie L o r c h e n nannte, an der Hand. Die Wärterin stand dabei. —

„Und das Geld, liebes Kind?" — fragte die Mutter.

„Verschenkt, liebe Mutter."

„Wem denn, Lorchen?"

„Ach" — antwortete die Kleine etwas zögernd — „einem bösen, bösen Jungen!" —

„Wie mein Kind? damit er gut würde?" —

„Ja, Mutter, damit er gut würde; — er hatte dem lieben Gott einen Vogel weggestohlen, den bot er mir zum Kauf an. Der Vogel schrie zum lieben Gott — singen konnt er nicht mehr — sehr ängstlich, und der Junge hielt ihn in der Hand und wollt' ihn nicht gen Himmel schreien lassen. Der Junge muß sich wohl gefürchtet haben, daß der liebe Gott schelten würde." —

„Und du, Lorchen?" —

„Ich gab dem Jungen das Geld und den Vogel gab ich dem lieben Gott wieder. Der Junge mag es wohl aus Noth gethan haben."



„Das denk' ich auch, liebes Kind."

Die Kleine sagte darauf zur Begleiterin: „Desto besser, Lieschen, daß ich dem Jungen Alles gab."

„Wir sind im Streit, Ew. Gnaden" — bemerkte die Wärterin — „das Fräulein gab ungezählt; so, denk' ich, giebt man vielleicht einem armen Bettler, aber keinem Dieb." —

„Wer hat nun Recht, Mutter?" —

„Du nicht völlig, meine liebe Seele! Ei, wenn gleich wieder

so ein böser Junge mit des lieben Gottes Vögelchen gekommen wäre, und du hättest kein Geld gehabt?"

„Dann wäre ich zu Ihnen gekommen, liebe Mutter." —

„Und wenn ich auch kein Geld mehr gehabt hätte?" —

„Ja" — sagte Lorchen nach einigem Besinnen — „dann hätte der liebe Gott den Vogel strafen wollen. Setzt man doch auch Menschen in's Gefängniß" —

„Mit Recht, Kind, aber auch mit Unrecht. Was war's denn für ein Vogel?"

„Ich habe nicht gefragt, Mutter. Ich weiß nur, daß es ein Vogel war. Sie hätten nur sehen sollen: der Vogel konnte vor Freuden nicht recht fliegen! Er war wie betrunken; aber der Junge mußt's mir versprechen, ihn nicht mehr zu haschen."

„Nun — du hast gut hausgehalten, liebes Kind. — Hier ist wieder Geld — für ein ander Mal." —

Ich konnte und wollte nicht länger verborgen bleiben und legte es dazu an, daß wir zusammen stießen. Frau von Weesen, der ich schon früher vorgestellt worden war, redete mich freundlich an.

„Nicht war" — sagte sie mit einem Blick auf die Umgebung — „der Garten ist schön?"

„Gewiß, gnädige Frau! — ich habe ihn aber nirgend schöner gesehen, als — im ersten Buche Mose."

„Da haben Sie ihn auch nicht schöner gesehen, sondern gelesen."

„Ich bitt' um Verzeihuug, gnädige Frau: wenn ich die Bibel lese, sehe ich Alles, was ich lese." —

„Mich dünkt immer, ich sehe den Herrn vom Hause, wenn ich diesen Garten sehe. Er ist meines Bruders Ebenbild." —

„Jeder Garten, gnädige Frau, ist, glaube ich, des Eigenthümers Ebenbild, oder sollte es sein."

„Sollte! Allein wer legt seinen Garten nach der Natur der Gegend und des Landes an?" — meinte Frau von Weesen. — „Ein Garten, der die Ehre gehabt, in's Geschrei zu kommen, ist meist die Vorschrift zu zehn, zu fünfzig, ja zu hundert. Durch

Gärten kann man, denk' ich, noch weit eher als durch Haus und Hof Geschmack zeigen. Umstände sprechen hier mit, und die Mode hat keine so entscheidende Stimme."

„Der beste Garten indessen ist ein Gefängniß, gnädige Frau, wenn — er umzäunt ist. Einst war das Paradies die Welt und die Welt das Paradies." —

„Ach ja" — bemerkte Frau von Weesen und setzte in ernstem Tone hinzu: „Sind wir aber bestanden in der Wahrheit?"

„Die gnädige Frau sagen da einen großen Gedanken! Der Sündenfall brachte den ersten Zaun." —

„Jetzt können wir schwerlich uns ohne Zaun behelfen" — bemerkte Frau von Weesen. — „Er kann sich aber allmählich verlieren; — und wo es nur irgend angeht, schaff' ich die Zäune ab. Hecken sind mir im Grunde noch unausstehlicher."

„Ein lebendiger Zaun, gnädige Frau?" —

„Ein schönes Leben, das unter der Scheere des Gärtners steht. Mir kommt jede Hecke wie ein Tanzboden vor; man lehrt die armen Bäume die Beine gerade setzen, in die Quere treten, Brust heraus und andere Possen mehr; — und wenn man noch dazu Hecken vor seinen Fenstern anlegt, ist's mir völlig unerträglich. Ich habe einen Amtmann, der sich eine Fensterhecke von einem armen Kirschbaum gemacht und ihn an's Spalier geheftet hat. Meine Kleine sagte, der Kirschbaum sei an' Kreuz geschlagen."

„War er's denn nicht, Mutter?"

„Ja, mein Herz."

„Und ganz unschuldig!" — sagte das mitleidige Kind.

„Ganz und gar, mein Kind."

Die gnädige Frau ward abgerufen, und ich sah mich mit dem kleinen Fräulein an, ohne daß wir beide viel mehr thaten als lächeln. Mir schien es so sonderbar, daß dies Knösplein schon jetzt für den Junker Gotthard sollte bestimmt sein. Es schien mir zu zart für ihn! Ich weiß nicht, wie es kommt, daß junge Mannspersonen gegen Kinder so blöde sind! Ich vermochte kaum mit der Kleinen zu sprechen. Frauenzimmer sind in diesem Stücke dreister.

Daß ich gegen eine große Dame nicht blöde gewesen, beweist meine Unterhaltung mit Frau von Weesen.

Die Mutter war unterdessen wiedergekommen und faßte die Kleine an der Hand. Wir gingen ohne zu reden eine lange Weile und kamen an einem Erbsenbeet vorbei.

„Das werden späte Erbsen werden" — bemerkte Frau von Weesen, um etwas zu sagen.

„Ach Mutter! die da ging eben auf, wie ich hinsah," — Lorchen sprang zum Beet und beugte sich über die aufkeimenden Erbsen.

„Das nicht, mein Kind! man sieht nichts aufgehen. Man sagt wohl, Gras wachsen hören; zum Sehen hat's noch Niemand gebracht."

„Die beiden Erbslein dort sind so wie mein Bruder und ich, nach der Größe." — Lorchen bückte sich zur Erde und die Mutter sagte: „Sieh nur her, wie behutsam diese aufgehende Erbse die Erde auf ihrem Rücken trägt. Sie hebt sie, sie ehrt ihre Mutter."

„Das ist doch ihre Schuldigkeit — Mutter!"

Frau von Weesen küßte ihre Tochter herzlich.

„Ach — sehen Sie doch, Mutter, wie hoch der Baum ist! — Der babylonische Thurm, von dem Sie mir erzählt haben, war wohl noch weit, weit höher?" —

„Gewiß mein Kind."

„O Mutter, den hätte ich sehen mögen!"

„Ich auch!" sagte die Mutter indem wir weiter gingen. Fragend wandte sie sich sodann an mich: „Wie erklären Sie sich diesen Thurmbau und das göttliche Strafgericht bei demselben?" Ich gerieth über diese Frage in einige Verlegenheit, besann mich aber und sagte!

„Mein Vater erklärt ihn so: Gott wollte, die Leute sollten nicht in die Höhe bauen, sondern in die Länge und die Erde benutzen, die Gott ihnen angewiesen hatte."

„Ich habe oft gedacht: dadurch, daß sich die Menschen vertheilten, entstand erst die Verschiedenheit der Sprachen."





„Gewiß!“ — erwiderte ich — „wollte Gott, wir sprächen alle Eine!“ —

„Dann würden wir kaum in den Himmel wollen, so schön würd' es in der Welt sein.“

„Des Thurmes wegen, Mutter, muß ich wohl auch französisch lernen!“

„Hast du Ursach', dich zu beklagen, Lorchen?“ —

„Nun — ich — ich könnte doch öfter herumlaufen, wäre der babylonische Thurm und das Französische nicht!“ — —

Zwölftes Kapitel.

Tischreden.

Es war Mittag geworden und Alles fand sich wie von selbst zusammen. Frau von Geldern hielt trotz allem Hochdünkel sich nicht zu vornehm, bei der Anordnung der Tafel selbst thätig zu sein. Der Küche blieb sie freilich fern; — es scheint keiner kurischen Dame von Adel anzustehen, die Küche bereiten zu helfen. Höchstens ein Ueberblick das — genügt.

Mit einem sehr freundlichen „darf ich bitten!“ — trat die Wirthin des Hauses an die Gesellschaft heran.

„Was meinen Sie, Pastor?“ — wandte sich Herr von Geldern zu meinem Vater — das sagt meine Frau allerliebst! — Ich habe sie bloß dieses »darf ich bitten!« wegen geheirathet. Ich hall's ihr bloß nach: darf — ich — bitten — Herr Bruder, Herr Pastor — wie Ihr alle steht!“ —

Man ging Hand in Hand — ich mit dem kleinen Lorchen, da der „Bräutigam“ Junker Gotthard, wie es schien, absichtlich im Hintergrunde blieb. Herr von Weesen hatte sich selbst heruntergenöthigt; wohlbedächtig ihm gerade gegenüber saß Herr Hermann. Dazwischen die jagdliebenden Herrn von X. Y.

Z. gemischt mit ihren Frauen und dann noch allerlei vom Unterhause und ich.

Herr von Weesen eröffnete das Tischgespräch mit dem Grundgedanken seiner Seele und sagte: „Alle Feierlichkeiten, Herr Bruder, gehen doch zuletzt auf Schmausereien hinaus."

„Ja, ja!" bemerkte Herr von Geldern, der Alte — „beim Tisch macht Alles Friede: da vergißt man das Uebel, und das Gute empfindet man lebhafter."

„Ich glaube, daß man nach Beschaffenheit des Gemüths auch den Tisch einrichten müßte." —

„Und ihn mit Cypressen oder Myrthen bestreuen" — fügte der alte Hermann kopfnickend hinzu.

„Dafür bin ich nicht!" — erwiderte unser Wirth — „jeder Tisch muß fröhlich sein, wir müssen mit Danksagung empfahen und zu uns nehmen!"

„Man kann sogar vielfach die Beobachtung machen" — sagte mein Vater — „daß Alles, was groß ist, bei Tische geschieht: selbst das Paradies ging bei Tische verloren; und wieviel Monarchien und Regenten entstanden und gingen unter bei Tafel! Alle Ehen werden im Himmel und bei Tische geschlossen. Bei Tische kommt der Mensch seinem natürlichen Zustande näher. Der Vornehme sieht, daß er mit dem Geringern gleichen Appetit hat; da er mit ihm aus Einer Schüssel ißt, aus Einer Flasche trinkt, fängt er an, ihn für seines Gleichen zu halten. Alle Herzenssachen, wozu ich den größten Theil der Religion zähle, gehören vor einen weißbedeckten und mit Essen und Trinken besetzten Tisch. Die christliche Religion giebt uns hierzu viele Gelegenheit!"

„Recht, lieber Pastor" — sagte Herr von Geldern. — „Sie meinen: Magen und Herz sind Nachbarskinder. Bei Tische lernt man thun, wirken; in den Schulen lernt man denken, reden; mit meinem Freunde muß ich genießen."

„Bitte um Vergebung, Herr von Geldern" — erwiderte mein Vater — „die herzliche Beredsamkeit ist auch bei Tisch zu Hause. Bei Tisch wird man nicht alt, sagt ein Sprichwort. Was uns hiedurch an Zeit abgeht, ersetzen Stärke, Gesundheit und eine

lachende, Alles leicht findende Stirn. Hiedurch richten wir in Einer Stunde mehr aus, als ein Kurzesser in einem halben Tage."

„Ja, ja — lieber Pastor: es lebe Luther und seine Tischreden! Ein schönes Stück von ihm, eine Ehrensäule für die Menschheit! Hätt' er die nicht nachgelassen, so würd' ich ihn lange nicht für das halten,was er war. Die Deutschen sind Männer des Tisches. Sie sitzen lange dabei; ihr Tisch ist der gemüthlichste. Kein Wunder, daß sie am längsten dabei weilen. Sie sind die gastfreiesten, die menschlichsten Esser und Trinker."

Es trat eine Pause in der Unterhaltung ein. Der junge Herr von Geldern fing an, mir etwas leise zu sagen. Sein Vater verlangte, daß er's laut sagen sollte, und der Junker Gotthard verstummte. Darauf erfolgte eine Weisung von seinem Vater, bei Tische nicht leise zu reden. — „Es sieht" — sagte er — „nach Verräthern aus."

Herr von Weesen setzte salbungsvoll hinzu: „und ist ein Verstoß gegen die Höflichkeit" — obgleich eben diese ungebetene Anmerkung ein solcher Verstoß war.

Wir waren grade bei Fischen. Herr von Geldern behauptete, es gebe Gerichte, bei denen man nicht sprechen müßte. „Sie leiden es nicht„ — sagte er — „und wollen durchaus, daß man sich mit ihnen allein beschäftigt. Sie sollen auch besser schmecken, wenn sie still gegessen werden. — Fische" — fuhr er fort — „sind von der Art — und Krebse."

Alles ward still und das Fischgericht mußte herhalten.

„Du bist stumm wie ein Fisch, sagt man!" — murmelte plötzlich halblaut der alte Hermann.

„Dumm wie ein Stockfisch, sagt man auch" — warf ihm Herr von Geldern an den Kopf und Alles lachte. „Was meinen Sie, Pastor, wie man spricht, so ißt man, wie man ißt, so kleidet man sich?"

„Nicht immer, Herr von Geldern! Ein Stolzer kleidet sich prächtig, ißt schlecht und spricht schwülstig." —

„Wird zugegeben; ich mein es aber anders."

„Sie meinen, Herr von Geldern, alle drei: Sprechen, Essen, Sichkleiden — sind bedeutsam für den Geschmack.

„Gewiß — das meint' ich. Ich glaube, wir thun meinem Schwager einen Gefallen, wenn wir von Kleidern sprechen. Er wechselt drei- bis viermal an manchem Tage."

„Niemals ohne Ursache, Herr Bruder. Ich gebe jedem Tag, jeder Stunde, was recht ist. Ich schicke mich in die Zeit und bin ein festlicher Mann, das ist: die vergnügten und die traurigen Vorfälle meines Lebens sind mir beständig in frischem Andenken. Alles dieses drücke ich durch Kleider aus. Man hat Trauer-, warum denn nicht Freudenkleider?" —

„Da hat der Herr Bruder einen guten Gedanken; an Freudenkleider denkt niemand, und doch sollte man Freudenfarben und Freudenkleider erfinden und sie dazu privilegiren, So was hat Einfluß auf uns. Wenn ich Pleureusen, Trauersäume"

„Pharisäersäume!" — bemerkte mein Vater.

„Wenn ich diese sehe" — fuhr Herr von Geldern fort — „bin ich betrübt. Es erinnert mich an alles Trübe des Lebens; ich fühle beinahe die Krankheit von weitem, an der ich sterben werde. Das glaub' ich, fühlt ein Jeder, wenn er tief betrübt ist."

„Man theilt die Trauer gewöhnlich in halbe und ganze ein" — bemerkte Herr von Weesen und fügte mit Nachdruck hinzu: „ich theile es in Viertheile." —

„Wahrscheinlich nach dem Monde" — sagte unser Wirth lachend; — „ich bin nach der Sonne: immer ganz, Herr Bruder!" — „Wie sagst du denn? Ein Viertheil, oder halb ergebenst? — ganz ergebenst sagst du wohl nur zum Probste, Herr Bruder!"

„Getroffen! Alles muß sein Gewicht und seine Wage haben!"

„Daß Gott erbarm'! So ein Kurländer! Solang das Land steht, hat es solch' höfliche Männer nicht gehabt als dich und deinen Waffenträger, den Hermann. Wir gehen in Stiefeln und du, Herr Bruder, wie ein Papst, in Pantoffeln. Schuhe sind dir schon zu schwer!" —

„Die Frage ist, wie's sich leichter geht? — Wir haben darüber schon so oft und viel gesprochen — ich behalte meine Weise

und laß Jedem die werthe seinige. — Kleider sind das, was Ceremonien in der Kirche sind."

„O du hochzuverehrender Herr Bruder, du! du bist doch der größte Lebensbetrüger, den ich kenne, du lebst in deinen Moden die vorige Zeit so vielmal durch" —

„Ich mische nur Wasser und Wein, Herr Bruder, das Vergangene und das Gegenwärtige." —

„Und wer wollte es leugnen" — fügte der alte Hermann hinzu — „Wasser macht weise und fröhlich der Wein!" —

„Dummes Zeug! weg mit diesen Zusammenfügungen, die die Natur nicht selbst veranstaltet, mit diesen elenden Kupplereien. Wasser allein und — Wein allein!"

Nach diesem weinreichen Ausspruch des Herrn von Geldern kam man auf Gesundheiten zu sprechen. Herr von Weesen betonte die Nothwendigkeit, Gedenktage festlich zu begehen. So wies er auf den achtzehnten April, welcher Tag zugleich der Todestag Alexander des Großen und der Geburtstag seiner „Kleinen" sei.

Herr von Geldern ergriff sein Glas und brachte mit einem pathetischen Tonfall, der ihm sonst nicht eigen war, die Gesundheit des kleinen Lorchen aus!, „Auf daß sie einst einen rechten Alexander heirathe!" — Es erfolgte ein allgemeiner Gläseranstoß. Die Kleine wurde roth: und der Vater, Herr von Weesen, sowie die Frau von Geldern raunten unserm Wirthe zu: „Du weißt doch, für wen wir sie bestimmt haben!" Junker Gotthard machte, als höre er von dem Allen nichts.

Mein Vater, um in der allgemeinen Verlegenheit das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken, knüpfte an den schönen Rheinwein, den wir tranken, an und sagte etwas zum Lobe Deutschlands, seines Vaterlandes.

„Ja!" — meinte Herr von Geldern — „der Himmel wende nur jegliche Sklaverei von Deutschland und seinen Grenzen ab!" — Er dachte an den gewaltigen Monarchen, an Friedrich den Großen, welcher damals den Norden Deutschlands beherrschte. Persönlich verehrte er ihn, aber als eifriger Republikaner fürchtete er ihn zugleich. Daher fügte er hinzu: „Wenn Deutschland je, wie in

jenem ägyptischen Diensthause die Kinder Israel, Ziegel streichen muß und seine Knaben in der Geburt erstickt werden, so schenke Gott ihnen einen Moses nnd führe sie zurück nach Kanaan, in's gelobte Land der Freiheit!" —

„Noch ist Deutschland im Werden" — erklärte mein Vater, dessen Begeisterung für Friedrich II. keine Grenzen kannte. Dann fügte er hinzu: „Noch ist unser theures Vaterland weit entfernt von jenem verderblichen Luxus, der, wie das eigene Fleisch und Blut, der ärgste Feind ist, ein innerlicher Fresser, ein wahrer Bürgerkrieger. So lange Deutschland einfältig ist und schlecht und recht, wie die Natur — wer kann es verwüsten?" —

„Wissen Sie, Pastor" — erwiderte Herr von Geldern — „Deutschland wird gegenwärtig von Blitz, Donner und Hagel heimgesucht; das war immerhin ein deutscher Anfang; das reinigt die Luft und dann — gedeiht Alles wohl! Ich weide mich an der Vorstellung, daß Deutschland, das so vortrefflich zu blühen anfängt, auch Früchte ansetzen werde zum ewigen Leben."

Wie ein Feuerwerk zündete dieser Gedanke. „Deutschland — Deutschland soll leben!" — „In deutschem Wein!" — setzte mein Vater hinzu und erhob innerlichst bewegt sein Glas. Er dachte an seine heimathlichen Stätten, wo man den „Wein bei der Quelle" trinkt. Wer französischen Wein hatte, ließ sich zu Deutschlands Ehren deutschen geben.

„Nun, Ihr Jungens!" wandte sich Herr von Geldern zu mir und seinem Sohne — „wird euch auch so deutsch um's Herz als mir?" —

Wir tranken noch einmal: Deutschland! und zum dritten Male: Deutschland!

„Unsere deutschen Vorfahren" — fuhr Herr von Geldern, indem er sich an meinen Vater wandte, fort — „unsere deutschen Vorfahren — ha! das waren Kerls! Sie gaben Gotte, was Gottes, dem Kaiser was des Kaisers, dem Freunde was des Freundes — ihren Weibern was der Weiber war."

„Allerdings" bestätigte mein Vater — „sie waren tapfer,

ohne durch ein Aushängeschild ihren Muth zu verkündigen. Frisches, unvergiftetes Blut röthete ihre Wangen. Sie waren beglaubt ohne Schwur. — Wollte Gott, daß ihre Kinder eine solche Denkungsart nie unter das alte Eisen legen möchten!" —

„Ein gutes Wort zu rechter Zeit, lieber Pastor" — sagte Herr von Geldern. — „Lassen Sie uns aber auch feiern die selige Zukunft, da sich die Wissenschaften zu jenen deutschen Eigenschaften gesellen wie das Weib zum Manne; und nichts soll dieses Paar scheiden! — Jeder, der in Kurland deutsch spricht, empfinde, daß er ein deutscher Nachbar, ein Mitdeutscher sei! Und dieser Gedanke sei der verborgene Hebel, der uns in Bewegung setze, deutsch zu sein!" —

Hier schien mein Vater etwas einwenden zu wollen, allein es blieb beim Schein. Herr von Weesen knüpfte an die Erwähnung der deutschen Weiber an und meinte, man sollte doch „die Gesundheit unserer lieben Frauen" —

„Auf das Wohl aller ehrlichen Weiber!" — unterbrach ihn sein Schwager. Herr von Weesen hätte das „Weiber" gern zierlicher gegeben und es in „Damen" verwandelt. Auch das Beiwort „ehrlich" schien ihm anstößig. Indessen rügte er diesen Verstoß nicht; — das „Fest der Deutschen", welches also in deutschem Weine gefeiert wurde, rührte ihn doch zu sehr und er ließ eine Thräne in sein Weinglas hineintropfen, das er auf die Gesundheit der „Damen" leerte. Herr von Geldern leerte noch einen Pokal von Rheinwein anf die Gesundheit seiner Schwester, der Frau von Weesen, die er so innig verehrte; und ich bückte mich tief, als ob ich daran Theil nähme. Ich empfand eine unbegrenzte Ehrfurcht gegen diese grundgütige Frau.

Es trat, wie gewöhnlich nach so gehobener Stimmung, eine etwas verlegene Stille ein. Und als die Wirthin — wir waren eben beim Braten — den Salat selbst herzurichten beginnen wollte, sagte Frau von Weesen: „Wollen Sie nicht meiner Kleinen erlauben, den Salat anzurichten?" — „Wenn ich meine — zukünftige Schwiegertochter nicht dadurch bemühe" — erwiderte Frau

von Geldern. Lorchen war aufgesprungen und schritt ohne Umstände zu Werke.

„Es ist merkwürdig" — sagte die Mutter, ohne daß die Kleine, welche unten am Tisch mit ihrer Arbeit beschäftigt war, etwas davon hörte — „Lorchen hat das strengste Augenmaß und Händegewicht auch für Oel, Essig und Salz! Jeder Blick, jeder Griff trifft, Sie mißt kein Band und schneidet Alles ohne Elle."

Herr von Geldern, der diese Bemerkung hörte, sagte: „Wir wollen 'mal, um sie auf die Probe zu stellen, alle Augen auf sie richten; ich wette, sie ärgert sich und giebt zu viel Essig."

Das Fräulein von Weesen lächelte aber nur bei diesem Examen, ohne aus der Fassung zu kommen. Der Salat erhielt allgemeinen Beifall. Bei dieser Gelegenheit votirten wir ab, daß alle Speisen und Getränke, die öffentlich abgebraut und angerichtet würden, durch Frauenzimmerhände gehen müßten. „Es ist" — sagte Herr von Weesen — „feierlicher!" — „Ach was! Es schmeckt besser!" erwiderte Herr von Geldern. Das kleine Fräulein, nachdem sie ihre Salatpflicht mit dem Salze vollendet, bat von ihrer Mutter Erlaubniß, frische Luft zu schöpfen. Diese ihre Bitte that sie sehr beredt mit dem rechten Auge. Sie erhielt, was sie wollte. Ich drang mich auf, sie zu ihrer Aufseherin zu begleiten. Junker Gotthard würde mir diese Ehre der Begleitung gern ganz abgetreten haben, wenn seine „gnädige Mutter" ihn nicht zu seiner „Bräutigamspflicht" aufgefordert hätte. Die Kleine ging, wie aus einer belagerten Stadt. Wir geleiteten sie, ohne daß wir eine Silbe sprachen, und kehrten sofort zurück.

Die Herren von X. Y. Z., welche außer von kurischen Staatsangelegenheiten von nichts mehr als höchstens von Hunden und Pfeifenköpfen zu sprechen wußten, hatten während dieser Mittagstafel sehr viel Langeweile gehabt. Um sie zu entschädigen, fing Herr von Geldern an bei der gepreßten Luft, welche diese Leute umzingelt hatte, ein „Kappfenster" zu öffnen, d. h. er begann von Hunden zu sprechen.

„Es ist wohl kein Land in Europa“ — bemerkte er — „wo die Hunde so viel geachtet werden, als in Kurland und Semgallen.“

Die drei Herren fielen mit Hundeshunger dieser Unterredung zu. Die Transplantation dieses Gespräches war, wie manche Curen in der Heilkunst, magnetisch, magisch! — Ich müßte indessen eine Unwahrheit begehen, wenn ich behaupten wollte, daß ich bei dem nun beginnenden Jagd- und Waldgeschrei der Hochwohlgebornen Jäger v. X., v. Y., v. Z. Alles in Dach und Fach hätte bringen und mir hinter das Ohr schreiben könnte. Ihr Gespräch war nicht sowohl eine Klapper-, als vielmehr eine Geschreijagd. Einer schoß dem andern das Wort von dem Munde. — Mein Vater pflegte zu sagen: „Ein gewisser Stand in Kurland sei am Pfropfenzieher, ein gewisser anderer am meerschaumener Pfeifenkopf zu erkennen.“ Ich würde, wäre ich so ein Antagonist wider Kurland wie er gewesen, die Hunde nicht übergangen haben. Die Herren von X. Y. Z., die den Hunden nach Landesmanier gleich nach dem Literatenstande den Rang anwiesen, behaupteten in corpore, daß der Hund wegen seiner Treue ein weltberühmtes Thier sei: „Was ist treuer als ein Kettenhund!“ schrie Einer von ihnen.

„Eine Treue an der Kette ist doppelt verdächtig“ — meinte Herr von Geldern.

„Und, was ist fleißiger, als ein Spürhund, behender als ein Windhund?“ — fuhr sein Gegner fort, ohne auf seine Einwendung zu achten. Der jüngere Herr von Geldern, mein Reisegefährte, war von diesem Gespräch so begeistert, daß er kaum sitzen bleiben konnte. Er schlug an seine Brust und betheuerte, daß der Hund das edelste Wesen sei. Herr von Geldern der ältere war selbst ein großer Freund, nur kein Sklave von der Jagd. Die Herren von X. Y. Z. waren mit den erschrieenen Trophäen befriedigt, ihre gnädigen Frauen aber hatten noch eine Frage: „Was ist schmeichelhafter als ein Schooß-, ein Zimmerhündchen?“

Frau von Weesen meinte freilich: „Wer wird sich schmeicheln

lassen? Wer sich verwöhnen? — Wer wird überhaupt Thiere in seine Gesellschaft bitten, solang er noch Menschen zu Freunden haben kann? Warum soll ich nicht lieber des Hirts Liese, die doch Gottes und mein Bild an sich trägt, erziehen, als den Fripon?"

Sie sagte dieses nicht im Lehrton, wie ich's herschreibe, sondern allerliebst! — Sie trieb auch zur Freude ihres Bruders die gnädigen Damen X. Y. Z. in die Enge.

Das Wort der Frau von Weesen brachte meinen Vater geraden Weges auf die „Seelen" der Thiere; ja, er wagte es in seiner Art hinzuweisen auf das Schicksal der „Thiere in der andern Welt." Die Frau von Weesen fand nichts dabei einzuwenden, die andern Damen aber, so sehr sie auch ihre „Jolichens" liebten, desto mehr. Sie lebten sogar mit der Idee in Todfeindschaft, daß sie dort mit Kammerzofen in Einem Paar gehen und in Gemeinschaft der Güter leben sollten, und dachten in ihrem Innersten: Stände müßten auch in jener Welt sein. — Jetzt, da sie die Pforten der andern Welt selbst den Thieren geöffnet sahen, die ungefähr das dort vorstellen sollten „was hier der gemeine Mann" — waren sie über diese himmlische Toleranz so bitterböse, daß sie die andere Welt für ein Linsengericht verkauft hätten.

Um die Unterredung nicht mit so peinlichen Gedanken abzuschließen, ergriff Herr von Weesen das Glas und sagte, indem er es hoch erhob: „daß es uns wohlgehe auf unsere alten Tage!" —

Herr von Geldern stieß mit ihm an und wollte zum Schluß noch besonders des „seligen Dr. Luther's Gesundheit" in Rheinwein trinken. Aber die Wirthin hatte sich erhoben und Alles war schon auf den Beinen.

Ein Bedienter war eingetreten und hatte dem Herrn von Geldern einen „alten Mann" gemeldet, der den Herrn dringend zu sprechen wünsche. Herr von Geldern ging sofort in das Vorzimmer. Ich befand mich im daran stoßenden Kaminzimmer und hörte ihn durch die offene Thür zu dem Bedienten sagen: „Warum läßt du einen so guten Alten nicht geradezu herein?" —

„Gnädiger Herr" — griff der gute Alte ein, den ich mit gebeugter Haltung dastehen sah, indem er sich vor Leibesschwäche auf einen Tisch stützte: — „ich — wollte — es nicht, gnädiger Herr!" Herr von Geldern fragte, nachdem der Diener sich entfernt hatte: „Warum denn nicht?" —

„Ich schäme mich es zu sagen, da ich Sie sehe" — erwiderte der Alte mit zitternder, gebrochener Stimme: „Es ging mir, wie dem ungerechten Haushalter — ich schämte mich zu betteln."

„Alterchen!" — sagte Herr von Geldern, indem er ganz nahe an ihn herantrat — „wäret Ihr mein leiblicher Vater, ich würd' mich Euer nicht schämen. Dieß habt Ihr aber freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bei mir; seid so gut, einer davon zu sein."

„Nein, Herr, wenn sie auch alle wären wie Sie, ich — ich habe nicht Zeit."

„Was habt Ihr denn zu thun, Alter?" —

„Was Wichtiges, Herr — zu sterben! — Ihnen will ich es wohl sagen, da wir allein sind" — ich hielt im Nebenzimmer den Odem zurück — „ich habe nur höchstens acht Tage zu leben."

„Wie wißt Ihr das?"

„Das weiß ich so — ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist — und nun: meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahre ernährt."

„Da haben sie ihre Pflicht gethan, Alter!"

„Ich hatte mir" — fuhr er nach einer Pause, wo er schwer Athem holte, fort — „ich hatte mir so viel Geld gesammelt, um Niemand im Alter beschwerlich zu fallen. Wie ging's? Ich lieh dieß Geld einem Cavalier; der aß und trank und war guter Dinge, bis er — nichts wiedergeben konnte. — Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind ein Cavalier, allein — Gott weiß es, — ich sage die Wahrheit." —

„Und ich glaube es, so leid es mir thut" — erwiderte Herr von Geldern.

„Klüger wär's gewesen, wenn ich mich zu Tode gearbeitet

hätte. — Da fiel ich einmal blaß und bleich hin; und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr, ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, curirte ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Medicin gebraucht. Aber — was Einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da — ging mein Geld verloren; ich versuchte meinen Arm, ich fing an zu wollen, ich wollte im ganzen Ernst; allein ich konnte nicht, ich konnte nicht — verzeihen Sie diese Thränen. Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand."

„Da gingt Ihr wohl zu Euren Kindern?" — fragte theilnehmend der Gutsherr.

„Ja, Herr, und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Mann einen Sohn. Was sie hatten, hatte auch ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitisch auch aus Gnad' und Barmherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan."

„Und jetzt, Alter, sind sie gegen Euch kälter?"

„Nein, Herr, das nicht! aber sie sind arm geworden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbniß abgelegt — ich bin so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß; und diesen Sterbepfennig, Herr, haben sie angegriffen; — darum gehe ich betteln. Wenn ich sterbe, sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräbniß bestellt zu finden. Die guten Kinder hatten geborgt, Herr, um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, daß weiß ich; allein das wollte ich nicht. So bin ich, Herr, ein alter Mann, allein ein junger Bettler!"

„Wo wohnt Ihr denn?"

„Herr, Verzeihung! das sage ich nicht, meinet- und meiner armen Lieben wegen!" —

„Verzeihung, Alter, daß ich es gefragt habe; Gott züchtige mich, wenn ich Euch beim nach Hause gehen nachsehe."

„Das ist brav, gnädiger Herr! In acht Tagen sehen Sie gen Himmel, dann — Gott sei gedankt — dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim.“

„Aber wo glauben Euch jetzt die Eurigen?“

„Ich sagte ihnen — beim Weggehen — ich hätte ein Gelübde auf mir und müßte nach Gottes Welt sehen; sie wissen, daß es mein letzter Gang ist.“

„Nehmet, Alter, Gott sei mit Euch!“ — Und Herr von Geldern reichte ihm seine ganze Börse dar. Der Alte sah das Geld und sprach: „Herr, so viel! Nein, Herr, so war es nicht gemeint. Im Himmel brauche ich nichts.

„Gebt's Euren Kindern.“

„Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten — sie brauchen nichts.“

„So nehmt's — zum Hause, Alter!“

„Es steht schon, gnädiger Herr!“

„Ihr macht mich roth, Vater!“ —

„Nun dann sind wir's beide. Ich bin es auch über und über. Ich brauche nur zwei Ort'! Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die — länger — für Sie — beten können als ich.“

„Ihr bewegt mich, Vater!“

„Ich hoffe, ich habe auch Gott bewegt; der lasse es Ihnen nicht missen!“ —

„Wollt Ihr was essen?“ — fragte der Hauswirth ihn dann. —

„Danke, gnädiger Herr. Ich habe schon gegessen — Milch und Brod. — Doch“ — fügte er nach kurzem Bedenken mit einem schweren Seufzer hinzu: „ein Glas Wein, wenn ich bitten dürfte, ein einziges!“ —

„Mehr, Vater, — mehr!“

„Nein, Herr, nur eins. Mehr trag' ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letztenmal vom Gewächs des Weinstocks bei Ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen sein, den ich in dieser Welt nehme; — sonst würde ich nicht gefordert haben.

Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk genossen. — Lieber Gott, ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten!"

Der Herr von Geldern holte den Wein selbst; der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach: „Den letzten Wein! — Das Nachtmahl hab' ich schon vor acht Tagen genommen. Lieber Gott, erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!"

Der Herr von Geldern brachte Wein, und, den einen Pokal dem Alten darreichend, sprach er:

„Hier, Vater! Ich hab' mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!"

Der Alte richtete das Auge gen Himmel und sprach mit kaum hörbarer Stimme: „Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt habe Dank!" — Er trank etwas. Dann wandte er sich zum Herrn von Geldern, sie stießen zusammen: „Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende — wie ich's gewiß haben werde!"

„Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitt' Euch!" — sagte Herr von Geldern mit innerster Herzensbewegung und fügte hinzu: „Kein Mensch soll Euch sehen, wenn Ihr es so wollt."

„Nein, Herr, ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel."

„Gott, großer Gott, womit kann ich Euch denn noch dienen, Alter!" —

„Herr, ich wünschte Ihretwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein guter Herr; allein ich habe auf der Welt nichts mehr als — noch einen Handschuh nöthig. Ich — ich habe ihn verloren!" fügte er zitternd hinzu.

„Gleich, Alter!" — sagte der Hauswirt und entfernte sich.

Der Alte blieb einen Augenblick allein, seufzte tief und sagte: „Zum letztenmal gelabt! dort wird es besser sein!" —

Herr von Geldern brachte ihm ein Paar Handschuhe. — „Hier Alter!" —





„Den Einen brauche ich nicht, gnädiger Herr; nur Einen habe ich gefordert.“ —

„Warum den anderen nicht auch?“

„Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, so die Luft nicht vertragen kann.“ Er gab dem Herrn von Geldern die rechte bloße Hand: — „Ich werde an Sie denken!“ —

„Und ich auch an Euch! — O, Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten und Euch nicht nachzuschauen, wenn Ihr geht.“

„Desto besser, Herr, für Sie, wenn Sie's halten.“

„Noch einmal Eure Hand, Alter! Es ist Angriff, es ist Segen Gottes drin.“

„Gott segne Sie! lieber, guter Herr!“

„Und helfe Euch!“ — —

* * *

Noch war ich dieses Gesprächs wegen in einer unaussprechlichen Bewegung, in einer schwermüthigen Wonne, als Junker Gotthard mich im Namen meines Vaters aufsuchte und rasch hinzukommen bat. Ich flog; mein Vater reichte mir die Hand entgegen und ging mit mir auf unser Zimmer, stieß ein Fenster auf und fing an: „Ich dachte, Alexander, noch vierundzwanzig Stunden hier um dich sein zu können; aber mein Amt will mich. Der alte Müllner ist im Letzten.“

Dieser arme Mann war ein Bekannter von uns. Das erste und letztemal, da er eine Flinte losdrückte, oder vielmehr, da sie ohne sein Vorwissen und seine Mitwirkung in seiner unerfahrenen Hand losging, erschoß er seinen Sohn.

Er wollte nämlich seiner Frau Bruder, der auf Vogelwild ausgegangen war, eine unerwartete Freude machen und ihm in Jägeruniform entgegenkommen. Da geschah das Unglück. Die Gerichte sprachen ihn frei, allein er selbst nicht. Er hat sich nie mehr in der Welt ein Lachen bereitet. Sein Weib starb aus Gram, mehr über den Gram ihres Mannes, als über den Verlust ihres einzigen Sohnes. Dieser Unglückliche war jetzt beim

Sterben in Seelenangst. Er wollte, mein Vater sollte ihm an die Hand gehen, wie er sich gegen seinen Sohn in der andern Welt führen sollte? „Gott helfe ihm über" — sagte mein Vater. Es ist schwer, wenn ein Vater glaubt seinem Sohne im Himmel etwas abbitten zu müssen.

Ich erzählte meinem Vater den Vorgang zwischen dem Herrn von Geldern und dem Alten. Alle diese Vorfälle und die bevorstehende Trennung von mir brachten meinen Vater, der sonst, wie meine Leser wissen, sehr beredt war, zu einer rührenden Kürze. Ich lag — an seiner Brust. Ob es hier am rechten Ort steht, kümmert mich nicht; allein ich habe nie meinem Vater die Hand geküßt! — „Küsse für Weiber!" pflegte er zu sagen.

„Hier" — fing er an — „eine versiegelte Schrift, mein Sohn! Oeffne sie nicht eher, als wenn du in der größten Noth bist." — Ich wollte ihn dieser versiegelten Schrift wegen befragen, die zur Aufschrift die griechischen Worte: ἀνέχου καὶ ἀπέχου — leide und meide! — hatte; allein er fuhr fort: „Unser Herr und Meister sagte zu seinen Jüngern: ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. — Uns sind allen beiden die Thränen nahe. Ein Abschied, der auf einen nassen Boden fällt, bringt keine Früchte. Ueberhaupt redet kein Mensch ein kluges Wort, wenn er Thränen in den Augen hat. Sei ein guter Streiter, ein Alexander — kämpfe recht, mein Sohn, so wirst du die Lebensessenz, das ist die Krone des Lebens, hier und dort empfahen!"

Wir nahmen einen so innigen Abschied, als wäre es für immer. Und doch sollte ich nur auf einige Jahre fort. Aber wer weiß es, ob und wann man sich wiedersieht! —

Dreizehntes Kapitel.

Lebensrettung.

„Die Königin ist weg! das Spiel ist verloren!“ — sagte Herr von Geldern, da von der plötzlichen Abreise meines Vaters geredet ward. Die Gesellschaft erschien ihm wie eine Schachpartie, die nicht mehr zu halten sei. Dieß Spiel ist ein Bild der Welt! Zwar waren auch ohne meinen Vater noch vortreffliche Offiziere auf dem Brette, die redend eingeführt zu werden verdienten. Allein der commandirende General war gefallen. Und so schien Herr von Weesen, der Springer, und selbst Herr von Geldern mit seinem thurmartigen Gang nicht mehr recht verwendbar.

Der Laufer, Herr Hermann, bedeutete zwar mehr, nachdem mein Vater weg war und Herr von Weesen ihn deckte. Mein künftiger Herr Schwiegervater schien sich sogar, vielleicht in Rücksicht dieser Deckung, ein Directorium über mich anzumaßen. Ich konnt' ihm aber hiezu keine Befugniß zugestehen; nur Minchens wegen that ich, was ich that; indessen vergaß ich nicht, daß sie selbst mich mit dem Herrn Hermann, als Vater, nicht beschweren wollte. — Herr von Geldern war noch durch den armen Alten so gerührt, daß er nicht recht ins Leben zurückkehren konnte. Die Frau von Weesen und ihre kleine Tochter unterhielten sich von dem armen bedrängten Sterbenden, den mein Vater trösten sollte. Selbst Frau von Geldern, unsere Wirthin, hatte sich zu diesem Vorfall, obgleich der Sterbende nicht von Adel, ja nicht einmal ein Literatus, mithin nach Landesart ein Bauer war, hochadlich herunterzulassen geruht. Und so war unsere Gesellschaft des alten Mannes, der in acht Tagen sterben wird, und des unschuldigen Sohnesmörders wegen in eine gewisse heilige Schwermuth gesunken.

Nur die Herren von X. Y. Z. und ihre Gemahlinnen theilten

diese Stimmung nicht. Jene schienen sich nach der reichlichen Mahlzeit und dem noch reichlicheren Wein weder in Rücksicht des Leibes, noch der Seele aufrecht halten zu können. Sie saßen nicht, sondern lagen auf ihren Stühlen; jeder hatte sich zwei Stühle zugeeignet; den dritten Stuhl rechne ich nicht, auf dem der rechte Arm übergeschlagen lag; denn auf diesem dritten ungerechneten saß die eine Hälfte des Nachbars. Die Herren v. X. Y. Z. waren also ineinander gekettet. So schwach indessen diese guten Herren schienen, so hatten sie doch so viel Stärke, Hand an ihre Pfeifen zu legen und sich in Rauch zu hüllen. Sie schmauchten wie aus einem Munde und hielten so genau Takt, als ihn Herr Hermann, wenn er ein Positiv schlug, oder meine Mutter, wenn sie ihrem Hause eine neue Melodie beibringen wollte, nur halten konnten. Die gnädigen Frauen v. X. Y. Z. saßen, die Hände um den Magen kreuzweise gelegt, als ob sie denselben zur Verdauung einsegnen wollten. Sie sahen hierbei die Frau von Geldern steif und fest an, als ob sie sich für die empfangenen Gaben bedanken und sich nach wie vor ihrer Protection empfehlen wollten.

Mein Reisegefährte, der Junker Gotthard, war nicht Fisch nicht Fleisch. Er hatte mit mir Brüderschaft gemacht, und ich hatte Hoffnung, ihn zu erweichen und ihn zu einem gut gesinnten künftigen Kirchenpatron zu bekehren, der die Jagd andern Pflichten unterordnen muß; allein die Herren von X. Y. Z., als jagdgerechte Jäger, hatten ihn wieder ganz und gar! Er war in Gedanken, Geberden, Worten und Werken mit den Herren von X. Y. Z. auf Wild ausgewandert; denn selbst in der tiefen Stille, die auf den Herren von X. Y. Z. lag, hielten sie die Pfeifen als ein Mordgewehr, zielten und machten Puff, Paff! und wieder Puff, Paff! Mein Reisegefährte hielt seine Pfeife, zielte wie sie und tönte Puff, Paff! wie sie, und wieder Puff, Paff! — Er war in ihre Wolke auf- und angenommen.

Doch muß ich pflichtschuldigst bemerken, daß der Junker Gotthard seinen künftigen Pastor nicht völlig vergessen hatte. Wenn er seine Pfeife nachstopfte und aus dem Takte kam, brach sich sein Blick durch den Nebel zu mir; und da seine Pfeife glühte und

nicht sogleich wieder geladen werden könnte, kam er sogar zu mir, faßte mich brüderlich an und fragte: „Warum so traurig? und warum nicht auch Puff und Paff mitgemacht? — So was" fügte er hinzu — „stärkt das Auge; und wenn wir morgen auf die Jagd gehen, hast du schon eine vorläufige Theorie, die du benutzen kannst." — Ich versicherte, heut am wenigsten zum Puff; Paff Ansatz zu haben. — „Ich verdenke dir deinen Trübsinn nicht" — fuhr er fort. „Dein Vater" — —

„Scheiden heißt sterben" — hatte ich zu ihm gesagt, da mein Vater wegfuhr; und dieß Wort zu seiner Zeit war so glücklich gewesen, den Weg zu seinem Herzen zu finden, der so leicht nicht zu finden war. Seine Liebesgrenze ging nicht weiter, als bis Vater und Mutter und zur Noth Schwester und Bruder. Im Uebrigen schien der Junker Gotthard Alles nur — für Wild anzusehen!

Man ging den Abend zeitig zur Tafel, weil Alles die Karten verbeten hatte. — Zur Ehre der Herren von X. Y. Z. muß ich noch anführen, daß sie nach ihrem Ausschlaf, um die edle Zeit auszukaufen, eine Stunde Würfel gespielt.

Bei Tafel war alles auf den Ton des Herrn von Weesen gestimmt. Man sprach viel von den Schicksalen der Menschen und von der Ungewißheit der Todesstunde. Herr von Geldern sprach vom Tode wie ein Gerechter, der in seinem Tode getrost ist. „Wohl uns" — sagte er — „daß wir nicht wissen, wann wir sterben; wir würden dann weder leben, noch sterben." — „Doch" — fuhr er fort — „giebt es Einige, die es wissen, die auf die Stunde ihrer Erlösung mit Gewißheit rechnen können. Nur heute" — hier schwieg er und stützte sich im Gedanken an den Alten traurig auf. Ich verstand ihn ganz. Seine Frau fragte ihn: „Ist dir nicht wohl?" — mit einem Tone, der mich überführte, daß sie doch ihren Mann nach sich am meisten liebte. Und warum sollte sie es nicht? Er war ja von gutem Adel. — „Sehr wohl mein Kind!" — erwiderte er. — Sie stand auf und küßte ihn; er blieb mit aufgestemmtem Arm.

Es ging Alles so still wie bei einer Leichenwache zu; und dieses brachte die Herren von X. Y. Z. endlich zum Aufbruch.

Schon lange hatten sie nach dem Monde gesehen und es ihm übel genommen, daß er nicht eher aufgegangen war. Der erste Strahl war ein allgemeiner Wink zum Abschiede. Sie empfahlen sich und fuhren mit ihren gnädigen Frauen, denen des Mittags die Zeit lang geworden war, weil viel, und des Abends, weil wenig gesprochen worden, heim.

Es war der Herr von Weesen wie von neuem geboren, da die Herren von X. Y. Z. fort waren; und so ging's auch dem Hermann, der zwar viel über die Herren von X. Y. Z. gedacht, allein wenig gesagt hatte. Er fürchtete die Grobheit dieser Herren, die er in früheren Zeiten oft erfahren. Aber auch nach ihrer Abfahrt wollte das Gespräch nicht mehr in ein rechtes Geleise kommen. Der Gedanke an das Sterben beherrschte das Gemüth des Herrn von Geldern. Er erzählte seiner Schwester die Geschichte mit dem guten Alten; und ich bekannte ihm, Zeuge dieser Unterredung gewesen zu sein. Kaum hatte ich mein Bekenntniß vollendet, als er aufsprang, mir seine eingeweihte Hand reichte und sagte: „Der Segen dieses Himmlischen wird auf dir ruhen, du Sohn deines Vaters!" — Und nachdem er mir warm die Hand gedrückt, gab er seine Hand der Frau von Weesen und ihrer Tochter, zuletzt auch seinem Sohne, der aber nicht wußte, was ihm geschah.

Man wünschte sich eine gute Nacht. Und Herr von Geldern behauptete, daß man sich nicht besser des Todes erinnern könne, als wenn man — schlafen ginge. „Heil dem" — sagte er — „der so stirbt, als ein Bauer einschläft, der gedroschen hat. Nach ausgestandener schwerer Arbeit in der Welt läßt sich's selig und ruhig sterben." — Herr von Weesen ließ es bei dem Wunsch einer guten Nacht nicht bewenden, sondern wünschte noch ergiebiger, daß „die ewige Vorsicht sowohl den Herrn von Geldern als die gnädige Frau vor allen Trauerfällen bewahren und sie die höchsten Stufen des menschlichen Lebens hinausführen möchte".

Der Herr von Geldern nahm die Frau von Weesen bei der Hand, um ihr das Schlafzimmer anzuweisen. Mich mußte der gewesene Hofmeister in das nämliche Zimmer bringen, wo ich schon

die vorige Nacht mit meinem Vater geschlafen hatte, und das ich also ohne diese Anweisung gefunden haben würde. Hier sollte jetzt der alte Herr mit mir schlafen. Dieser letzte Umstand, obschon er von der Hausfrau zu meiner Erniedrigung ausgekünstelt schien und mich einen Augenblick befremdete, war mir doch gleich nach diesem Augenblick willkommen. Ein betrübtes Herz liebt zärtlicher, und wahre Liebe ist keine frohe Leidenschaft. Sie fängt mit Seufzern an, so wie wir mit Thränen geboren werden. Mine war mit Leib und Seele vor meinen Augen; es ist doch ihr Vater, dachte ich, und reichte dem Herrn Hermann die Hand. So Hand in Hand kamen wir in's Schlafzimmer.

Hier legte der alte Herr sein Protectionsansehen, womit er mich ohnehin nur nach der Abreise meines Vaters, und das sehr beiläufig, heimgesucht hatte, zugleich mit seiner Perrücke ab und that ungemein vertraut mit mir. Da er noch einmal hinausging, sich eine Flasche Wein zu besorgen, um noch eine Pfeife, wie er sagte, in gutem Frieden zu rauchen, nahm ich das Testament, das mir mein Vater beim Abschied gegeben, heraus. Die ganze Zeit über hatte ich es verborgen in der Hand gehalten. Ich hatte beinahe diesen Abend nur mit einer Hand gegessen; denn ich konnte dieß Testament in der Tasche keinen Augenblick allein lassen. Die Hand, mit der ich's hielt, war in einer solchen Transspiration, als wenn sie nicht zu den übrigen Theilen des Körpers gehörte. — „Oeffne es nicht eher, als wenn du in der größten Noth bist. — Und was ist die größte Noth?" — dachte ich bei mir selbst. Ich fand, daß Geld in diesem letzten Willen lag, und da es sich nicht thun ließ, meinen Kasten aufzuschließen und diese Gabe meines Vaters zu dem Denkzettel meiner Mutter zu legen, so deponirte ich diese Schrift vorderhand in's Bett unter's Kopfkissen und dachte an meine Mutter und an den hochheiligen Abend vor der ersten Predigt. Ich mußte eilen, denn der „alte Herr" kam wieder und ein Bedienter hinterher mit Wein und einem Teller voll Rauchtabak. „Da ist Essen und Trinken" — sagte der alte Herr und that dabei, als ob er etwas sehr Witziges gesagt hätte, welches ich aber nicht finden konnte. Bald darauf

fing er an, sich zu beklagen, daß er einen guten Freund seines Hauses an mir verlöre; und ich nahm Gelegenheit mich nach seinem Sohne Benjamin zu erkundigen. Vielleicht, dachte ich, fängt er von selbst von seiner Tochter an; — wenn er doch anfinge!

Ich sah es seinen Augenwimpern, seiner Nase und Stirn an, daß er sein ganzes Gesicht umstimmen mußte, ehe er herauszubringen im Stande war, daß der Sohn eines „Literatus" ein Schneider geworden sei. „Das ist dem Benjamin" — fuhr er fort — „nicht in seiner Wiege vorgesungen. Aber — was soll man machen? Manchem kommen die gebratenen Tauben entgegen, ein Anderer muß ihnen Netz und Strick legen und sie erst fangen und braten. — Das Schneiderhandwerk" — fuhr er nach einer Weile fort, da ich nicht nöthig fand ihm zu antworten — „das Schneiderhandwerk ist bei alledem für den Sohn eines Literatus noch das schicklichste. Gott der Herr setzte selbst, nach dem betrübten Sündenfall, dieses gesegnete Handwerk ein und verfertigte die ersten Kleider. — Was zu thun? Benjamin sitzt jetzt bei einem sehr geschickten Schneider auf Prima und wird künftige Ostern Student oder Geselle, wie es die Leute nennen." — Diese Worte waren ein Gemisch von Stolz und Satyre. Sie waren der „alte Herr" selbst. Wer ihn hier nicht findet, findet ihn nirgend. „Meine selige Frau" — fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er sehr stark in seinem Bette rauchte — „meine selige Frau wollte, daß er entweder ein Literatus würde, oder — ein Schneider. Ich wollte durchaus nur vom Literatus hören. Aber es ging nicht." —

„Was Gott thut, das ist wohlgethan!" — sagte ich und betonte die Ehrsamkeit des Handwerkes, dessen sich der alte Herr offenbar schämte. Denn er selbst wollte nicht als Schneider, sondern als Literatus vor den Leuten gelten. Ich glaube, er wäre eher gestorben, als daß er den Abend über Tafel, da man sich von ungefähr nach seinen Kindern erkundigte, hätte gestehen sollen, daß Benjamin das Schneiderhandwerk ergriffen.

Meine Bemerkung, „was Gott thut, das ist wohlgethan" — brachte ihn auf Minchen, ich weiß nicht wie. Er floß über von

ihrem Lobe und meinte, sie müßte durchaus einem „Literatus“ zu Theil werden. Er erzählte noch allerlei von ihrer Eigenart und ihren Kinderjahren. Mir war es Musik, obwohl es aus seinem widrigen Munde kam. Er meinte unter Anderem, daß Mine für ein Frauenzimmer zu viel Herz habe. Sie fürchte sich vor keiner Maus und keinem Frosch; „und wenn die Spinnen den Weg verwürkt haben“ — sagte er — „zieht sie das Gewebe wie einen Vorhang mit bloßen Händen in die Höhe. In der frühesten Kindheit mochte sie bloß hüpfen und springen. Je größer sie aber wurde, desto ernsthafter! Und“ — setzte er nach kurzem Stillschweigen hinzu — „nur sehr, sehr selten wandelt sie jetzo das Hüpfen und Springen an, weit öfter aber das Weinen, welches nach dem Tod ihrer Mutter ohne End' und Ziel ist.“ — Der alte Herr zog dabei selbst den Mund zur Thräne in Ordnung; indessen wollte es die Pfeife nicht zugeben.

Unser Gespräch brach ab. Ich merkte aus meiner Munterkeit, daß ich diese Nacht Minchens wegen ebenso wenig schlafen würde, als ich die vorige Nacht des neuen Bettes halber geschlafen. Indessen sah ich's meinem sehr werthen Herrn Collegen, der seine Bouteille Wein ausgetrunken und seinen Teller mit Tabak bis auf eine halbe Pfeife ausgeraucht hatte, deutlich an, daß er schlaftrunken war. Kaum drehte er sich im Bette um, so schlief er, wovon er durch sein Schnarchen untrügliche Beweise gab.

Gegen Morgen schlief ich fester ein. Indessen sagte ich dem alten Herrn den ersten guten Morgen, weil ich ihn aufwachen hörte und — „fuhr mit sechsen aus meinem Bette“. — Er dankte für den guten Morgen, allein er blieb bei dem Dank noch im Bette. — Nach seinem „schönen guten Morgen“ war sein erstes Wort, daß ich zweimal im Schlafe Minchen gerufen hätte. „Ich weiß nicht“ — fügte er sehr höflich hinzu — „ob es meine Tochter ist?“ — „Gewiß!“ — erwiderte ich und begriff es selbst nicht, wie's zuging; ich war beim Wörtchen „gewiß“ nicht im mindesten verlegen. Wie hätte ich Minchen verläugnen können! — „Wir haben gestern“ — fuhr er fort — „viel von ihr gesprochen; der Herr Candidat werden es verzeihen, daß ich Sie so lange von

meiner Tochter unterhalten." — Ich konnte kein Wort hierauf antworten; — unfehlbar wollte der alte Herr einen völligen Herzensaufschluß; allein wie sollte ich den bewilligen? — Er war noch immer im Bett, und, wie's mir vorkam, lag er da wie ein Häufchen Unglück. Er schien nicht in Lebensgröße zu liegen und so lang er war; er wußte sich vielleicht nicht nach seiner Decke zu strecken. —

Damit meine Leser nur ja nicht auf den Gedanken fallen, daß ich noch viele Tage in Neuhof geblieben und ihnen all diese Tage meines Aufenthalts ebenso langweilig, wie bisher, erzählen werde, so will ich nur kurz und gut bemerken, daß der folgende Tag zu unserm Aufbruch bestimmt war.

Der junge Herr von Geldern nahm mich wegen der Jagd in Anspruch. Ich hatte ihm darüber mein Wort gegeben und sogar den Commandostab hiebei anvertraut. Ohne Murren nahm ich also seinen Antrag als eine Ordre an, Vormittags diese Jagd anzustellen. Die Wahrheit zu sagen, ich wollte ihn auf der Jagd womöglich von der Jagd abbringen und diesen Jägertrieb in ihm beschränken.

„Warum willst du" — sagte ich meinem Freunde — „ein so blutiges Andenken zurücklassen, eben da du von hinnen ziehst?" — „Mein Recht nicht zu vergeben" — erwiderte er. — „Du glaubst es nicht, man muß die Bären und Wölfe im Respect erhalten, wenn es auch nur durch einen Schuß ist; die Bestien machen unser Einem sonst das Eigenthum streitig; — der Hase kennt seinen Junker!" —

Wir gingen in den Park. Wir hatten schon oft angelegt, und eben legte mein Reisegefährte wieder an, da ich eine Menschenstimme rufen hörte: „Rett'! Rett'!"

Junker Gotthard kam nicht aus seiner Stellung. Ich lief und schrie: „wo? wo?" — Hier! hier!" — rief es mir entgegen und dann wieder: „rett'! rett'!" — und mitten drunter mit einer erbärmlichen Stimme: „Lorchen im Wasser!" — Auch dieß brachte den Herrn „Bräutigam" in keine andere Lage; er hatte ja angelegt! — — Noch viele Mal hörte ich: „Retten, Retten"

— und: „Hier, hier!" — Ich rief: „wo?" bis ich sah: — ich sah die Begleiterin des Fräulein von Weesen jämmerlich die Hände ringen. — „Hier! hier!" — rief sie noch zu guter Letzt. — „O Gott! matt! — matt! — Die Wasser über sie!" — Ich warf meine Flinte weg und diese ging los. Lieschen, die Wärterin, fiel in Ohnmacht. Das wird sich geben, dachte ich, und sprang in's Wasser uud brachte das liebe, kleine Geschöpf heraus. Die Angst hatte ihre kleinen Hände gelähmt. Das Wasser war ihr mehr an die Seele als an den Leib gegangen. — Jetzt war sie — „frisch wie ein Fisch" worden, würde meine Mutter, des Reims wegen, gesagt haben.

„Lieschen, Lieschen" — rief sie, da sie ihre Begleiterin wie todt am Boden liegen sah. Ich nahm einen Hut mit Wasser, um Lieschen in's Sein zurückzubringen; allein das Wort ihrer Pflegebefohlenen hatte sie schon auferweckt. Ich kam mit meinem Hut voll Wasser zu spät und goß dieß Wasser, welches zum Schlagwasser bestimmt und eingeweiht war, so andächtig aus, als meine Mutter das Restchen vom Taufwasser auf den Rasen auszugießen pflegte, weil es nach ihrer Meinung ein paradiesisches Grün befördere. —

„Wir wollen" — sagte ich zu Lieschen — „unser Schäfchen auf's Trockne bringen." — Es lief Wasser von ihr herab, wie nach einem starken Regen von den Dächern. Lieschen wollte sie schelten, daß sie einem Steige zu sehr getraut hätte; allein Lieschen sah wohl ein, daß das Wiedervergeltungsrecht zu Hause nicht ausbleiben würde. Es ward also verabredet, daß sich das Fräulein ganz sauber und schön ankleiden und darauf erst ihrer Mutter den Vorfall erzählen sollte. „Wissen" — sagte die liebe Kleine in größter Aufregung — wissen muß sie's." — „Mich" — bat ich — „lassen Sie aus dieser Geschichte." — „Sie?" — antwortete die Kleine und reichte mir die Hand. Ich wußte nicht, ob das Ja oder Nein hieß. Es sprach das reizende kleine Mädchen dieß „Sie" ganz besonders aus. Ich könnte es ihr zur Noth noch heute nachsprechen!

Während der Zeit kam mein Reisegefährte, und ohne sich nach

seiner „Braut" zu erkundigen, machte er mir Vorwürfe, daß ich und Luise mit unserm Schreien ihn gestört hätten. Er ward von Allem unterrichtet und versicherte hoch und theuer, daß, wenn er nicht angelegt gehabt, er gewiß ebenso wie ich gelaufen und die Flinte weggeworfen haben würde, so unverantwortlich es gleich wäre, Pulver und Schrot, diese Gabe Gottes, umkommen zu lassen. Lieschen lachte herzlich. — Die Kleine sah mich bloß lieblich an. Beide wußten sich nicht darein zu finden, daß Pulver eine „Gabe Gottes" sei. Der junge Herr von Geldern konnte nicht läugnen, den Namen Lorchen gehört zu haben; indessen hatte er angelegt, und das wollte mehr sagen als „Lorchen!"

Das kleine Fräulein und ihre Begleiterin schlichen sich nach Hause, damit nicht die Frau von Weesen sie schon hier beim Wasser bemerken möchte.

Mein zukünftiger Reisegefährte unterrichtete mich unterdessen in einigen Jägerkunstwörtern, und, da ihm auf dem Gange vom Park in den Wald ein Hase aufstieß, den er traf, war unsere Jagd zu Ende. Ich ließ mir seinen Unterricht mit vielem Eifer gefallen, um ihn desto mehr zu meiner Anti-Jagd-Predigt vorzubereiten, die ich überdacht hatte und noch überdachte. Gewiß war mein Reisegefährte vergnügter über seinen Hasen, als ich über die Ehre, seine kleine „Braut" gerettet zu haben. Er ließ mich merken, daß, wenn Herr von Weesen nicht ein Gut hätte, welches er ihm gleich nach ritterlich überwundenen akademischen Jahren überlassen könnte, er an Lorchen nicht denken und seiner Zeit schon eine Frau finden würde. Ich sprach viel von der guten Gemüthsart der Kleinen und der edlen Gemüthsart ihrer Mutter; allein dieß schien ihm gegen das Gut, das er nach überwundenen Universitätsjahren zu bejagen gedächte, eine unbedeutende Kleinigkeit zu sein.

Der Vorfall mit Lorchen hatte mich so bewegt, daß, während ich das Kind aus dem Wasser rettete, jene Predigt gegen Jagdliebhaberei in's Wasser gefallen zu sein schien. Ich fand den Faden nicht recht und sagte meinem Genossen nur: „Du bist doch zu besseren Dingen als zum Jagen da."

„Gelt! Lorchen aus dem Wasser zu ziehen?“ — erwiderte er lachend. Und als ich dieß Lachen ihm verwies, sagte er gutmüthig: „Hör', Bruder, ich weiß es auch: wenn der Mensch selbst schreit, der in Noth ist, das ist ganz ein ander Ding! Hol' mich der Henker, hätte Lorchen selbst geschrieen und nicht — bloß Lieschen schreien lassen, ich wäre gelaufen, auch wenn ich eben angelegt hätte.“ —

Ich wollte meinem Genossen noch einige gelehrte Gründe gegen die Jagd aus dem Plinius citiren, aber auf seine Frage: „ob Plinius zu schießen verstanden?“ — mußte ich laut auflachen. Junker Gotthard merkte, daß er außer seinem Hasen noch einen Bock geschossen und corrigirte seine voreilige Bemerkung mit den entschuldigenden Worten: „Pardon, Bruder — freilich! — Unsinn! Plinius — und Schießen! Das Pulver ist ja eine spätere, christliche Erfindung.“

Bei dieser wohlthuenden Ueberzeugung ließ ich ihn. Wir näherten uns Neuhof, die Andern sahen uns kommen und ich ward ausgelacht, weil ich — von der Jagd leer kam.

Ueber Tafel aber, da Frau von Weesen die Rettungsgeschichte erzählte, bestand Junker Gotthard schlechter als ich. Herr von Geldern beschämte seinen Sohn. „Wer wird seine Braut um einen elenden Hasen fahren lassen, die Erstgeburt um ein Linsengericht? So seid ihr Jäger alle. Ich bin auch ein Jäger, das weißt du, aber — so etwas!“ — Frau von Geldern entschuldigte ihren Sohn, ich weiß nicht mehr, womit. Frau von Weesen dankte mir herzlich, und ihr Gemahl schalt aus Höflichkeit auf seine Tochter, um dem jungen Herrn von Geldern Genugthuung zu verschaffen. Meinetwegen war der höfliche Vater der Kleinen in erschrecklicher Verlegenheit; denn so sehr dieser Vorfall zu einem neuen Feste Anlaß zu geben schien, so blieb es ihm doch bedenklich, weil — ich nicht von Adel war.

Er kämpfte indessen, weil es seine Tochter betraf, meinetwegen auf eine unbeschreibliche Art, und endlich kam es dahin, daß er mit vielen Complimenten sich bedankte. Er hielt es sogar für seine Pflicht, meine Gesundheit bei Tafel auszubringen. Ich war

bei dieser Feierlichkeit viel verlegener, als bei dem Sprung in's Wasser. Ich konnte nichts mehr, als meinen Reisegefährten entschuldigen. Der herzliche Blick der Mutter und das frohe Lächeln der Kleinen war mir mehr, als zehn Feste des Herrn von Weesen.

Vierzehntes Kapitel.

Universitätsreise.

Noch denselben Tag ward Alles zu unserer Reise nach Königsberg vorbereitet. Denn dieses war der Ort unserer Bestimmung, wie beide Väter es verabredet hatten. Indessen sollte die Schlußsentenz erst gefällt werden, nachdem wir von unserm dortigen akademischen Leben einen getreuen Bericht abgestattet.

Noch eine Nacht sollten wir in Neuhof zubringen und den andern Tag abreisen. Gegen Abend hörte ich Herrn von Geldern sehr unwillig mit seiner Gattin reden. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß der alte Hermann die vorige Nacht mein Schlafgeselle gewesen. „Wie gehören Feuer und Wasser, Schuld und Unschuld zusammen!" — hörte ich ihn zu seiner Ehehälfte sagen. Sofort ordnete er an, daß ich die letzte Nacht mit seinem Sohne Gotthard schlafen sollte. Auch wies er uns ein anderes Zimmer an und sprach: „Dieß Zimmer heißt Königsberg und Ihr müßt so thun, liebe Reisende, als ob Ihr schon an Ort und Stelle wäret." — Die Frau von Geldern hatte verschiedene Einwendungen wider diese Anordnung; indessen kam sie nicht zum Wort und die Einrichtung des Herrn von Geldern ward pünktlich befolgt.

Ein älterer, bewährter Diener des Hauses, mit Namen Gottfried, der uns in die Fremde begleiten sollte, trat zu mir heran und sagte: er sei eben im Pastorate gewesen; er habe doch

die guten Eltern seines zukünftigen zweiten Herrn noch einmal sehen wollen. Er brachte mir warme Grüße von ihnen und von meiner Mutter noch einen „zweigliedrigen Segen."

Als wir uns zur Ruhe begeben wollten und es mir schwer auf die Seele fiel, daß Minchen mir keinen Gruß mehr hatte senden können — siehe da! Ihr Bruder Benjamin! — Mir erschien er wie ein Bote Gottes; und ich fand auch hier wieder bestätigt, daß eine unsichtbare Hand mit unserer Liebe sei, sowie sie es mit jeder reinen Liebe ist. Der alte Hermann erschrak über seines Sohnes plötzliche Ankunft. Denn wegen des Schneiderhandwerks schämte er sich seiner und hätte ihn gern in dem hochadeligen Kreise verleugnet. Nachdem Benjamin seinen verstellten Auftrag an den Vater besorgt und dieser sich irgendwo verkrochen hatte, zog ich den guten Jungen in's Vorzimmer. Er hatte mir schon einen Wink gegeben, daß er aus einer ganz andern Ursache hervorgekommen, die er in der Tasche hätte. Er hatte nicht Ruh noch Rast, mich von seiner Schwester zu grüßen und mir ihren Brief zu überreichen. Ein Brief von Minen!

Ich ließ den Boten stehen und las in einem stillen Winkel die nachfolgenden Zeilen ihrer theuren Hand:

„Gottlob, daß du noch in Kurland bist! Und Gottlob, daß ich noch von dir Abschied nehmen kann! Gottlob! — ich bin sehr darüber bekümmert, daß es so unordentlich bei unserem letzten Gespräch herging. In Wahrheit, ich weiß kein Wort von dem, was du mir zu guterletzt gesagt hast; oder hast du mir nichts zu guterletzt gesagt? nichts? Ich fühl' es, daß ich selbst, daß ich dir auch kein Sterbenswort gesagt — nichts zu g u t e r l e t z t — und doch liegt's auf meinem Herzen wie ein Berg. O lieber Junge, verzeih' mir! — Es war Alles so geschwind, ich sah dich nicht gehen; du bist auch nicht gegangen, du bist verschwunden. — Vielleicht hingst du schon lange, lange nicht mehr an meiner Hand, eh' ich dich mißte, eh' ich recht wußte, daß ich allein war Allein! großer Gott, ich allein! Ein schreckliches Wort — allein! — O wie betrübt bin ich! wie sehr betrübt! und am meisten, daß wir — einen so schnellen Tod starben. Wir beten:

Für einen bösen schnellen Tod
Behüt' uns, lieber Herre Gott!

Ich habe bis hieher geglaubt, es sei gut, schnell sterben, wenn es nur nicht ein böser Tod ist; allein ein schneller, dünkt mich jetzt, ist immer ein böser! Leib und Seele, denk' ich, wissen nicht, wo sie geblieben, wenn es zu schnell geht, so wie ich von dir nichts wußte. — Mir ist so, mein Lieber, als wenn dieser Brief der letzte sei, den du, eh' ich sterbe, von mir lesen wirst; der letzte, dünkt mich, ohne zu wissen, warum? Diese Ahnung fährt mir kalt durch alle Glieder und läßt ein Zittern und Beben zurück, daß ich die Feder nicht halten kann, auch die Gedanken nicht. — Lieber Junge! wie kann mir so etwas ahnen? Ich bin noch nie ohnmächtig gewesen, allein, wenn dieser ganze Brief nicht schon eine wirkliche Ohnmacht ist — so ist mir so, als sei eine in der Nähe. — Unser Briefplan, Lieber, wird eine Abänderung leiden. Benjamin kann dir mündlich die Ursachen sagen. Es sind ihrer viel. Benjamin ist mein Bruder; mein Geliebter, mach' ihn, wenn er dir diesen Brief abgiebt, zu deinem Vertrauten. Weih' ihn dazu ein, damit es Eindruck bei ihm mache! Von Benjamin erwart' ich deinen Entschluß, und da ich deine letzten Worte bis in den Tod vergessen habe, schreib mir andere letzte, im Fall du die ersten letzten selbst vergessen hast — und hast du keine Gelegenheit zu schreiben, lehre sie dem Benjamin auswendig, damit er sie mir ja unversehrt überbringe und sie mir eine Feuersäule werden und eine Wolkensäule, je nachdem ich's bedarf. Bald zittere ich, bald wüthet ein mächtiges Feuer in mir. Sommer und Winter, dicke Nacht und Sommermittag! Das ist wohl die Liebe, Herzensjunge, sonst wüßt' ich nicht, was es sein könnte. O Junge! wie sehn' ich mich nach deinem: zu guterletzt, zu guterletzt! Ich hänge noch an einem deiner Blicke, ich weiß aber nicht, ob es der letzte war. So hing ich nie an deinem Munde, so fest nie, als an diesem Blick! Was ist aber in deinem Auge? Schwermuth, tiefe Schwermuth? Um wen trauerst du, Lieber? um wen? — Kannst du um wen anders trauern, als um deine Mine? Ist sie todt, deine Mine? Hat sie ausgekämpft den schweren

Kampf, den letzten? — Mir liegt der Spruch so tief in der Seele: sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. — Liebe und Andacht, pflegtest du zu sagen, sind zwei Lieder auf eine Melodie. Ist denn die Liebe nicht, wie die Seele ewig? Ich weiß nicht, was ich schreibe, du wirst es aber wissen, was ich schreiben wollte. Ich weiß nichts, nichts mehr, als daß ich dich liebe und dich lieben werde im Glück und im Unglück, im Leben und im Sterben, bis vor Gottes Angesicht! Ich lebe und sterbe dein. — Ich weiß nicht, wie mir ist! Der Tod wird uns nicht scheiden. Wir sind und bleiben eins. — Der Tod nicht? Was ich schreibe! Sind wir nicht schon geschieden? bist du nicht fort? Und wenn ich stürbe, wer wird mir das Auge zudrücken, das nach dir noch starr offen stehen wird? Sonst hat es nach nichts zu sehen in diesem Jammerthal, nach Vater nicht, nach Mutter nicht, nach der ganzen Welt nicht. Du würdest es mit einem sanften Kuß schließen, wie die Abendluft eine Lilie! — das würdest du, mein Einziger, wenn du geblieben wärst. Ich würde in deinem Arm sterben, wenn du geblieben wärst. — O wie mir ist! Verzeih', Geliebter! ich weiß nicht, was ich schreibe — und werfe Blicke hin und her auf diesen Brief, und fast möcht' ich ihn zurückhalten, wenn ich nicht schreiben müßte des guterletzt und des neuen Vorschlags wegen. Schreib mir doch, was dir ahnt, und Gott sei mit seiner Gnade bei und über dir!"

* * *

Ich hatte diesen Brief nicht ohne die heißesten Thränen lesen können. Mein Herz schlug ihm entgegen. Ich wollte, ich mußte schreiben. Benjamin schickte ich fort und trug ihm auf, draußen darüber zu wachen, daß mich Niemand störe. Dann setzte ich mich an meinen Tisch. Mir war, als schriebe ich ein Todesurtheil, als schriebe ich mit Blut — so angst und bang! und dann wieder so vergnügt um's Herz, daß das Blut über und über stürzte! Und dann wieder so sanft als im Junius, wenn es geregnet und jede Blume wonnetrunken ist und sich noch auf ihrem Rücken für den schwülen Mittag des künftigen Tages einen

großen, großen Tropfen aufgespart hat! — Ich weiß nicht, was eigentlich mit mir vorging. Nur das weiß ich, daß Benjamin einigemal zu mir kam, eilfertig, um seinen Wachtposten, auf den ich ihn gestellt, nicht kalt werden zu lassen, und mich in seine Arme nahm und mir die Arme küßte; meine Thränen waren ihm zu heilig, um ihren Lauf zu hemmen, um sie mit den seinigen zu mischen. — „Kein Wasser" — sagte er — „zu diesem Wein!" — der gute, gute Benjamin! Und dann fing er wieder an: „Ich werd' ihr Alles sagen! Alles!" Ich brach die Hände, daß es ihn rührte. „Warum ringst du?" — fragte er. — „Dieß Ringen zu dem Allmächtigen ist Sorge um sie! Mehr sag' ihr nicht, Benjamin, mehr nicht von diesem zu guterletzt, als was sie tragen kann." —

Wir waren beide sehr bewegt. Ich billigte den Plan, ohne ihn viel zu überdenken; denn wie konnte ich das? Benjamin wäre nicht die Nacht geblieben, um Alles nicht. Warum? Das sollten meine Leser rathen. Seines durch ihn beschämten Vaters halben? Nein, geliebtester Leser! Nein! — Minens wegen. Mehr brauchte ich nicht zum Beweise, daß er meines vollen Vertrauens werth sei.

„Bleib Minen gut" — sagte er, als ich ihm die Hand zum Abschied reichte.

„Ich bitt' dich! Benjamin, Bruder! ich bin ihr näher als du!" —

„Sie ist dir schrecklich gut, Alexander, schrecklich! — Es ist ihr eigener Ausdruck." —

„Ich ihr auch — schrecklich, Bruder!" —

„Schrecklich, das heißt: Euer Ziel ist noch fern!" — bemerkte er mit kummervoll theilnehmendem Blick.

„Das heißt, wir haben noch viele Berge zu steigen, viele! O Bruder, was ist die Liebe? — Ruhm, Reichthum und andere Narrenspossen gehen alle durch Menschenhände. Ich fühl's, Bruder! Die Liebe allein kommt aus der Hand der Natur. Sie ist wie frisches, rohes Obst; alles andere ist gekocht und gebraten! Bruder! Bruder! ich gehöre Minen, ganz und gar gehör' ich ihr! ihr!

Und wenn sie mich zurückgeben wollte! O Gott, wie unglücklich — reich würd' ich sein! verdammt, verflucht reich; ich verlange mich nicht! — Wie gut bin ich bei ihr aufgehoben — bei ihr wie gut versorgt!" —

„Faſſ' dich, Bruder, sonst sinkst du nieder" — sagte der gute Benjamin, da er mich wanken sah; — „faſſ' dich" —

„Laß mich nicht mich fassen! ich bitte, ich beschwöre dich! laß es mich nicht! Fassen ist gut, sich nicht fassen, ist auch gut. Kann sich die Liebe fassen? Ich glaube, man liebt nicht mehr, wenn man — sich faßt. — O Bruder, das Menschengeschlecht wird nicht aussterben; allein die Liebe liegt in den letzten Zügen, die rechte Liebe, die rechte! — O Liebe, Liebe, du bist stark! — singt meine Mutter." —

„Gott helf' meiner Schwester die ihrige tragen!" —

„Ja, Gott helf' ihr! — Gieb du ihr auch die Hand, Benjamin, wenn sie sie nöthig hat. — Greift sie nach beiden, gieb ihr beide. — Du bist link, ehrlicher Junge, gieb ihr deine Arme! Stütze sie! — O Jammer, daß du bei deinem Meister so weit von ihr entfernt bist! Wenn sie so ist, wie sie war, da sie den Brief schrieb, den du brachtest — den himmlischen Brief! O Bruder! hilf ihr! hilf ihr!" —

„Gott helfe mir, um ihr zu helfen!" — sagte Benjamin weinend.

„Weine nicht, Benjamin! — weine mit ihr, wenn sie verzweifelnd die Hände ringt; wenn sie verzagt, sage ihr, sag' ihr mit Ueberzeugung, als ob du Gott und als ob du mich vor dir sähest, daß Gott im Himmel und ich in der Welt bin. — Ich reise in die Nachbarschaft, es ist festgesetzt, daß ich in Königsberg studire. Sterb' ich! — sterb' ich — o Benjamin! Benjamin! — sag' ihr, daß ich als ihr Mann gestorben! — Ich vermache dir Minen! — ich vermache sie dem lieben Gott, der erquicke sie, wenn sie mühselig und beladen ist. — Das ist mein letztes Gebet, mein letzter Seufzer!"

Wir umarmten uns. — Und nach einer Pause sagte Benjamin: „Höre, Alexander — ich fürchte, die Liebe wird dich im Studiren stören."

„Recht, Bruder, sie wird's, und ich werde kein so großer kunsterfahrener Gelehrter werden; allein ein herzlicher werd' ich sein; ich werd' aus jedem Buche — lieben lernen. Weiß Gott, wie's zugeht; allein wer nicht liebt, sieht durch's Glas, durch's Fenster; wer liebt, sieht mit eignen Augen — durch und durch mit Leib und Seele! — Sieh, Benjamin, heutzutag ist unsere Liebe mehr geistig geworden, und Geist mit Geist kommt in die Verwandtschaft. Sorge nicht für mich, Bruder, sorge nur für Mine! — Sag' ihr Alles, Alles, und bitte sie, daß sie mir treulich ein Tagebuch halte und Auszüge hievon alle Vierteljahre übersende. Es bleibt bei der Anordnung, es bleibt ganz dabei! Ein Brief von meiner Mine wird mir ihr Wiederschein sein. Grüße sie tausend-, tausendmal!" — —

Ich schäme mich, das weiß Gott! es niederzuschreiben, Benjamin in diesem Augenblick unseres innigen Abschieds gefragt zu haben, ob er Geld brauche? Seine Antwort war Nein, und zwar ein solches Nein, daß ich kein Wort mehr daran wagen durfte und vor seinen Augen mein Geld wieder einsteckte.

„Warum trägst du denn Geld in der Tasche los?" — fuhr er fort, und ich freute mich, daß er wieder lächeln konnte.

„Das weiß ich selbst nicht" — war meine Antwort. — Es war dieses ein Gebrauch, den ich an Kindesstatt angenommen hatte; und noch trage ich mein alltägliches Geld, wie ein großer König den Tabak, in der Tasche. Ich habe es in der Folge gefunden, daß sich sonst das Geld so sehr an den Beutel gewöhnt, daß es nicht heraus will, wenn gleich Menschen da sind, die es zu fordern befugt sind. Das Geld ist kein seidenes Netz, kein Schlößchen werth! Wer erst loswinden und aufschließen muß, findet gemeinhin die nämliche Schwierigkeit beim Herzen.

Benjamin brach auf und ich gab ihm noch einen heißen Kuß für Minen mit. Er ritt, ohne Abschied von seinem Vater zu nehmen, davon. — —

Mein Reisegefährte und ich gingen zu Bett, als wenn wir wirklich schon unsern Stab in ein fremdes Land gesetzt hätten. Er merkte nichts von meiner Herzensbewegung und nach wenigen,

gleichgültigen Reisefragen gingen wir beide — ich todmüde — zu Bett.

Als wir den andern Tag früh heraus kamen und endlich fort wollten, erklärte Herr von Geldern der Vater: große Reisen müsse man immer Nachmittags, Tagereisen des Morgens anfangen.

Wir gingen zum Kaffee vor's Haus in den Garten.

In seinen Ermahnungen an den Herrn Sohn war er sehr kurz. Er rieth ihm, nach Anleitung meines Vaters irgend welche lebendige Thiere zu halten. Sein theurer Herr Sohn hatte schon wegen des „Satans", den er gern mitgenommen hätte, eine abschlägige Antwort erhalten, und war also seine etwas störrische Frage sehr natürlich: „Was für Thiere?"

Der junge Herr von Geldern hielt nämlich den Hund für ein Compendium aller nützlichen Thiere.

„Hühner, zum Beispiel" — antwortete der Alte seinem Sohne. „Alles, was Odem und Leben hat, zieht an; die Sympathie hat im Odem ihren Hauptsitz. Im Odem ist Leben und Tod. — Ich rathe dir bei Hühnern und Tauben zu bleiben." Er war selbst ein großer Freund dieser Thierlein. „Der Satan würde dich zur Jagd verführen, ob er gleich auch Odem hat und mit dir sympathisirt; auf der Akademie keine Jagdhunde! — In Polen halten sich einige Familien ein paar Hunde, um die Teller zur zweiten, dritten und vierten Schüssel stehenden Fußes rein lecken zu lassen. Das wirst du nicht nöthig haben. Die Reinlichkeit hat man überall umsonst. Kannst du aber Hühner und Tauben haben" — fuhr er nach kurzem Besinnen fort — „und hat der Wirth, bei dem ihr logiren wollt, ein Gärtchen beim Hause, verdopple die Miethe. Jeder Mensch muß gewisse Zeiten in seinem Leben haben, wo er zu Hause bleibt. Laß dir den Vorfall mit deiner Braut, der lieben Kleinen, zur Lehre dienen — und thue, der Jagd einen Possen und schieß' und hetz' in drei Jahren nicht. — Vergeßt nie (sein Blick traf uns Beide), daß ihr aus einem freien Lande seid. Die Monarchie hat viel Verführerisches; allein sie versäuert das Herz, sie nimmt Seele und Gewissen in

Beschlag. Ein Monarch! ja, was so ein Herr nicht Alles thut! Wunder über Wunder! Es ist aber auch darnach. Der Pastor, Ihr Vater (Herr von Geldern der ältere wandte sich zu mir), wird mich nie, nie dahin bringen, in dieser Rücksicht etwas Anderes zu wünschen, als daß Gott der Herr Kurland womöglich noch unabhängiger mache, als es jetzt, Gott sei Lob und Preis, schon ist! Je unabhängiger, desto mehr Gott ähnlicher. Ich hab' einen Franzosen gekannt, der von Kurland sagte: »Das elendeste Land, das ich kenne! Man kann im Sommer nicht seinen Winterrock versetzen. Das Wetter wechselt wunderlich.« — Du guter Schlucker! Ich will dir dein Land und deinen allerchristlichsten König lassen. Gott ehre mir mein schlecht und rechtes Haus, wo manche priesterliche Schwalbe nistet!" — Er wies hinauf auf's Gesims des Schlosses, wo eben eine zwitscherte. „Du sollst so viel Freiheit haben, wie ich, gutes Ding, wohlerwürdiger Vogel! Seht nur, Kinder, wie die mich da oben ansieht! Ich kann den Schwalben nichts nachsagen, und außer dem Umstande, daß sie den Tobias blind gemacht, weiß ich nichts böses von ihnen!" — Nach einer Pause fuhr er fort: „Preußen hat einen geborenen König, dem man nicht ein X für ein U machen kann, der königliche Gaben hat; und es ist mir ordentlich bange, daß er Euch die Monarchie in einem zu vortheilhaften Lichte zeigen werde. — Nun — prüfet Alles, und das Gute behaltet. Eine Schwalbe macht keinen Sommer! — Die Monarchen sollten nur angeloben, zu hören, ich meine physisch zu hören; allein thun sie es? Sie haben keinem Rechenschaft zu geben, als dem lieben Gott in der andern Welt und den Poeten und Geschichtschreibern in dieser. Die letzteren aber haben nicht auf's Recht geschworen und nehmen Geschenke an, und mit dem lieben Gott hat's Zeit genug, daß sie ihn im Titel und Rang lassen! Kommt Zeit, kommt Rath!" —

Herr von Geldern der ältere hielt diese Anrede mit einer unaussprechlichen Wärme. Er schien im Ernst zu fürchten, wir würden uns in Preußen werben lassen und Königische werden.

Noch muß ich bemerken, daß er sich während der Zeit, da er also Kurland pries, auf's grüne Gras geworfen hatte, als wenn

er der freien Erde seinen Dank ablegen und sie umarmen, umfassen wollte. Es schien, da er geendigt hatte, als besorgte er, nicht aufstehen zu können.

Dieß bewog den „alten Herrn“, ihm unter den Arm zu greifen; allein Herr Hermann kam bei'm Herrn von Geldern jederzeit zu kurz, er mochte es anlegen, wie er's wollte. Es riß Herr von Geldern den allezeit dienstfertigen Hermann auf Gottes Erdboden. Da lag mein „Schwiegervater“ so lang er war. Herr von Geldern stand auf, so frisch, als ein Jüngling von fünfzehn Jahren. Es war bei diesem Niederriß nicht Gewaltthätigkeit, sondern nur Stärke. Es war in der That schön anzusehen! —

Den Abschied sollten wir durchaus im Freien nehmen! — „Er verfliegt eher“ — sagte Herr von Geldern. „Wollte Gott, wir könnten auch so den letzten Abschied nehmen und im Freien sterben! Und warum sollten wir es nicht? Wo ist uns am meisten Gutes geschehen? Der Geist sucht das Freie und wird auch in jenem Leben nicht wohnen in einem Hause mit Menschenhänden gemacht. Der Tod würde nur halb so schwer sein. Wahrlich, der Mensch entzieht sich zu sehr der Luft und zieht eben dadurch seinem Leibe und seiner Seele eine Art von Stockung zu. Ward unser Geist denn nicht, wenn er das Freie suchte, schon oft entzückt, obgleich ihn der Leib, wie ein Bleigewicht zur Erde zog?“ —

Die Frau von Geldern hatte noch viel auf ihrem Herzen, indessen empfahl sie ihrem Sohne, das Alter zu ehren; und es machte ihr viele Mühe, die Sache endlich zu drehen, wohin sie sie wollte. Sie sagte, daß sie für einen alten Baum, für einen alten Mann (an eine alte Frau dachte sie nicht) und für eine alte Familie große Hochachtung hätte. „Ein neuer Edelmann“ — setzte sie, um es noch eindrücklicher zu machen, hinzu — „ist ein Baum, der noch nicht oculirt ist.“ — Weiter ließ sie ihr Gemahl nicht; „das paßt“ — sagte er — „wie die Faust auf's Auge und in Wahrheit, du weißt nicht, was du redest.“ —

Von der Frau von Weesen erhielt ich einen Blick — von ihrer liebenswürdigen Tochter ein Lächeln. „Leben Sie wohl und glücklich!“ — sagte die Mutter; — „und glücklich!“ — hallte die

liebe Kleine nach. Die Worte fielen auf den Junker Gotthard, allein das Auge auf mich.

Ich weiß nicht, wer auf den Gedanken kam, daß mein Reisegefährte seiner kleinen Braut einen Kuß geben sollte. „Ihrem Retter auch einen" — sagte der alte Geldern, und Frau von Weesen, als wenn sie darauf gewartet hätte, fügte hinzu; „Freilich, kleine Undankbare, das solltest du von selbst thun!" — Ich nahm mich sehr ungeschickt dabei. Die arme Kleine ward roth, über und über roth; und da ich mich zum letztenmal gegen sie beugte, trat ihr eine Thräne in ihr blaues schönes Auge, welches so durchschimmerte, wie ein Veilchen durch ein Thautröpfchen.

Jetzt war die Reihe des Abschiednehmens an dem Herrn von Weesen und dem Herrn Hermann. Ich hatte schon einigemal mich an den Herrn von Weesen gewendet, allein er hatte es sehr höflich verbeten, weil es — wie er sich auszudrücken gefälligst beliebte — „noch nicht an ihm wäre".

Endlich umarmte er meinen Reisegefährten und that mir, wiewohl mit steifem Arm, eine gleiche Ehre an. Hiebei machte er (weil es eine Abschiedsumarmung war) ein griesgrämiges Leichenbittergesicht und zwar bei meiner Umarmung etwas weniger, bei der des jungen Herrn von Geldern etwas mehr.

Der alte Geldern sagte lachend: „Herr Bruder, du siehst ja aus, als ob du vom verbotenen Baum gegessen hättest!" —

„Laß mich" — antworte dieser und that so peinlich, als verlöre er ein Glied vom Finger.

„Es ist" — fing er, an Junker Gotthard gewendet, an — „es ist" — er unterbrach sich wieder mit einem tiefen Seufzer! „Es ist mein Herr Schwiegersohn" — brachte er endlich heraus — „und die heißesten Wünsche, daß der große Gott ihn auf seinen Reisen begleiten, seine Studien zu seiner Ehre und des Vaterlandes Nutzen segnen und ihn zu seiner Zeit in die Arme seiner kleinen Braut gesund zurückbringen wolle! — das, das ist ein Theil, der kleinste, von der Empfindung" —

„Zieh ein Paar weiße Handschuhe an" — sagte Herr von Geldern; „solch eine Rede verdient es!"





Dieser Eingriff war sehr erwünscht, um den Herrn von Weesen, der viel zu leiden schien, zurechtzubringen. Mir konnte er nichts mehr sagen, als Dank! und tausend Dank! — Sein Compliment war noch nicht ausgeknetet.

Der „alte Herr" drängte sich vor, um mich vor aller Augen zu küssen. Ich litt es ganz ehrlich, ich entzog ihm nichts.

Herr von Geldern sah mich dabei an, und sein Blick wollte in Beziehung auf meinen herzlichen Abschied vom „alten Herrn" sagen: „Junger Mensch, dir fehlt Erfahrung! Man sieht's; sonst würdest du den Hermann nicht küssen, den ich eben nur körperlich zur Erde riß; mit seiner Seele mache ich's alle Augenblicke so." — Der gute Herr von Geldern irrte dießmal mit seiner Vermuthung. Zwar hatte er, wie meine Leser so gut wissen als ich, einen so naturfindenden umfassenden Blick, daß er aus diesem Abschiede hätte wissen können und sollen, der alte Hermann habe eine Tochter, deren Freund, deren Seelenmann ich sei; — allein dießmal fand er nicht den rechten Weg.

Die Pferde, die schon vor der Thüre waren, wurden unruhig. Der Junker Gotthard mahnte mich einzusteigen. Er war selbst wie ein Jäger ausstaffirt, als ob er auf eine weite Jagd sich begeben sollte, obwohl der Vater ihm den „Satan" abgeschlagen und die Jagd wohlmeinend widerrathen hatte. Seht da einen Originalzug von Kurland, dem selbst Herr von Geldern der ältere nicht ausweichen wollte und konnte: — die grüne Farbe ist dort allezeit Trumpf!

Herr von Weesen schlug eine Begleitung aus Höflichkeit vor; allein Herr von Geldern verbat sie sich nachdrücklich. Es blieb Alles so lange stehen, als man uns sehen konnte, und da wollte ich wetten, Herr von Weesen noch ein wenig länger. — —

Sobald wir ihrem Nachblick entfahren waren, küßte mich mein Reisegefährte von freien Stücken herzlich. „Wir wollen uns einander Alles sein — Vater und Mutter" — sagte er. Ich seufzte; denn ich dachte an Minchen. — —

Wir langten in der Haupt- und Residenzstadt Mitau an, um hier mit einem Königsberg'schen Fuhrman (man nennt dergleichen

Leute Riga'sche Fuhrleute) die Fahrt bis Königsberg zu verabreden. Ich fand in dem Fuhrmann und seinem Untergebenen ein Paar so gesunde und starke Menschen, daß ich wohl einsah, wie man auch im monarchischen Staat, der Ermahnung des Neuhof'schen auf dem kurischen Grase unerachtet, seinen stattlichen Schritt haben, gerade aussehen und sich wohlbefinden könne. Ich konnte nicht aufhören, diese deutschen Menschen zu fragen und sie anzusehen, so daß ich die Haupt- und Residenzstadt Mitau darüber vergaß, die am Ende auch nur zur Johanniszeit unter die sichtbaren gehört und gewiß unter den sichtbaren nicht die vornehmste ist. Um Johanni ist eine allgemeine Wallfahrt nach Mitau; dann läßt der Edelmann, in Begleitung eines Theils Bauern, die Eßwaaren und sogar Möbeln an diesen Johannisort nachbringen Dem Vorreiter ist auf dem linken Arm ein Silberblech aufgenäht, worauf das hochadlige Wappen steht, um — Mitau Ehre zu machen.

Ich hatte mir, die Wahrheit zu sagen, einen zu großen Begriff von Mitau gemacht, woran meine Mutter zum größten Theil Schuld war. Sie würde es mir sehr verdacht haben, daß die anschauende Erkenntniß meinen Begriff von Mitau so sehr herabgestimmt. „Wohnet denn" — würde ohne Integralrechnung ihre Bemerkung gelautet haben — „wohnet denn nicht der Herr Superintendent hier?"

Mein Reisegefährte war im „Mittelpunkt" seines kurischen Landes und konnte nicht aufhören zu sehen. Mitau schien ihm die Hauptstadt der Welt, — obgleich es nicht Johanni war. Die Residenz ist für jeden Edelmann wie ein Treibhaus im kalten Klima. So wie's Arzneien giebt, die nur durch das heilige himmlische Feuer der Sonne gekocht, gebleicht und getrocknet werden können, so ist auch die Residenz die Einsonnung für den baltischen Edelmann. „Was ist denn" — fing ich an — „in Mitau?" „Ah!" — erwiderte er — „man muß es zu Johanni sehen!" — „Dann ist's wohl illuminirt?" — erwiderte ich; — „und wenn die Lichter ausgebrannt sind, was ist's dann? — Kennst du ein Johanniswürmchen?" — fragte ich weiter. — „Es ist ein Würm-

chen, grünlich auf dem Bauch. Hier hat es auch ein kleines Bläschen, welches einen grünlich hellen Glanz wirft; sobald dieß Bläschen sich einzieht — weg ist ihr Glanz Die Existenz dieses Würmchens währt nur einige Sommernächte. Mitau scheint so ein Würmchen!“ — Mein Reisegefährte lachte. Ich mochte nun denken, daß der Superintendent in Mitau sei oder nicht, so war es mir doch so, als ob ich nicht in Kurland, sondern da zu Hause gehöre, wo man „früher Spargel ißt, eine Pfeife in der freien Luft raucht, den Wein bei der Quelle hat und lange Manschetten trägt“. Kein Wunder also, daß Mitau nicht meine Residenz war. In Kurland gehörte ich in unserm Pastorat und auf dem Gute des Herrr von Geldern zu Hause. Ueberhaupt scheinen die Kurländer zu keiner Stadt Lust und Liebe zu haben. Sie gehören auf's Land, wo sie auch Geschmack anzubringen wissen. Sie sind gestiefelt und gespornt; und es läßt keinem Kurländer, wenn gleich er sich in Unkosten setzt, Schuhe und Strümpfe anzulegen. Sie sind geborene Cavalleristen. Wenn sie geputzt sind, muß es ihr Pferd auch sein. Ich habe allerliebste Reit- und Jagdkleider in Kurland gesehen und die Mitgabe meines Reisegefährten kann hier zum Beleg dienen.

Unsere Preußen verzögerten uns beinahe zwei Tage, ehe wir endlich die kurische Residenz verließen. Das herzogliche Schloß, das wir besahen, hat so wenig Verhältniß zu dem übrigen Theil der Stadt, als das Mitau'sche Pflaster zur Regelmäßigkeit und Ordnung. In Wahrheit, wenn man die Nation beschreiben wollte, müßte man Mitau beschreiben. Ich fiel auf den Gedanken, indem ich dieß niederschrieb, ob nicht jede Residenz das Land im verjüngten Maßstabe sei; allein ich habe mich geirrt. Es giebt so viel Ausnahmen, so viel ungerathene Söhne bei dieser Regel, daß die Regel selbst den Mutternamen Regel nicht verdient.

Unter dem Alltäglichen, was bei unserer Reise vorkam, fielen mir die armen Menschen auf, die an Hecken sitzen und den Reisenden die Pforten öffnen. In Wahrheit, dachte ich, das können nicht Alles Leute von niedriger Geburt sein. Ich sah in einem dergleichen Diogeneshäuschen an der Hecke einen alten Mann, der

einen so vortrefflichen Kopf hatte! Das hätte wenigstens ein Literatus sein können. Und wo anders sah ich ein armes krankes Weib, das in der größten Behendigkeit aus ihrer Behausung kam und Hand an's Werk legen wollte; allein krämpfige Zufälle lähmten ihr stehenden Fußes die Hand. Es war rührend anzusehen. Die Preußen wollten ihr keinen Schilling geben, weil sie ein altes Weib war und der Krämpfe wegen die Heckenpforte nicht ganz öffnen konnte; ich entschädigte sie zwar, allein ich mußte die Entschädigung auf Gottes Acker, auf die Erde, werfen. Nicht einmal Geld konnte sie halten. Dafür ward ich im Wagen ausgelacht!

Ich hatte, um mir eine Bewegung zu machen, den Wagen verlassen, weil's langsam bergauf ging. Hiezu kam noch eine dankbare Empfindung gegen mein „freies Vaterland," die ich unmöglich sitzend aushalten konnte. Ich sah die Grenzscheidung und, da ich eben einen grünen Platz fand, beredete ich meinen Gefährten — „Kurland noch einmal zu umarmen". Wir legten uns hin, so lang wir waren. — Der Wagen fuhr langsam weiter, so unvermerkt, wie aus einer Monarchie Despotismus wird, wenn sie es nicht schon an sich ist, worüber die Gelehrten noch uneins sind.

Lebe denn wohl, herzlich geliebtes Vaterland! Ich danke dem Himmel, daß dein freier Boden das erste war, was mein Fuß betrat. Das fühlte ich, daß er noch — noch frei war! Natur und freier Staat sind Geschwisterkind und vertragen sich wie Kinder. Das fühlte ich lebhaft auf dem grünen freien Platz, wo wir lagen, um von unserem Vaterlande Abschied zu nehmen. Der Mensch ist zum Scheiden geboren. Sterben lernen und philosophiren ist von jeher für einerlei gehalten worden; denn in Wahrheit, diese Welt ist entweder ein Vorbereitungsort, oder wir sind die elendesten unter allen Geschöpfen! Drum nehme ich so gern Abschied, besonders auf die Art, wie damals vom Vaterlande, auf dem schönen grünen Waldplatze. Noch, wo ich grün sehe, kommt mir's vor, als sähe ich Freiheit. Im monarchischen Staate wächst, was noch in die Höhe schießt, wie eine Bohne an der

Stange. Ein Königischer, ein Unterthan, ist ein zahmes Thier, das aus der Hand frißt und nicht weiß, was es erst thun soll, ob fressen oder die Hand küssen? Sagt nicht, ihr Königischen: „Im freien Staat ist wenigstens eben so viel Sklaverei als Freiheit.“ Dieß hat mich Herr von Geldern besser gelehrt. Wo Weizen wächst, wächst auch Unkraut, und je besser der Boden, desto besser schießt beides hervor. Ich nehme aber doch lieber guten Boden als dürren!

So lebe denn wohl, herzlich geliebtes Vaterland! Du hast mich gelehrt, die Freiheit schätzen obgleich du selbst bei weitem noch nicht frei genug bist, sondern dich zu Polen verhältst, wie ein Aufschlag zum Kleide.

Meine Empfindungen wurden den Preußen, dem Fuhrmann und seinem Untergebenen, offenbar zu lange. Sie gaben mir zu verstehen, daß hier wieder guter Weg sei, wo der Wagen ohne Noth aufgehalten würde; und daß schon Stellen vorfallen würden, wo ich Gelegenheit haben würde, mich — zur Ruhe zu begeben.

So berechtigt diese Aufforderung war, so verdroß mich doch dieses Commando; und ich konnte nicht umhin zu fragen, ob sie Soldaten wären? Ich hätte doch gehört, daß Alles in Preußen, was einen stattlichen Schritt hätte, gerade aussäh' und sich wohlbefände, Soldat werden müsse; daher auch zärtliche Mütter daselbst Gott auf Knieen danken sollen, sobald sie aus dem Wochenbette auf die Füße kämen, wenn er sie einen Krüppel auf die Welt zu bringen gewürdigt, weil dieser allein das Recht hätte, eine Stütze der Familie zu werden. — „Herr!“ — sagten die Preußen — „wer Ihnen das gesagt hat, ist ein Hundsfott!“ — „Beim höchstseligen Herrn“ — fügte beruhigend der ältere Fuhrmann hinzu — „ging's zuweilen in diesem Stück bunt über Eck; — und da konnte man manches nicht spitz genug kriegen. Gott laß ihn höchstselig ruhen! Der alte Fritz, — unser jetziger Herr“ — sie zogen ihre aufgekrempten Hüte ab — „braucht Fuhrleute und Generale; — und es thut in Preußen nichts, ob man einen Orden oder eine Peitsche umhangen hat.“ — Sie hatten ihre Peitschen wirklich auf Ordensart! — „Wer dem Herrn die Abgaben giebt,

ist ihm angenehm, sowie dem lieben Gott, wer recht thut; und wenn die Soldaten zur Revue sind — verstehen Sie mich, junger Herr Kurländer — so bin ich während der Zeit Major von der Cavallerie, und dieser, mein Schwestersohn, ist Junker; und ich versichere den Herrn, daß wir unsern Säbel führen (er machte Luftstreiche und der Junker gleichfalls) wie Einer." —

Es fiel mir eben, da die preußische Grenze anfing, eine große Eiche in's Auge, die sich nicht um das, was unter ihr war, bekümmerte. Sie hatte sogar nach unten hin keine Schattenäste für ihre Unterthanen. Stolz wuchs sie gen Himmel, und ich hatte Mühe, ihren Gipfel mit dem Auge zu erreichen. — „Sieh da einen Monarchen!" sagte ich zum Junker Gotthard; und er verstand die Eiche und mich auf ein Haar.

Unsere tapferen Preußen waren in Folge unserer Begeisterung für Preußen so sehr von allem Eifer zurückgebracht, daß sie uns herzlich versicherten, die Fuhrleute und Studenten in Königsberg wären wie Schwäger und Freunde! Sie bewiesen uns ihre aufrichtige schwägerliche Verwandtschaft zunächst dadurch, daß sie den folgenden Tag schon um drei Uhr Nachmittags Halt machten, wodurch ich Zeit und Raum gewann, eine Leichenbestattung zu hören und zu sehen. Wir waren nämlich eben im Begriff, in einem kleinen Grenzdorfe Mittag zu machen, da die Glocke gezogen ward. Ich verstand auf den ersten Anschlag, daß es Trauertöne werden sollten.

„Wer ist todt?" fragte ich den Hauswirth des Kruges. „Es ist ein Fremder, ein Unbekannter" — erwiderte unser Wirth; „Niemand weiß, wo er her ist. Unfehlbar hat er nicht nach Hause reichen können; denn man sieht ihm sein hohes Alter an. Er hat ein sehr gutes Aussehen. Weil man einige Gulden und eine Schreibtafel (beides hat der Pfarrer gleich an sich genommen) bei ihm gefunden, so wird er — mit einer Leichenpredigt begraben."

„Gott!" schrie ich — „das ist unser guter Alter!" — „Alt ist er" — sagte der kupfernasige Hauswirth ganz gelassen, nahm eine Prise Tabak und zog sie sehr hoch in die Höhe.

Ich konnte nicht mehr; — ich will hin, ich will hin — und seine kalte starre Hand angreifen. Noch ist Segen Gottes darin. Ich wandt' mich zu unsern Fuhrleuten, um sie zu überreden, den Mittag und Abend in einem weg zu halten. — Abgemacht! Der Junker Gotthard erkundigte sich nach Wild — und ich ging spornstreichs in die Kirche.

Eben hatte der Pfarrer den Text, den er zu der Leichenpredigt ausgesondert hatte, verlesen. Den Spruch hatte der Leichenprediger, wie ich später erfuhr, in der Schreibtafel des Seligen aufgeschrieben und dreimal unterstrichen gefunden, insbesondere die Worte: als die Unbekannten und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht getödtet, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich, als die Armen, aber die doch Viele reich machen, als die nichts inne haben und doch Alles haben.

Ein Thema pflegt bei den Geistlichen ein leeres Haus zu sein, wo man mancherlei und manches anschlagen kann, ein Nagel, an den man viel hängt; ich weiß nicht, ob man nicht auch in diesem Sinn sehr richtig sagen würde: man muß nicht zu viel an einen Nagel hängen. Das Ziel, auf welches der Pastor loci es anlegte, war — „der Schein und das Sein des Christen". Selbst meine Mutter hätte kein gereimteres Thema für eine Leichenpredigt finden können. Ich für mein Theil hatte alle Fassung nöthig, um mich zuruckzuhalten. So brannte ich vor Begierde, den Sarg dieses Seligen aufzusprengen. Dem Pfarrer schien ich ein Meteor in dieser Dorfkirche, ein unverhoffter Gast. Er haspelte seine Predigt in höchster Eile ab. „Es starb der Selige" — so schloß die Predigt — „seines Lebens müd' und satt, mit der dringenden Bitte, ihm auf unserem Gottesacker ein Räumlein zu gönnen — bei frommer Christen Grab, Uns Allen aber lehre der Herr unseres Lebens bei dieser Gelegenheit unser »Schein und Sein«, d. h. er lehre uns wohl bedenken, daß wir nicht wissen, wann unser Stündlein kommt, daß unser Leben ein Ziel habe und wir davon müssen. So fällt aller Schein. Denn wenn der auswendige Mensch stirbt, fängt der inwendige zu leben an.

Und was wahrhaft lebt und ewig leben bleibt, das ist unser Sein!"

Als ich nach geschlossenem Leichengottesdienst zu unseren Fuhrleuten zurückgekehrt war, kam mein Reisegefährte eben von der Jagd und hatte drei Vögel erlegt, die wir uns braten ließen. Ich hatte noch nichts gegessen und er hatte sich weidmännlich ermüdet. Es schmeckte uns also herrlich!

Kaum hatten wir uns niedergesetzt, so kam auch der Pastor loci. Er habe nicht unterlassen können, sagte er, denjenigen, der heut ihm die Ehre gegeben sein Zuhörer zu sein, näher kennen zu lernen. Wir baten ihn zu bleiben, seine Kapuze abzulegen und mit unserer Mahlzeit vorlieb zu nehmen. Junker Gotthard erzählte, daß er die drei Vögel selbst geschossen habe. — „Eben drei?" sagte der Pastor und schien hierbei etwas besonderes zu finden. — „Der Mann einen Vogel!" — beschloß ich. Aber der Pastor konnte nicht aufhören zu wiederholen: „eben drei!" Bald sollte uns klar werden, was er meinte. Er entdeckte uns nämlich seine recht schlechte Verfassung und höchst kärgliche Besoldung. „In Kurland" — sagte er — „sind meine Herren Amtsbrüder wie Edelleute! Nun — mögen sie doch! Wenn ich nur heuer einen besseren Fang hätte, wie vor'm Jahr!" — Diesen Wunsch klärte der gute Mann uns durch die Erzählung auf, daß er vorzugsweise bei seinen Einnahmen auf den alle Jahr im Herbst stattfindenden Drosselfang angewiesen wäre; dieser sei ein Hauptaccidenz bei der Pfarre. Ohnfehlbar war dieß auch die Ursache, warum er beim Anblick der gebratenen Vögel, die ihm Drosseln zu sein schienen, so oft: „eben drei!" sagte. Wir öffneten dem armen Pastor noch unsern Eßkorb, den uns Frau von Geldern reichlich gefüllt hatte. Unser Wein war ihm ein Labsal. Es mußte mir dieser ehrliche „Drosselpfarrer" noch viel von den letzten Augenblicken des zur Ruhe Gebrachten erzählen. Trotz aller Herzensbewegung konnte ich mich doch nicht des Lachens enthalten, da er auch den heute Begrabenen einen rechten „Zugvogel" nannte.

Da der Pastor hörte, daß wir auf die Akademie gingen,

wünschte er uns noch tausend Glück und erzählte von seinen akademischen Jahren, von welchen er sich Alles haarklein zu erinnern wußte, — wie das so oft bei alten Leuten geschieht, welche trefflich in die Ferne sehen und schlecht in die Nähe, d. h. von ihrer Jugend Alles ganz genau sich zu besinnen wissen, wenig aber oder gar nichts von dem, was gestern oder ehegestern vorfiel.

Nachdem er noch drei bis vier Gläser Wein getrunken und dabei uns seine Noth geklagt, daß er in dieser einsamen Gegend keinen Adjunctus — sei es auch nur zur Gesellschaft — habe finden können, kam seine schon gereifte, aber immerhin noch zierliche Tochter, um ihn zu einer Amtshandlung abzuholen. Ein Blick auf dieses Mägdelein schien es mir wahrscheinlich zu machen, daß er den Adjunctus auch aus väterlicher Fürsorge wünschte, nur daß sich keiner gefunden zu haben schien, der einen so überwiegenden Drosselgeschmack gehabt, um den hier ihm gebotenen Aussichten andere Vortheile aufzuopfern. Mit einem „vivat academia“ nahm unser Drosselpastor Abschied.

Wir legten uns bald darauf zu Bette, um einige Stunden zu schlafen. In der Nebenstube hörten wir jedoch einen so schrecklichen Streit, den unsere Fuhrleute, die von Mittag bis Abend gezecht hatten, erregten, daß an Schlafen nicht zu denken war. Ich wollte Vermittler sein; aber mein Reisegefährte verbat es dringend. Er meinte, es sei gefährlich, namentlich in einem Lande, wo ein Fuhrmann sich wie einen Major anzusehen wage und ein Pastor ein Drosselfänger sei. — „Was werden auch deine Worte gegen diese Ross' und Mäuler verfangen?“ —

Das Ungewitter nebenbei schien sich auch zu legen, stieg aber dann wieder auf. Ich schlief beim härtesten Schlag vor Ermüdung ein. Kann man doch selbst in einer Gesellschaft, in der Alles überlaut ist, auf einem Stuhle einschlafen und — wie süß!

Mein Genosse versicherte mich des folgenden Tages, daß er nach meinem Einschlafen noch zwei Stunden gewacht hätte — aus Furcht vor den Dingen, die da hätten kommen können.

Allein unser Fuhrmannsmajor und sein Junker waren mit den Wirthsleuten des Hauses an dem frühen Morgen so einig, daß

man die letzteren nur bitten hörte: „Bald — bald wieder vorzusprechen!" — „Siehst du" — sagte ich zu meinem Genossen — „wie schön es sich nach dem gestrigen Gewitter abgekühlt hat!" — „Der Teufel traue den Preußen!" beschloß er, als wir uns in den Wagen setzten und auf Königsberg zufuhren.

Fünfzehntes Kapitel.

Studentenleben.

Endlich in Königsberg! Ein großer weitläufiger Ort. Ich fragte meine Fuhrleute, wo dieser und jener Professor wohne, der mir dem Namen nach bekannt war. „Das weiß Gott am besten," sagten sie.

Im sogenannten „Kneiphof" gehört nämlich die Akademie zu der betreffenden Kirche. Die Kneiphof'sche Kirche ist der Dom und auch die akademische Kirche. Die zur Akademie gehörigen Gebäude sind in einer so vertrauten Nachbarschaft mit dieser Kirche, daß Alles wie Eins aussieht. Dieß ist eine Erklärung für jene Aeußerung des Fuhrmanns.

Wir stiegen für's Erste bei unserem Fuhrmann ab, der uns zwei Zimmer mit der Versicherung einräumte, daß wir sie so lange gebrauchen könnten, bis wir ein gutes Quartier bekommen würden. Er für sein Theil schlüge uns die Magistergasse im Kneiphofe vor, wo die meisten Studenten logiren; und der Name selbst schien ihm sehr angemessen. Es währte nicht drei Stunden, so waren drei Landsleute bei uns, welche die Sorge über sich nahmen, uns ein Quartier „zum Küssen", wie sie's nannten, „anzuangeln". Dieß Wort war damals, so wie das Wort „fidel", Universitätsparole.

Den Morgen um neun Uhr kamen schon unsere fidelen Landsleute, verstärkt mit drei anderen: das Quartier zum Küssen war angeangelt und wir Burschen (um ganz akademisch zu sprechen) zogen vom „Pferdephilister" aus.

„Ist es Hecht oder Barsch" — fragte ich — „was Sie uns angeangelt haben?" — und sie lachten herzlich über eine so unakademische Frage.

Wir gingen unser Quartier besehen, das uns über alle Maßen gefiel. Es hatte bisher ein Kurländer es bewohnt, der gerade heimreisen sollte.

Es ward verabredet, daß die „Landsmannschaft" von dem Abziehenden und den Anziehenden bewirthet werden sollte. „Jeder" — sagten die Aeltesten und Vorsteher — „giebt sein Theil, und zwar der Abziehende allein so viel, als Ihr Anziehenden beide zusammen; — denn er kommt bald nach Canaan." — Damit meinten sie die gesegnete Heimath.

Um indessen diesen Schmaus mit Ehren zu geben, ward beschlossen, daß wir zuvor immatriculirt werden sollten.

Einer der Landsleute begleitete uns zu Sr. Spectabilität, wie man den Decan der Facultäten nennt, zum Examen.

„Kurländer?" — fanden Se. Spectabilität, der Decan der philosophischen Facultät, für gut zu fragen, als wollten hochdieselben zugleich andeuten, daß das Examen darnach eingerichtet werden würde. Man hat dort überhaupt die Gewohnheit, Fremde entweder ganz und gar nicht oder höchstens nur sehr wenig zu examiniren. Es sind ja, wie sich unser ehrlicher Drosselpastor ausgedrückt haben würde, „Zugvögel".

Se. Spectabilität schienen ohnedem überschwänglich lustig; denn, wie wir nach der Zeit erfuhren, waren sie die Nacht vorher Großvater geworden. Der Herr Decan kam uns mit einem Mund voll Latein entgegen und erkundigte sich in dieser Sprache nach unserm Namen, Geburtsort und Alter. Ich antwortete sehr behende und, da das lateinische Gespräch bloß zum Spaß angehoben, von mir aber im Ernste fortgeführt wurde, so wollten Se. Spectabilität es durchaus nicht glauben, daß ich ein Kurländer

wäre. Das Examen, welches der Herr Decan nunmehr mit uns beiden anstellte, war im Grunde nur ein gelehrtes Colloquium, bei welchem er hier und da historische und philosophische Fragen an uns richtete, wobei mein Genosse meist stumm blieb und ich für ihn antworten mußte. Meist aber sprach der Professor-Großvater selbst und entwickelte uns sehr gelehrt die damals in Königsberg gangbare Philosophie.

Nach Beschluß dieser Unterredung schrieb er uns einen Passirzettel, einen Freibrief, mit welchem wir uns bei Sr. Magnificenz zu melden hätten. Während der Ausfüllung dieses gedruckten Zettels wandte er sich zu mir. — „Sie" — fing er an — „werden sich wohl der akademischen Laufbahn widmen?"

„Ich?" — fragte ich etwas einfältig, weil ich ihn nur halb verstand.

„Nun — ich meine nur, der Herr von Geldern wohl nicht?"

„Ich auch nicht" — erwiderte ich rasch.

Darauf machte er mir noch viele Complimente auf Rechnung meiner lieben Landsleute. Die Kurländer schienen seines ganzen Wohlgefallens sich zu erfreuen.

Der eine der Landsleute, der uns zu Sr. Spectabilität begleitet hatte, war auch während des Examens zugegen und die ganze Zeit über in Seelennoth gewesen. Es waren ihm Alles böhmische Wälder, was mich der Herr Decan gefragt hatte, bis auf Casimirus IV., König von Polen, welchen er par renommée kannte. Alles Uebrige war ihm dicke Finsterniß. Er erzählte mir beim Weggehen, daß er gefürchtet hätte, der Professor würde ihn am Ende aus Höflichkeit ein Wörtchen mitfragen.

„Nun — und wenn auch?" — sagte ich.

„Bruder! — Deutsch, Latein und Griechisch — Alles war mir gleich unverständlich."

Wegen der römischen zwölf Tafeln, auf welche Se. Spectabilität angespielt hatten, fragte er mich im Vertrauen, wie der gute Professor auf „zwölf Tafeln" gefallen wäre, da ihm doch nur zwei steinerne Tafeln bekannt wären? — und mußte ich ihm er-

klären, daß Se. Spectabilität nicht von den Tafeln Mosis geredet hätten.

Unser Begleiter begegnete mir seit dieser Prüfung mit einer ganz vorzüglichen Achtung. Beim Schmause sagte er der ganzen Landsmannschaft, was ich für ein Kerl wäre, und daß ich von zwei Tafeln mehr wüßte, als er bis heute gewußt hätte. Man versicherte mich, daß kein Kurländer seit Menschengedenken durch so viel Trübsal des Examens in das akademische Reich eingegangen wäre, und daß besonders Se. Spectabilität sonst gar kein beißiger Hund wären. Junker Gotthard erzählte den Landsleuten, daß während des Examens auch vom Homer viel die Rede gewesen sei. Seinerseits erklärte er die Geschichte des Hundes Argos „für die schönste in der ganzen Odyssee" und wollte von nun ab seinen Satan umtaufen".

Bald hätte ich Se. Magnificenz vergessen, wohin uns Se. Spectabilität sandten. Gott verzeihe mir meine Sünd', ich dachte „von Pilatus zu Herodes".

Se. Magnificenz sahen den weißen Schein, den wir aus den Händen Sr. Spectablilität mit hatten, und wollten uns anfänglich schwören lassen; allein sie besannen sich eines Anderen, eines Besseren, und verwandelten den Eid in einen Handschlag, worauf wir die akademischen Gesetze erhielten und mit großen Siegeln zu den lieben Unsrigen nach Hause kehrten, wo uns die Landsmannschaft mit einem kurischen Liedchen bewillkommte. Jede Strophe ward mit einem „Lihgo", d. h. einem lettischen Jubelrefrain beschlossen.

Unsere Landsleute besahen die großen Siegel und die Schriften als wenn sie ihnen etwas Neues wären, und bliesen den Sand von unsern „Taufscheinen". „Kinder" — hieß es am Ende — „viel zu bedeuten hat so ein Wisch nicht; ihr kriegt darauf nicht einen Dreier geborgt."

Der Abend ward mit Essen und Trinken und Musik zugebracht. Zum Schluß ward dem Abreisenden das Geleite gegeben. Als wir zum Comitat auf die Straße gingen, wunderte ich mich, daß in der ganzen Straße, soweit nur das Gesicht reichte,

so spät noch Licht brannte. Das brachte mich auf die Frage: was diese Erleuchtung und nachbarliche Aufmerksamkeit zu bedeuten hätte? Die Antwort unseres scheidenden Landsmannes war. „Seht da, Kinder! so viel Lichter, so viel Mädels! — Ha! Ihr könnt es nicht glauben, wie die Mädchen unserer Landsmannschaft treu, hold und gewärtig sind. Glaubt mir, die all' zusammen, wo ihr Licht seht, waren mein! Die guten Dinger! — Die Eine da, ein Aug' in Himmelblau getaucht — wenn ich sie zuweilen (denn sie verdient es) ganz allein ansah, o wie zitterte dann süße Verwirrung in ihrem Auge, recht als ob wir zur Trau gehen sollten! — Das ist ein Mädchen, so ich dir gönne (er wandte sich zu mir). Sie spielt eine Laute, Bruder! Des Abends im Sommer, wenn sie am Fenster diesem Instrumente die Zunge löst, brachten mir Zephyrs Alles bis auf die geheimste Bebung zu. Auf Ehre, in jedem Finger hat sie eine Seele! Und wenn alle diese Seelen einen Ton herausbringen — Bruder, da ist die Nachtigall ein Kind!" — „Leb' wohl, Amalia! leb' wohl!" rief er, indem er zum erleuchteten Fenster Kußhändchen hinaufwarf. „Ich laß dir einen braven Jungen zurück, der auch — Bebungen versteht."

„Die Andere da" — sagte unser flotter Bursch' zum Junker Gotthard gewendet — „die in diesem Hause, Bruder, schwarzes Haar, wie Ebenholz! Ein Auge, das immer drei Schritt weiter ging als meines, so stark auch meines zudrang. Bei dieser Schwarzen, die ich dir bestimmt habe, lebt man neu auf! Bei deiner Blonden (er wies auf mich) stirbt man vor Wonne! Diese beiden Auserwählten empfehl' ich euch zu künftigen Gemahlinnen. — Allein auch unter den andern giebt's Dingerchen zum Rasendwerden! Sie waren gleich in den ersten acht Tagen alle mein — ich meine mit den Augen! Und nun hielt da unten ein Kaufmann Hochzeit, der die ganze Gegend und mich mit bat. Ich kam zum erstenmal mit all' diesen angeangelten Mädchen zusammen: jedes Auge forderte Rechenschaft. Da ward ich, wie Cäsar, mit dreiundzwanzig Wunden erstochen. Sah ich Eine an, so waren die Andern wie Tiger auf mich und forderten Antwort über meine Untreue. O, wer da mehr Augen gehabt hätte als

zwei!" „Mich müßte übrigens der Teufel plagen" — setzte der Abschiedsredner nach einer Pause fort — „ein Mädchen in Königsberg zu heirathen, wo Kurländer gerad' über logirt haben! Ihr werdet Wunder sehen und glauben! Wenn es angeht, schränke sich jeder auf zwei Poussaden ein; damit kann man bestehen und bei Ehren bleiben; der Einen das rechte, der Andern das linke Auge!"

Damit schloß der Landsmann seine Abschiedsrede, die mir von A bis Z höchst sonderbar vorkam. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich von seiner Uebergabe und Erbschaft keinen Gebrauch gemacht. Ich habe mich nie in Liebeshändel anderer Leute gemischt; nur das konnte mir nicht verborgen bleiben, daß der Junker Gotthard seine übrige Zeit (er hatte indessen bei seiner großen Jagdleidenschaft nicht viel übrig) den beiden von unserem Vorgänger beschriebenen Mädchen schenkte, mit denen er, wie er zu sagen pflegte, „so ziemlich bekannt wäre". Allein so sehr — wie er sich jagdmäßig ausdrückte — sei er nicht in sie „verschossen," noch auch hätten sie ihn so sehr „getroffen", daß er schon am Boden läge.

Was meinen akademischen Wandel betrifft, so muß ich gestehen: ich kam nicht mit Denksucht, sondern mit Lernsucht in die Hörsäle, nicht verwöhnt, sondern hungrig und durstig. Ich lernte meinen Lehrern den kürzesten Weg zum Ziel ab und war aufmerksam auf die Straße, die zu gehen, und auf die Straße, die zu meiden war. Der ist in meinen Augen der beste Professor, der am gründlichsten seinen Schülern zu sagen weiß, was nicht verlohnt gelernt zu werden, und die Titel von dem, was lernenswerth ist.

Froh denke ich noch heut an diese akademische Zeit und rufe mit dem guten Drosselpastor: vivat academia! Mir fehlte nichts als Mine, der Kirchhof, das Wäldchen und die andern heiligen Orte der Heimath. Indessen ersetzte mir die Einbildungskraft Alles. Ich las Minens Briefe, beschäftigte mich mit den von ihr eingeweihten Sachen und kam mir wie ein Wittwer vor, der seine Frau in seinen von ihr zurückgelassenen Kindern sucht. Seine

schönste Zeit ist, wenn er mit ihnen spielen kann. Meine Spaziergänge waren Kirchhöfe, Wäldchen und überhaupt Orte, die mich an Minen erinnern konnten. Sie sah ich überall. Ich studirte gleichsam an ihrer Hand. Sie beseelte mich mit Muth und war mir sans comparaison das, was jedem Ritter seine Schöne ist.

Mein lieber Geldern blieb keinem Professor einen Dreier schuldig; das ist Alles, was ihm zum Ruhm im Testimonio hätte behauptet werden können, wenn er ein dergleichen Ding nöthig gehabt hätte. Ich studirte in seiner Seele als sein Sachwalter und erzählte ihm des Abends im Zeitungston, was ich den Tag über gehört hatte, worüber er, wenn er jagdmüde war, sanft einschlief. Ich indessen setzte meine Wiederholung fort und hatte dadurch den Vortheil, mit dem gehörten Worte bekannter zu werden. Die Digestion der Wissenschaften wird eben hiedurch unendlich befördert, wenn man erzählt, was man weiß. Man lernt auf diese Art mit der Wissenschaft conversiren und sie auf einen freundschaftlichen Fuß nehmen, der Hörer sei übrigens jagdmüde oder nicht. Was konnte Junker Gotthard dafür, daß es um Königsberg solche schöne Jagdplätze gab! Er hatte sich auch vortreffliche Jagdbücher angelegt und war jetzo so sattelfest in der Jagdterminologie, daß er nicht allein Hochselbst für „Fund" zeitlebens sicher war, sondern er war noch obenein im Stande, Anderen Fund zuzuwenden, die ihre Zeit auf der Akademie nicht so gut wie er angewendet hatten. „Am Ende" — behauptete er — „kommt doch all' Eure weltgepriesene Gelehrsamkeit nur auf Jagdterminologie heraus!"

Unsere Bekanntschaften in „Philisterien" beschränkten sich auf das Haus des Kreisrichters Brinken, bei welchem wir eingemiethet waren. Er hatte eine alte Frau des Geldes wegen geheirathet. Die Ehe war kinderlos; und er brauchte — so schien es — ein paar junge Leute als Hausofficiere zu seinen häufigen Gesellschaften. Ich nahm selten an diesen Zeitverkürzungen Antheil, weil der Hausherr mich durchaus nicht ansprach. Mitunter kam aber ein königlicher Rath, ein Jurist Namens Friedeborn,

dorthin, der an Leib und Seel' mir auffiel und mit dem ich sehr gern verkehrte. Er schien gegen Vierzig und hatte sehr feine Kenntnisse. Er las die Alten und kannte die Neueren. Er legte es nicht dazu an, daß man ihm dieß anhören und ansehen möchte. Allein wo er ging und stand, streute er Funken und ließ doch auch Jünglinge zu Worte kommen. Er verdrängte keinen. Ich fand, wenn er sprach, so viel Eigenes, daß ich tausendmal wünschte, er möchte mehr sprechen. — Er war unverheirathet. Man sagte, er wäre in der Liebe unglücklich gewesen. Mir schien das unbegreiflich. Der Mann war im Stande, Menschen zu lesen. Ja, dieß schien oft sein Hauptgeschäft in der Gesellschaft zu sein. Noch seh' ich ihn vor mir mit seiner offenen Stirn, schwarzem Haar und einem Auge, in welchem man ihn im Kleinen — allein doch ganz sah. Zuweilen gab er kleine Abendgesellschaften, an denen er mich Theil nehmen ließ. Wenn ich je in meinem Leben mit Leib und Seele zugleich gegessen und getrunken, so war es hier. Ich und meine Leser werden dem seltenen Manne noch später zu begegnen Gelegenheit haben.

Bei unserer Landsmannschaft gewann ich allmählich eine entscheidende Stimme. So lang ich den Präsidentenstuhl bekleidete, ist kein Stein von einer kurischen Hand gehoben worden, um ehrlichen Leuten die Fenster zu verwüsten. Mit der Zeit wäre ich vielleicht weiter, bis zum Kopf meiner Landsleute gekommen. Für's erste hatte ich Ursache, mir Glück zu wünschen, daß ich über ihre Hände disponiren konnte. Wenn ein Landsmann kam oder ging, ward ein Mahl gegeben, wozu ich zwar meine Stimme, allein nicht immer meinen Magen gab.

Ein Herr von Eckhowen war, unter vielen andern, König eines solchen Mahls. Er war von seiner Mutter, die Wittwe geworden, aus Frankreich nach Kurland zurück gerufen worden. Seine „Geschäfte" indessen hatten ihn noch ein halbes Jahr in und um Königsberg zurückgehalten, ohne daß wir uns zusammen getroffen. Kein Wunder! Er ging nicht in die Hörsäle und ich ging nicht auf die Jagd. Seine „Geschäfte" waren — wie man sich leicht vorstellen wird — Liebesangelegenheiten. Freilich hatten

die Königsbergischen Schönen Ursache, einem Manne Complimente zu machen, der von Paris kam und sie nicht verschmähte.

Endlich schlug seine Stunde. Ich war, ohne selbst zu wissen wie's zuging, bei diesem Abschiedsmahl zugegen und lernte einen Menschen ohne Kopf und Herz kennen, der auf den preußischen Adel loszog, weil ihm „Niemand, obgleich er angeklopft, aufgethan". Wahrlich, dieß brachte mir eine sehr gute Meinung vom preußischen Adel bei, die ich auch nie aufzugeben Ursache gefunden. Ich brachte die Nacht, da Herr von Eckhowen mit Extrapost abging, wider Gewohnheit schlaflos zu. Selten habe ich einen Menschen gefunden, in dem jeder Zug mir so entgegenarbeitete. Dem Junker Gotthard war er auch unausstehlich.

Herr von Eckhowen kroch und war zugleich stolz, d. h. er war Franzos und Kurländer, und gewiß auch Freund und Feind eines Jeden, der es mit ihm anbinden wollte. Sein Gesicht und Er schienen zweierlei und waren es auch immer. Er fragte uns, ob wir nicht „an unsere Mädchen daheim was zu bestellen hätten?" Da fuhr es mir so durch die Seele, daß ich außer mir war. Geldern sagte, daß er ihn am wenigsten zum Liebespostillon brauchen würde, weil er aus Frankreich käme. „Und Sie?" — fragte Eckhowen, indem er sich zu mir wandte. „Ich habe" — sagte ich — „vor Kurzem Briefe von ihr." Er nahm es als Scherz und ich fand dießmal und habe es oft gefunden, daß selbst bei dergleichen Verlegenheiten die Wahrheit am besten aushilft. Mir ward ordentlich leichter um's Herz, als der Mensch endlich fort reiste.

Ich hatte wirklich Briefe von Minen. Sie erfüllte redlich ihr Versprechen, sie hielt ein Tagebuch, und alle Vierteljahre erhielt ich es auf dem früher verabredeten Wege. Das erste Päckchen kam nach Monatsfrist. Ich fühlte jeden Händedruck, jeden Kuß in ihren Briefen, so warm, so sonnenwarm, obgleich er seine fünfzig Meilen gereiset war. In Wahrheit, hätte ich Minchen nicht gehabt, ich hätte nicht die Hälfte von dem auf der Universität gethan, was ich jetzt that; ja gewiß, ich hätte nicht die Hälfte vor mich gebracht.

Sechszehntes Kapitel.

Anfechtungen.

Da bin ich an einer schweren Stelle meines Lebens, wo ich in Rückerinnerung an das Erlebte noch zittre und bebe. Es war ein bitterer, bitterer Kelch. Mine hatte mir von Allem Nachricht gegeben, aber erst nachdem es geschehen. Und ihr Vater war der Dämon, der Helfershelfer gewesen in dieser schauerlichen Geschichte. Ich will ihm nicht fluchen, dem Vater meiner Mine; denn diese Holdselige verbietet es mir.

Einst hatte sie mir geschrieben, sie wolle mich nicht mit diesem Vater beschweren. O Mine, warum aber wardst du mit ihm beschwert? Warum? — du Dulderin, Märtyrerin — mit diesem Peiniger, mit diesem Tyrannen, mit diesem — —

Ich will abbrechen; sonst würde ich ihr heiliges Gebot übertreten und ihm doch — fluchen. Am meisten hat mich in diesen furchtbar schweren Tagen der Gedanke erfrischt, daß es Tugenden gäbe, die nicht so offenbar würden, wenn nicht böse Menschen in der Welt wären. Wahrlich, die größten Tugenden werden durch solche Zeiten der Anfechtung an's Licht gebracht. Durch Schatten wird das Bild erhöht. Doch nun — zur Sache!

Von dem ersten Tage an, da meine Leser den „alten Herrn" kennen lernten, fanden sie einen Mann — kaum darf ich hier das Wort Mann brauchen — einen Menschen, den meine Mutter in richtigem Instinkt eine „geschwächte, eine zu Fall gekommene Person" nannte. Obgleich er beim Adel als Witzdiener seinen Abschied erhalten, so sprudelte doch sein schwarzes Blut, sobald es Gelegenheit gab, in der satyrischen Ader auf. Und seine ganze Geberde verstellete sich, wenn diese Ader auflief.

Hermann hatte einige Zeit nach dem Tode der Mutter meiner Mine noch Lust, sich wieder zu verheirathen.

In Rücksicht der Jahre — er zählte damals bereits vierund-

fünfzig — hätte freilich Hermann eher an den Sarg als an ein Braut- oder — wie man es gewöhnlich in Kurland nennt — an ein Himmelbette denken können; wenigstens hätte Hermann, der ein Weib wie Minens Mutter gehabt, eine andere, der Seligen und ihm anständigere Wahl treffen sollen. Ich will, um aller Parteilichkeit auszuweichen, an seine Tochter nicht denken, obgleich auch Töchter, wenn sie wie Mine sind, hiebei einen Blick verdienen.

Seine Schöne war nämlich eine Person, die sich in der Nachbarschaft, Gott weiß wie, ein kleines Vermögen erworben hatte. Der Unterricht der Kinder ward dem Hermann in der Länge zu beschwerlich. Ich will mir, dachte Hermann, auf meinen Lebensabend einen ruhigen, guten Tag machen; eigentlich wollte er sich diesen ruhigen, guten Tag für baar Geld kaufen, ohne zu bedenken, daß Ruhe nicht feil sei.

Magdalene — so hieß die betreffende Schöne — war nicht abgeneigt, mit diesem Manne zu ziehen. Sie hatte nicht ermangelt, weit und breit herumzublicken und ihr Augennetz auszuwerfen, allein sie hatte nichts gefangen; um die Sache deutlicher zu machen: sie hatte kaum mehr die Hoffnung, daß sich ein Anderer mit ihr in diesem Leben einspannen würde. Magdalene weinte herzlich, so oft sie an den seligen gnädigen Herrn von Eckhowen dachte, dessen gnädige, zurückgebliebene Wittwe — die Frau von Eckhowen auf Alt-Niendorf — nicht so herzlich über diesen Verlust weinte.

Es hatte der verstorbene Gemahl der Frau von Eckhowen in seinem letzten Willen die feierliche Verfügung gemacht, daß seine Gemahlin und Mamsell Dene (so ward Magdalene im ganzen Hause und überall genannt) sich nicht von einander trennen, sondern beisammen bleiben sollten, bis sie der Tod schiede. Das war ein Anlaß zu Anmerkungen, welche die ganze Gegend machte, sobald das Testament eröffnet war. Die Frau Wittwe, die vor der Eröffnung des Testaments den Plan gemacht hatte, die Magdalene in allen Gnaden zu verabschieden, war jetzo, wie sie sich ausdrückte, gezwungen „diese Klette am Kleide zu leiden“. Sie sah es also

im Herzen sehr gern, daß Herr Hermann Denen die Aufwartung machte und um sie freite. Sie hoffte dieselbe so am besten los zu werden.

Dene sah wohl, wie überflüssig sie der Wittwe war; aber sie dachte: geh ich freiwillig fort, so wird die gnädige Frau mir nichts an Entschädigung zahlen. Zögere ich und laß mich von ihr drängen, kann ich die Bedingungen vorschrieben. Wenn sie also nach ihrer Verbindung mit dem Herrn Hermann gefragt ward, war ihre Antwort: „Sie belieben zu scherzen," oder: „mir fehlt ohne den Herrn Hermann nichts auf der Welt." — Roth zu werden hatte sie entweder schon längst verlernt, oder hatte es nie gekonnt. Es blieb also ihre Verbindung mit dem Herrn Hermann problematisch. Die Nachbarschaft pflegte die gnädige Frau und Denen Sara und Hagar zu nennen. Sowohl Sara als Hagar ärgerten sich über diese Beinamen, ohne gegen einander sich dieses Aergerniß merken zu lassen.

Magdalene hatte, seit ihrer vieljährigen Praxis, alle Kniffe auf einem Schnürchen, wodurch unser in Liebesangelegenheiten abergläubisches Geschlecht gefesselt gehalten werden kann. Sie hatte den „alten Herrn" erst äußerst verliebt gemacht und war ihm in Allem — wenigstens ein Viertelmeilchen (ich rede von deutschen Meilen) — entgegengekommen. Auf einmal eine andere Dekoration! „Wer A sagt, muß auch B sagen" — war bei Magdalene keine Regel, und alle ausgelernten Coquetten denken so. Dazu kam, daß es auch dem alten Amtmann auf dem Gute Niendorf einfiel, um Denen, ehe ihr „Trauerjahr" noch um war, förmlich in einem Briefe anzuhalten. Und diesen Brief zeigte sie Herrn Hermann, um ihn völlig auf's Haupt zu schlagen.

Hermann litt zusehends, denn er war in das Geld der Dene sterblich verliebt. Da fachte nun die gnädige Wittwe den glimmenden Docht der Hoffnung in dem Herzen des alten Herrn wieder an. Zu nicht geringer Freude des alten Herrn suchte die gnädige Frau Wittwe, um das Heirathsgeschäft energischer zu betreiben, mit Denen gemeinsam einen Besuch beim Herrn Hermann zu veranstalten. Im Herzen konnte der Hagar nichts willkomme-

ner als dieser Vorschlag sein; denn sie wollte gar zu gern ihr künftiges „Bleibchen" kennen lernen, und auch ihre zukünftige „Stieftochter" sehen, von der so viel Gutes gesagt ward. Uebermorgen also! — Der alte Herr beurlaubte sich sogleich und reiste mit Freuden und — mit Kummer zu seiner Wohnung. Denn er dachte an die Schwierigkeit einer standesgemäßen Aufnahme.

Mine, das arme von einem Briefe an mich verscheuchte Mädchen, kam dem Vater entgegen und erfuhr die große Neuigkeit von dem Heil, das diesem Hause widerfahren sollte. Der Stolz machte ihren Vater verdrießlich; denn er war nicht nach Herzenslust in seinem Hause eingerichtet. Ueberall blickte Dürftigkeit hervor. Die arme Mine, welche viel zu edel war, um ein einziges Wort von ihren häuslichen Angelegenheiten auch nur gegen mich fallen zu lassen, die sich in Alles schicken konnte und selbst ihren Bruder Benjamin, obgleich er das Schneiderhandwerk lernte, zu dieser Denkungsart hinaufgestimmt, so daß er um Alles in der Welt willen nichts von meinem Gelde angenommen hätte; — dieß arme Mädchen sollte — wie der grausame Vater verlangte — zu meinen Eltern gehen und — borgen, damit die hohen Gäste, wie Hermann sie nannte, übermorgen, wie es sich eigne und gebühre, aufgenommen werden könnten.

„Verzeihung, Vater, das kann ich nicht!" sagte Mine sehr gefaßt. Hermann stampfte, wüthete und tobte, bis ihm Mine endlich einen Plan vorlegte, der, ohne daß geborgt werden dürfte, zu bestreiten wäre. Mine hatte nämlich durch ihrer Hände Arbeit sich schon seit der Zeit, daß ihr Vater Denens wegen die Schulanstalten aufgehoben, beinahe allein erhalten. Jetzt brachte sie von diesem ihrem kümmerlich ernähten Verdienst von freien Stücken etwas dar zu jener „Aufnahme", ohne sich ein Verdienst darüber zuzueignen. Das gute Kind! — In seiner Freude über dieses Auskunftsmittel fühlte er sich bewogen, Minen seine Heirathsgedanken zu entdecken. Das gute Mädchen hörte keine Neuigkeit; sie schwieg aber, da die Sache ihrer Meinung nach schon zu weit gekommen war, als daß sie etwas dabei hätte ändern können.

Der feierliche Tag erschien, den Sara und Hagar zum Besuch bestimmt hatten. Der alte Herr konnte diesen Mittag nicht essen, nicht trinken; er blies selbst den Staub ab, wo er noch Staub in dem Zimmer entdeckte, und vergaß so sehr, daß er Literatus war, daß er Holz gespalten haben würde, wenn es auf diesen Umstand bei Minens Plan angekommen wäre. Er trug nicht tagtäglich Manschetten, allein er legte sie, wie die Pastoren den Kragen, in die große Bibel, um die Manschetten in Züchten und Ehren zu erhalten. Dießmal nahm er ein ganz neues Paar; allein dem unerachtet mußte Mine sie ihm noch aufbügeln, und, da sie's ihm nicht zu Dank machte, vollendete er dieses Werk selbst.

Es schlug die Stunde, da er seine Gäste erwartete und da man nach Ortsumständen sie mit Grund erwarten konnte; allein vergebens! — Hermann, obschon er einen Boten ausgesandt hatte, um ja den hohen Gästen weit genug entgegenkommen zu können, konnte sich nicht entbrechen, auf die Zinne des Tempels zu steigen. Er zitterte an Händen und Füßen und über Leib und Leben, wenn er was rauschen hörte. „Da sind sie!" schrie er und lief und kam wieder und lief noch einmal und kam noch einmal wieder. Vergeblich! Es war nur der Bote.

Endlich kamen sie. Mine war höflich, ohne sich wegzuwerfen. Der alte Herr konnte nicht aufhören, mit Geberden ihr zu verstehen zu geben, daß sie zu wenig, viel zu wenig thäte. Er, das wissen ja meine Leser, war ein Regenwurm.

Die gnädige „Sara" hatte so viel mitgebracht, daß Minchen's wohlgemeinter Plan völlig vereitelt ward. Die hohen Gäste hätten, dünkt mich, wenn es auch nur der guten, wohlmeinenden Hand Minchen's wegen gewesen wäre, sich zu demjenigen bequemen können, was dieses gute arme Mädchen des Hausfriedens halber zum Theil von ihrem Nähgelde angerichtet hatte; allein „Sara" und „Hagar" waren viel zu stolz, um sich so tief herabzulassen. Es war ein unbeschreiblicher Stolz, womit diese Antiken, Sara und Hagar, über Minen herfuhren. Daß sie nichts von den natürlichen, wohlgemeinten Speisen nahmen, die Mine

bereitet hatte, würde den beiden Damen noch zu verzeihen gewesen sein; allein es war unverzeihlich, daß sie sich über diese Gottesgaben herüberbogen und die Nase rümpften. Sie maßen Minen hundertmal mit ihren Augen, und hier und da hielt sich der Blick auf, als ob er ein Plätzchen gefunden hätte, das werth wäre ein wenig anzuhalten. Dieß Alles war Minen unerträglich.

Die Wittwe Sara that einige Fragen an sie. Womit sie sich die Zeit vertreibe? Ob sie einen Liebhaber hätte? Ob sie auch die Küche verstünde? „Anzusehen" — setzte sie hinzu — „ist es nicht. Ihre Hände sind so küchenrein als einer Dame von Stande. Nicht wahr, liebe Dene?" — Dene enthielt sich aller Fragen; allein man konnte es deutlich bemerken, daß sie sich solche in bester Form Rechtens vorbehielt. Ihre Stunde hatte noch nicht geschlagen.

Das abgebohnte Clavier brachte die hohen Gäste auf die Musik und die gnädige Sara auf die Frage: ob Minchen musikalisch wäre? Mine beantwortete diese Frage mit der ihr eigenen Bescheidenheit. Obgleich die hohen Gäste keinen Beweis, in wie weit sie musikalisch sei, begehrten, so bestand doch der alte Herr darauf, Mine sollte singen und spielen. Da er es seinen hohen Gästen so nahe legte, bestanden sie auch darauf. Mine sang und spielte, weil sie singen und spielen mußte. Wenn diese Damen Gefühl gehabt, hätten sie wohl den Vogel im Bauer gehört. Indessen hatten die hohen Gäste weder so feine Ohren, noch so feine Herzen.

Dene hatte ein paar Strahlen der Hoffnung auf den alten Herrn fallen lassen, die ihn entzückten.

„Uebermorgen erwarte ich meinen Sohn Casimir" — sagte die Frau von Eckhowen zum Herman; „Sie werden doch so gut sein und zu uns kommen?" wandte sie sich fragend an Hermann. Minen fuhr es in alle Glieder. Ihr war es, als ob die gnädige Frau hinzusetzen würde: „und bringen Sie Ihre Tochter mit." Sie kannte jenen „Sohn" schon vom Hörensagen. Ihre Befürchtung war aber vergebens. Der Stolz ließ jene Bitte nicht zu.

Noch ein paar Blicke von oben bis unten und dann wieder von unten bis oben, ohne daß der Blick Minen die Ehre that, irgendwo zu weilen und nun: „Gott bewahre Sie, mein Kind!" — Ein gewöhnliches Compliment — und sie machten sich wieder auf den Weg.

Der alte Herr war in Seelenangst, auf welche Art, ohne sich zu viel herauszunehmen, er die gnädige Wittwe in den Wagen bringen sollte. Endlich legte er Hand an's Werk. Mit Denen ward er geschwinder fertig. Sie hatte ihm neuen Muth und Leben eingeflößt. Er wollte durchaus zu Pferd den hohen Gästen vorreiten, allein sie verbaten es „der üblen Nachrede wegen", und also begnügte er sich, sie wieder bis auf die Stelle zu begleiten, wo er sie entgegengenommen.

Froh kam er wieder zu Minen; allein dieß konnte die Strafpredigt nicht abwenden, die er ihr hielt, viel zu wenig, viel zu wenig sich gebückt, gesungen, gespielt und — gegessen zu haben.

„Und wie gefällt dir (diese Frage kam außer allem Zusammenhang), wie gefällt dir Dene?"

„Wie sie mir gefällt?" — — Mine stockte.

„Ja, wie sie dir gefällt?" wiederholte der Vater.

„Da sie meine Mutter werden soll" — „Das ist sie schon!" — unterbrach er Minen, wegen der paar Strahlen von Hoffnung, welche Dene auf ihn geworfen hatte! — „so ist es Pflicht," stotterte das arme Kind; — „diese Antwort erwartete ich von Minen!" beschloß er.

„Es ist schwer" — schreibt mir Mine — „sehr schwer, wenn man eine so gute Mutter gehabt, einer Dene als Mutter zu huldigen; und wäre das vierte Gebot nicht" — — —

Der alte Herr verfehlte nicht, der Einladung der gnädigen Frau gemäß sich zu rechter Tageszeit auf dem Gute Niendorf einzufinden; und wer hätte das gedacht? Der Herr Sohn war bereits da. Es war kein anderer als der uns schon bekannte französirte Kurländer, welcher kriechend und stolz war, je nachdem es die Umstände gaben; — der Affe mit den Halbstiefeln! Der

alte Herr, als er ihn mit tiefem Bückling begrüßte, machte tausend Entschuldigungen, daß er ihm nicht bei seiner Heimkehr entgegengefahren.

„Der Teufel, Herr! wo haben Sie wissen können, daß ich kommen würde?"

„Die gnädige Frau Mama!" —

„Wir waren beim Herrn Hermann, ich und Dene" — fing die gnädige Mama an. „Dank, Herr Hermann, für alle erzeigte Höflichkeiten! Für den schönen Sang Ihrer Tochter! Das ist wahr, Herr Hermann, Sie können sich etwas auf solch eine Tochter einbilden. Ist es — Ihre rechte Tochter? Ein hübsches Mädchen! Nur scheint sie mir die Finger nicht in kaltes, nicht in warmes Wasser zu stecken. Ihre Hand faßt sich wie Atlas an."

Da war unser Ankömmling wie ein Geier auf die Taube: „Ah! — ich liebe schöne Hände, gnädige Mama, die nicht kalt und warm vertragen, die sich wie Atlas anfassen lassen. Wann sind Sie zu Hause, Herr Hermann?"

„Wann Ew. Hochwohlgeboren befehlen!"

„Ich will doch meiner Mutter nicht die Ehre allein lassen, Sie besucht zu haben; denn in Wahrheit, es kann kein Mensch ein größerer Liebhaber von einer schönen Hand oder von der Musik sein, das ist beinahe einerlei, als ich."

Die Frau von Eckhowen machte ihrem Sohne Vorwürfe, daß er sie so lange auf sich hatte warten lassen. „Dein Brief, lieber Casimir, aus Königsberg" —

„Schönste Mutter" — Frau von Eckhowen hörte dieß gern — „ich fand in Königsberg noch — dieß und das; und Sie wissen wohl, wenn man dieß und das findet, so kann man so geschwind nicht." — Wir wissen jenes, „dieß und das", wobei Herr von Eckhowen um und in Königsberg, vor seiner Rückkunft nach Kurland, noch zum „Ritter" zu werden den Beruf fühlte.

„Deine Mutter aber hättest du über dein dieß und das nicht vergessen sollen!"

„Vergessen? Schönste Mama, vergessen? — Noch unterwegs

traf ich ein hübsches, liebes Kind; und sagen Sie selbst, wie kann man eine schöne Gegend sehen und nicht wenigstens darin athmen — und sich freuen, daß man athmen kann?" — Die gnädige Wittwe holte sehr tief Athmen und ward durch diese und dergleichen Unterredungen, die alle ergaben, daß ihr Sohn ein großer Verehrer von schönen Gegenden war, zur eigentlichen Materie gebracht.

„Du weißt, mein Kind" — fing sie an — „was dein seliger Vater wegen des Fräuleins von Sommerfelden noch bei seinen Lebtagen berichtigt. Du weißt, daß dein Herz und deine Hand vergeben sind. Und wenn du diese Gegend, die dir bald eigenthümlich zugehören soll, mehr in Erwägung gezogen, ich wette, du hättest deine Mutter nicht so lange warten lassen. Im Testament gedenkt er dieser deiner Verlobten, welche dich mehr liebt, als du dir vorstellen kannst. Sein letzter Wille setzt fest" — hier nahm sie ihren Sohn bei Seite, um sich mit ihm dieses Testaments wegen zur vertraulichen Unterredung einzuschließen.

Hermann hatte also Gelegenheit, mit seiner Dene eine gleich vertrauliche Unterredung anzustellen, bei der es beinahe bis zum B gekommen wäre. Es war dieses im eigentlichen Sinn für Hermann ein Schäferstündchen; denn er liebte, er liebte brennend — nicht Denen, sondern das liebe Ihrige; und davon sollte in dem gegenwärtigen Stündchen gehandelt werden.

„Sehen Sie nur, Herr Hermann" — fing Dene nach einer Weile an — „es ist bei alle dem eine eigene Sache mit dem Testament des verstorbenen Herrn von Eckhowen; ich bin mit der gnädigen Frau gleichsam wie getraut, wir können es nicht ändern; der Tod nur kann uns scheiden!"

„Das, dächt' ich" — sagte Hermann — „hätte doch nicht viel zu sagen. Im Gegentheil. Die Frau von Eckhowen giebt Ihnen noch hoffentlich ein Jährliches, so lange Sie leben, auf den Weg — damit Sie nur schweigen! Denn — im Herzen glaube ich, sieht sie es nicht ungern, daß" —

„Aber das Testament, lieber Hermann" — unterbrach ihn Dene. „Und wenn die Frau von Eckhowen diese Pension nur

auf meine Lebenszeit beschränkt, so würden meine künftigen Erben" — Hierbei hätte dem Hermann angst und bange werden können; indessen deutete er diese Erben, wie es auch wohl gemeint zu sein den Anschein hatte, auf sich, falls er sie nämlich überleben würde. „O meine Englische, o Gütigste!" — rief er entzückt — „Sie denken auch bis nach Ihrem Tode." Er weinte; denn das ward ihm nicht schwer. Ein Mensch wie er hätte beim Worte Tod heulen und zähnklappen sollen; allein es waren diese Thränen wie Alles an ihm war. Seine Empfindungen waren Kunst. Sie ergossen sich nie, sie wurden nur durch's Druckwerk getrieben. Er hatte beides, Lachen und Weinen in einem Behältniß.

„O, den werd' ich, den werd' ich nicht überleben!" — schluchzte er.

Dene, welcher unfehlbar der „selige gnädige Herr" beim Ueberleben einfiel, fing auch bitterlich zu weinen an. Hermann deutete dieses auf sich und umfaßte ihre Knie. — Da hörten diese Turteltauben die zurückkommende Frau von Eckhowen und ihren Sohn, das Testament in der Hand. Jedes, Dene und Hermann, gingen an ein anderes Fenster.

Herr von Eckhowen wandte sich, da er zurückkam, das Testament noch in der Hand, lachend zu Denen. „Da find' ich, liebe Dene" — fing er an — „eine närrische Clausel in Betreff Ihrer. Sie haben mir nie was Böses gethan, liebe Dene; und noch bei meines Vaters Leben, wo Sie im Hause was galten, habe ich alles Liebe und Gute, es versteht sich in allen Ehren, von Ihnen genossen; allein so weit geht die Erkenntlichkeit nicht, und so nah sind wir, mit Ihrer Erlaubniß, nicht verwandt, daß meine Mutter eine Person im Hause ertragen sollte, die ihretwegen gar nicht hätte in's Haus kommen sollen. Sie verstehen mich doch, Dene?" — sagte er scharf.

„O ja!" — sagte Dene und konnte vor Schreck nicht weiter.

„Sie haben also Ihren Abschied" — beschloß der junge Eckhowen.

„Und wegen meiner treu geleisteten Dienste?" — fragte Dene mit bebender Stimme.

Frau von Eckhowen sah ihren Sohn an, als ob sie sagen wollte: „Hab' ich es nicht gedacht?"

„Das wird sich finden!" — sagte der Sohn mit Betonung.

Frau von Eckhowen, die herzlich froh war, daß sie Dene so auf gute Manier los werden sollte, fiel ihrem Sohne in's Wort: „Dene soll nicht drunter leiden! Wir werden darüber schon eins werden!"

Dene küßte der Frau die Hand und dem jungen Herrn desgleichen; und so schien Herr von Eckhowen ein trefflicher Testamentsvollstrecker. —

Hermann erzählte diese Geschichte, da er heim kam, sofort seiner Tochter Minen. Denn er war außer sich vor Entzücken. Kein Stein des Anstoßes erschien mehr auf dem Wege zu Denens Herzen. Nur ein großes Aber blieb ihm im Herzen stecken, weil es noch nicht berichtigt war, was und wie viel Dene zum Abtrag haben sollte. Minen ergriff eine große Angst. Sie hatte beständig Ahnungen. — „In dem Augenblick" — schreibt sie mir — „da mein Vater den Namen Eckhowen aussprach, ja, noch eh' er ihn aussprach, wußt' ich, daß dieser Herr zu uns kommen würde; nur wie er war, wußt' ich damals noch nicht halb, nicht ein Viertel!" —

Den achten Tag — so lange hatte sich Hermann wegen kleiner podagraischer Anfälle, die ihm sehr ungelegen kamen, zu Hause gehalten — langte Herr von Eckhowen, wie er schwor, — „der Musik wegen" — an, und nebenher zu sehen, „wie der Herr Hermann sich befände". Mine erschrak in ihrem Zimmer, da sie Herrn von Eckhowen sah. Er aber, nachdem sie im Hauptzimmer erschienen und ihn kalt begrüßt hatte, betrachtete sie sofort durch's Glas und fand sie „allerliebst"! — und das sagte er ihr so ohne Rückhalt, als ob sie zum Kauf stände, wo jedem Vorbeigehenden frei stehet, ohne Umstände „allerliebst" zu sagen.

Es blieb bei diesem „Allerliebst" nicht. Sie war im Negligé; und da fand er das Band am Busen so sehr der Jahreszeit angemessen — „daß man es nicht besser in Paris hätte wählen

können." Er steckte seinen Augenkneifer ein und schien es dazu anzulegen, Minen mit seinen leiblichen Augen zu erreichen. Er war fertig, sie in näheren Augenschein zu nehmen. Da nahm Mine ihre ganze Gewalt im Auge zusammen, um ihn zur Erde zu sehen. Er fühlte diesen Blick, obgleich er ein ganzes rundes Jahr in Paris gewesen war.

Mine hatte nichts mehr nöthig, als diesen Zwitter von Franzos und Kurländer zu sehen, um ihn unausstehlich zu finden. Ein Geck dieser Art kann nicht schwer zu entfernen sein, dachte sie, und in Wahrheit, sie dachte sehr richtig; denn mich dünkt, nichts ist einem jeden gutdenkenden Mädchen leichter, als einen Stutzer, der ein Jahr in Paris gewesen, auf seine Grenze zu bringen.

Es ist mir unbekannt, ob meine Leser schon einen kurischen Franzosen oder französirte Kurländer gesehen haben. Werth zu sehen ist er! Franzos und Kurländer reimen sich, wie Chapeaubas-Hütchen und Stallmeisterstiefel, wie Sonnenschirm und Jagdtasche.

Herr von Eckhowen war außer sich, steckte das Augenglas an seinen Ort und kam wieder auf das „der Jahreszeit so angemessene Band am Busen, das man in Paris nicht besser hätte wählen können" und wollte schließlich einen Kuß — „zum Abschied". — Mine warf ihn wieder mit einem Blick zu Gottes Erdboden — den Elenden! der nicht werth war, daß ihn die Sonne beschien. Selbst der alte Hermann schien die Freiheiten, die sich Herr von Eckhowen herausgenommen, zu mißbilligen, aber natürlich erst, als er weit weg war.

Schon den folgenden Tag ward Hermann zur Frau von Eckhowen nach Riendorf gebeten; allein er konnte von diesem Ruf erst den dritten Tag Gebrauch machen. Hermann war noch nie so bitterbös auf's Podagra gewesen als dießmal.

Eckhofen hätte beinahe, wie er sich selbst ausdrückte, den Verstand über Minen verloren! Dazu, glaube ich zwar, würde wenig erforderlich gewesen sein, weil er gewiß keine große Summe zu verlieren hatte; indessen sah man aus Allem, daß, so bereist er gleich war, er selten eine „so schöne Gegend" als Min-

chen gefunden, obgleich er ein ganzes rundes Jahr in Paris gewesen.

Da er aus dem Blick ihres Auges gesehen, daß Minchen kein bonum vacans, kein erbloses lediges Gut, wobei der Dieb galgenfrei stehlen kann, sondern zu tugendhaft wäre, um sein „Allerallerliebst" zu beherzigen, so fand er nöthig, einen andern Weg einzuschlagen und „diese Festung — nach seinem Ausdruck — „die nicht im Sturm überging, durch List einzunehmen."

Als Hermann wieder nach Niendorf gekommen war, rief der Junker Dene hinzu und sagte in beider Gegenwart zu seiner Mutter: „Nachdem ich das Testament genau erwogen, finde ich Ihre Trennung von Denen so leicht nicht, gnädige Mutter, als zuvor." —

„Das dachte ich wohl" — erwiderte Frau von Eckhowen in ihrer Unschuld. „Ein Testament ist und bleibt ein Testament." — „Es ist der Wille eines Vaters! eines Gemahls! der letzte Wille" — bestätigte der Sohn — „und ich glaube nicht, daß Sie sich von Denen so leicht zu scheiden im Stande sind."

Die Mutter würde mehr gesagt haben, wenn nicht der Herr Sohn dieses Drama in Gegenwart Denens und Hermanns aufgeführt. Sie schrieb diesen Umstand auf die Rechnung seines Leichtsinns, allein er gehörte auf ein unwürdigeres Blatt, auf die Rechnung einer niedrigen List. Es war dieses Drama nur die Ausdünstung eines bösen Herzens. Die Mutter blinzte bald mit dem rechten, bald mit dem linken Auge, allein der Sohn ließ den Vorhang nicht fallen, das Stück hatte seine fünf Aufzüge. Er machte dem Hermann, auf den es bei dieser List angelegt war, so bange, daß derselbe stehenden Fußes Minen verrathen und verkauft hätte, wenn er damit dem Testament eine günstigere Wendung hätte geben können. Dieß war das Ziel, nach welchem Eckhowen's Rede gerichtet war.

Je mehr seine Mutter bei dieser Sache kurz abzubrechen die Lust verspürte, desto weitschweifiger ward er. Die Mutter nahm ihn endlich bei der Hand; — er küßte die Hand und fuhr in seinen Reden fort. — „Wollen wir nicht lieber allein?" sagte sie.

— „Warum, schönste Mutter?“ antwortete er; „es sind ja unsere Freunde.“

Nach einem sehr ausstudirten Vortrage aller der Schwierigkeiten, warum Dene nicht das mütterliche Haus verlassen könnte, suchte er mit Fleiß eine Gelegenheit den Hermann allein zu sprechen, um ihn vollends in sein Netz zu ziehen. Er brachte den Hermann so weit, daß er zu Allem Ja zu sagen warm war; nur Dene mußte von diesem Ja abhängen. „Was meinen Sie“ — sagte Herr von Eckhowen mit größter Unschuld — „würde Ihre Tochter wohl Denens Platz bei meiner Mutter — als Gesellschafterin und in der Wirtschaft — vertreten?“ — Kurz, Mine sollte Dene werden — ein Engel ein Teufel! Hermann nahm nicht nur den Apfel vom verbotenen Baum und aß, sondern riß noch einen ganzen Ast mit. Er dankte in tiefster Unterthänigkeit für die „gnädige Versorgung“, und es ward auf Treu' und Glauben verabredet und abgeschlossen, daß Mine die erledigte Stelle der Dene einnehmen sollte.

Herr von Eckhowen brachte den Hermann krumm und gebückt zu seiner Mutter. Er trug die Sache öffentlich vor, das heißt in Gegenwart seiner Mutter und Denens, die nun wohl einsahen, warum? Sie lächelten beide; allein sie fanden die Sache an sich sehr wohl überdacht. Die Mutter hatte nur noch die eine Bedenklichkeit, daß, ehe Mine Dene würde, ihr Sohn sich mit dem Fräulein von Sommerfelden verheirathen sollte. Sie behauptete dergleichen Dinge zu verstehen. Und endlich, nach vielen Zweifeln und Auflösungen, blieb es dabei, daß er sich, ehe Mine zur Mutter zöge, wenigstens öffentlich verlobt haben müßte. Für's Erste sollte Hermann, dem unter dieser Bedingung sein Ja gegeben ward, Minens Ja abholen. Allein dieser Plan ward abgeändert. Herr von Eckhowen entschloß sich selbst in hoher Person Minens Ja abzuholen. „Wenn gleich Minchen“ — behauptete er — „nicht eher nach Niendorf herziehen soll, als bis ich verlobt bin, so kann ich doch mit ihr den Contract vollziehen und ihn, um eine feste Bindung zu haben, verkitten.“ Hermann war einverstanden und die Uebrigen auch. „Der Feldzugsplan ist gut und kann nicht

fehlschlagen!" dachte Herr von Eckhowen und freute sich auf das süße Vergnügen, Minen „Ja" sagen zu hören. Wer hört nicht gern Mädchen-Ja's! —

Den andern Tag hielt der Junker vor Hermanns Thür. Er machte jetzt einen ganz andern Auftritt als im ersten Akt. Der Knoten war geschürzt. Wer den Vogel im Käfig hat bedarf keines Vogelleims. Ohne ihr Band am Busen der Jahreszeit angemessen zu finden, ohne die Exclamation „allerliebst!" — trug er Minen, die auf diesen Antrag nicht im mindesten vorbereitet war, das bewußte Brodstellchen ganz harmlos an. Vielleicht würde ein weniger kluges Mädchen als Mine drei Schritte zurücktreten und Bedenkzeit nachgesucht oder wohl gar „Ja" gesagt haben. Mine sagte „Nein"! — ein so offenes Nein, ein so kurzes und gutes Nein, daß Herr von Eckhowen nicht weiter das Herz hatte, auf ein „Ja" bei diesem „hartschäligen" Mädchen (wie er es zu nennen pflegte) zu bestehen. Hermann war bei dieser Anwerbung nicht gegenwärtig. Herr von Eckhowen, der von Minen „Ja" hören wollte, fand sie auch schön beim „Nein".

„Ich beklage" — sagte er, ihre Hand ergreifend — „ich beklage meine Mutter, meine liebe, meine schöne Mutter, die schönste, die ich kenne. Wissen Sie, Mine" — fügte er fast flüsternd hinzu — „es fährt mir durch Mark und Bein, wenn mein Finger noch so leise den Ihrigen tippt. — Eine aller-, aller-, allerliebste Mutter!" — fuhr er dann lauter fort. „O!" — setzte er wieder leise hinzu — „der Saum Ihres Kleides macht mich schon glücklich!" Sein Auge redete weiter. Es war so unverschämt, so ungezogen als möglich! Viele Leute glauben zwar, daß man mit dem Auge nicht ungezogen sein könnte. O, die Pariser! Mine, empört über seine Unverschämtheit, kehrte ihm sofort den Rücken und verließ stumm das Zimmer.

Herr von Eckhowen reiste wuthschnaubend unverrichteter Sache ab. Hermann reiste mit und kam, sobald Herr von Eckhowen zu seiner „Braut" abging, wieder heim. Da that er Minen eine Frage, die ihr durch die Seele ging, „Wie gefällt dir denn der Herr von Eckhowen?" — fing er an. Allein Mine besaß keine

Fassung auf diese außer dem Gebiete des vierten Gebots liegende Frage zu antworten. Sie vergaß hierbei den Vater im Kuppler und sprach so gewaltiglich, so zudringlich, daß sie den Hermann aus aller Fassung setzte.

„Solch einen Antrag" — fing Mine an und ihre Zunge ward feurig — „solch einen unverschämten Antrag mir! War ich denn auch nicht einmal eines gefirnißten, eines verkleideten werth? Mußte mir denn dieser Entwurf ganz wie er war und nicht einmal zerkrümelt dargelegt werden? Mir! — Zwar wäre mir die Bosheit auch in ihrer Larve nicht entgangen: ich hätte das Gift auch im Wein erkannt, und, wenn ich zu schwach gewesen, wahrlich! Gottes Engel hätten mir den Vorhang aufgezogen, wenn er noch so künstlich wäre gewebt worden! Aber diese Dummdreistigkeit im Laster! — o Gott! o Gott!" — Sie brach in lautes Schluchzen aus. Hermann rang die Hände, schlug an seine Brust und versprach sie nicht zu verrathen und zu verkaufen, auch selbst — was könnte er mehr versprechen? auch selbst — „wenn ich darüber Denen verlieren soll!"

Diese Bußandacht bewegte Minen das Herz. Sie fiel dem Alten um den Hals, sie weinte, sie betete, sie versprach ihn mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren und ihren Bruder Benjamin, der bald aus der Lehre treten würde, zur Beisteuer zu bequemen, um — ohne Denen leben zu können. „Diese Hände" — sie faltete sie und sprach so feierlich, als wenn sie einen Eid ablegte — „diese Hände sollen Tag und Nacht arbeiten! Wie ein Vater sich erbarmt über seine Kinder, so wird sich Gott erbarmen über uns, wenn wir ihn fürchten — wenn wir auf seinem Wege wandeln, seine Rechte halten und darnach thun. Ich will Nacht und Tag zu Gott empor rufen! Ich will eine Nähschule halten; ich will beten und arbeiten bei Brod und Wasser. Ich will Alles, Alles versuchen, was ehrlich und recht ist, vor Gott und Menschen."

Mine sagte dieß mit solcher Zuversicht, daß Hermann nicht weiter in sie drang. Er wiederholte sein Versprechen langsam bedächtig, als schwöre er einen Eid, Minen zu behalten, auch wenn er Denen darüber einbüßen müßte. So weit aber konnte

es Mine nicht bringen, daß er nicht mehr nach Niendorf zur Frau von Eckhowen reiste, die ihn wieder sehr dringend eingeladen hatte.

Mine nahm die Gelegenheit wahr, da sie ihren Vater auf dem rechten Wege glaubte, ihm ihre Verbindung mit mir so deutlich zu machen, daß nur noch die Worte fehlten: Ich bin mit Alexander verlobt, wir sind Eins. Mit Fleiß eröffnete sie ihm Aussichten, wodurch er Denens wegen entschädigt werden sollte; so glaubte sie (wie sie mir schreibt) ihn „im Geistlichen und im Leiblichen“ gewonnen zu haben. „Vergessen Sie Ihre Tochter nicht“ — sagte Mine, da er von ihr Abschied nahm — „Gott wird Sie auch nicht vergessen, wenn Ihnen Hilfe, Trost, Rath — noth ist.“ — „Es bleibt bei meinem Versprechen“ — erwiderte der Alte und schwur wieder mit einem Blick.

Hermann ging nach Niendorf und blieb den ganzen Tag fort. Mine war voll guter Hoffnungen; und diese gab sie, so sehr sie gleich das lange Ausbleiben des Vaters befremdete, doch noch den ganzen Tag, den Abend, die Nacht, den folgenden Mittag nicht auf. Da aber der Alte auch den Mittag drauf noch nicht nach Hause kam, stiegen wieder Wolken auf. Sie wartete noch bis zum Mittag des folgenden Tages; und nun ward es Minen mittagsklar, daß ihr Vater so viel Zeit nicht bedürfe, um zurückzukehren. Gegen Abend kam ein Brief von Hermann. Mine wußte schon ehe sie ihn öffnete, was drin war, und meine Leser werden es auch wissen. Er lautete: „Ich bin krank. Komm, deinen Vater zu sehen; denn vielleicht — stirbt er, damit er dich segne.“

Das war der abscheuliche Inhalt eines Briefes, den ein Mann schreiben konnte, der mit feierlichen, Gott anrufenden Blicken geschworen hatte!

Mine, die Alles durchschaute, schrieb sehr kalt an ihren Vater, bedauerte seine Zufälle, kommen würde sie nicht, die Ursachen müßten ihm erinnerlich sein; sie hoffe, er würde sein Versprechen erfüllen, und hiermit: „leben Sie wohl!“

Dieser Brief, welchen Herr von Eckhowen aufgefangen und

dem Boten zuerst abgenommen und gelesen hatte, machte dem Hermann natürlich sehr viel Mühe, um sich herauszuwinden. Herr von Eckhowen sowohl als Dene wollten daraus herleiten, daß er zweien Herren diene. Dieser saure Schweiß bei der Auslegung brachte den Hermann auf eine höchst ungerechte und unnatürliche Art wider Minen auf. Kaum hatte er mit genauer Noth die hohen Anwesenden durch allerlei Lügen überzeugt, daß er nur einem Herrn diene, so war ihm auch nichts mehr heilig. Der Satan fuhr in ihn. Er wollte Gift mischen und entdeckte dem Eckhowen meine Verlobung mit Minen als den einzigen Grund ihres Neins. Die Sache ward im ganzen Zusammenhang durchgesprochen und nachdem er meine Mutter, meinen Vater und mich (Herr von Eckhowen erinnerte sich meiner haarklein) in Lebensgröße dargestellt, so ward beschlossen, meiner Mutter Minens Liebesverständniß mit mir zu entdecken, ihr einen von meinen Briefen, welchen der Alte zu beschaffen versprach, in der Urschrift beizulegen und Minen alle Auswege abzuschneiden, den Stricken so vieler Teufel zu entkommen. Arme, arme Mine!

Hermann kam, um seine Krankheit desto wahrscheinlicher zu machen und Minen desto sicherer in's Verderben zu stürzen, erst nach drei Tagen nach Hause. Was Mine während dieser Zeit ausgehalten, ist unbeschreiblich. Die erste Beschäftigung Hermanns nach seiner Rückkehr war, einen von meinen Briefen an Minen zu entwenden. Seine Maske war Güte und Freundlichkeit, — eine leichte Rolle für einen Bösewicht! Der entwandte Brief war sogleich an die Behörde, nämlich an meine Mutter, und zwar in Begleitung eines anonymen Briefes versandt.

Ich weiß nicht, ob meinen Lesern mit einem Theile des anonymen Uriasbriefes gedient sein werde, womit diese Rotte Minen bei meiner Mutter anschwärzte, um ihr die letzte Trostquelle zu stopfen. Hermann war dabei der Fähnchenführer; denn obenein rächte er sich so an meiner Mutter, ohne daß sie wußte, von wannen es kam. Der Brief, den der Alte ohne Namensunterschrift beilegte, lautete:

„Da lesen Sie selbst, hochzuehrende Frau Pastorin. Sie

kennen Bild und Ueberschrift — wahrlich, ein unwürdiger Sohn einer so würdigen, gottesfürchtigen Mutter, die genug für ihn gebetet und gesungen hat! Retten Sie seine Seele, die im Argen liegt. Die ganze Gegend und vorzüglich die in derselben, so seine Predigt angehört, ziehen über ihn die Achseln. Aus den Worten: Mann und Weib, du und du, muß man schließen, daß es sehr weit mit ihnen gekommen! Das beste ist, Wilhelminen den Kauf aufzukündigen und ihr bei Hängen und Würgen alles Einverständniß mit dem Herrn Sohn zu untersagen, der in Königsberg nichts thut als Wilhelminen schriftlich lieben."

Mein Brief an Minen, den Hermann entwendet hatte und der diesem Schleichhandel den Schein des Rechts beilegte, war wie gewöhnlich treu und herzlich. Die betreffende, so arg mißdeutete Stelle lautete:

„O Mine, o Weib! du bist mir wie gegenwärtig, und Alles, Alles ist mir gegenwärtig. Denkst du auch dran, wenn wir uns die Augen küßten, als tränken wir sie aus, wenn ich deine Hand so fest an mein Herz hielt, daß du jeden und den allergeheimsten Schlag drin fühlen konntest, den Puls der Liebe —"

Diese Stelle klammerte meine Mutter ein und nahm sie in frommen Beschlag. Zur Seite schrieb sie: „Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretungen, gedenke aber mein nach deiner großen Barmherzigkeit!" — Ueberall, wo der Ausdruck „Weib" stand, zog sie einen Strich, als zöge sie einen Vorhang.

Mine konnte es nicht über ihr Herz bringen, sich bei der Rückkehr des Alten aus Riendorf nach seinem Befinden zu erkundigen. Sein Gesicht war bei aller angenommenen Freundlichkeit so durchsichtig, daß Mine wörtlich ihr Schicksal daraus abnehmen konnte.

Er fing eine Lobrede auf Herrn von Eckhowen mit dem Eingang an: „Wir haben uns geirrt, Mine. Irren ist menschlich. Wir haben uns geirrt. Herr von Eckhowen ist nicht der Herr von Eckhowen, den wir glaubten, sondern ein ganz anderer." Der Text der Lobrede betraf seine Verlobung mit dem Fräulein von

Sommerfelden und seine erd-, wand-, band-, niet- und nagelfeste Liebe zu ihr.

Nach einer Weile fing er an: „Du kannst nicht glauben, mein Kind, wie du dich durch deine Tugend dem Herrn von Eckhowen empfohlen hast; er hat zum ersten- und zum zweitenmal ein Geschenk für dich in der Hand gehabt; allein du hast ihm so viel Achtung eingeflößt, daß er es nicht habe wagen dürfen —"

„Ein Geschenk! warum das?" — Ihre Augen funkelten vor Zorn.

„Beim Geschenk, liebes Kind, fragt Niemand warum?" — bemerkte beruhigend der Vater.

Mine konnte und wollte nicht ihren Vater an seine Schwüre erinnern. Sie zitterte vor innerer Erregung.

„Wenn sich zu seiner Zeit — ein Candidat fände, der dich heirathen wollte" — fuhr Hermann mit der unschuldigsten Miene fort — „er sollte nicht lange auf ein Pastorat warten dürfen." — „Wie so? Hat der Herr von Eckhowen Pastorate zu vergeben?" — fragte Mine bitter. — „Das nicht, allein die Connexion der Edelleute unter einander" — Da Mine vor Zorn nichts zu sagen vermochte, fuhr der Alte wieder nach einer Weile fort: „Magdalene wird doch meine Frau!" — Das war nicht der erste Blitz, der Minen durch's Herz ging. — „Meine Frau!" — wiederholte Hermann mit Nachdruck; — „ob du aber — ihre Tochter werden willst, hängt von dir ab — die alte gnädige Frau will dich — du sollst ja nichts mit der jungen Herrschaft zu thun haben! — Herr von Eckhowen heirathet, das weißt du doch?"

„Ja" — sagte Mine — „ich weiß" —

Wieder nach einer Weile setzte er hinzu: „Er will sogar, wenn du's verlangst, noch herkommen und sich wegen seines ersten Antrages bei dir entschuldigen, den er dir sehr unzeitig gethan. Seiner Mutter kam dieser Antrag zu. Er sieht jetzt seinen Fehler ein." — „Wie? mit oder ohne sein Glas" — erwiderte Mine so bitter, so todesbitter, daß das weise Hofmännchen ganz aus dem Concept kam.

Mine war in einer schrecklichen Situation. Sie sagte, ihre Absicht wäre, ihre künftige Stiefmutter zu ehren; aber nie, nie ginge sie auf den Hof zu Eckhowens. „Mein Leben" — setzte sie sehr lebhaft hinzu — „und meine Ehre sind Eins!"

„So?" — sagte Hermann.

„Ja Vater!" — antwortete Mine sehr fest und bestimmt.

„Und weißt du auch" — er wollte zu drohen anfangen; allein eben zur rechten Zeit fiel ihm seine Maske ein, die er jetzt schon abzulegen nicht für rathsam hielt; er begnügte sich daher großmüthigst, Minen den Bettelstab, Elend und Verachtung zu prophezeien.

Das verfolgte, arme, unglückselige Mädchen, an den Rand der Verzweiflung gebracht, entschloß sich ahnungslos, in den Armen meiner Mutter eine Freistatt zu suchen. Sie schrieb an sie. Den Brief, den sie von meiner Mutter erhielt, hat Mine mir nie gezeigt. „Es ist deine Mutter!" schrieb die Holdselige und machte einen — Gedankenstrich.

Ehe sie noch ihren Brief abschicken konnte, kam nämlich ein Brief von meiner Mutter an Mine — die Wirkung des Hermann'schen Uriasbriefes und seiner Beilage. Anstatt der verfolgten Mine, ihrer so wohlgerathenen Schwiegertochter, die Hand zu geben und sie in Schutz zu nehmen, verschwieg meine Mutter diesen ganzen Vorgang meinem Vater. Sie ließ Mine aus besonderer Milde Vorzüge; nur den konnte sie ihr nicht zugestehen, die Frau eines Pastors und die Schwiegertochter einer so ahnenreichen Pastorin zu werden. Dazu kam, daß meiner in dieser Hinsicht sehr streng denkenden Mutter die geheime Art unserer Verlobung als eine große Sünde erschien. Und daß Mine dazu die Hand geboten, konnte sie ihr nicht vergeben. Sie rieth ihr daher, auf die Anerbietungen des Herrn von Eckhowen einzugehen und fügte in Betreff meiner und meines Verhältnisses zu Minen die harten Worte hinzu: „Es wäre Stank für Dank, wenn Sie die Nachbarsrechte so gewissenlos aus den Augen setzen und meine grauen Haare so mit Schimpf und Schande hinab in's Grab bringen wollten. Ich habe etwas im Original gelesen (sie meinte die ihr

zugesandte Stelle aus meinem Briefe an Mine) auf dessen Rechnung eine grau gewordene Stelle meines Hauptes gehört. Lasset Alles ehrlich und ordentlich zugehen, das, dächt' ich, hieße wohl ziemlich klar und deutlich, die Tochter eines noch zu bezweifelnden Literati könne meine Schnur nicht werden. Selbst wenn Sie an der Hand meines Sohnes zu mir kämen, würd' ich für beide über Feld gegangen und nicht zu Hause sein. So was kann nicht geschlichtet, sondern muß gerichtet werden. Ungern hab' ich an Sie geschrieben; allein um nicht Oel zum Feuer zu gießen und das allgemeine Gerede noch gemeiner zu machen, das ohnehin schon in fliegende Blätter ausartet, wie eine Raupe in einen Schmetterling — bloß darum dieser Brief, der erste und der letzte."

Da war nun Mine von aller Welt verlassen! An meinen Vater sich zu wenden hatte sie kein Herz. Es fiel ihr jener Ueberfall im Wäldchen ein. Dieser hatte bei Mine etwas zurückgelassen, was sie davon abhielt. Sie wollte schon, allein sie konnte es nicht vollenden. O liebe, liebe Mine, warum nicht?

Unterdessen zogen sich die Gewitterwolken immer schwärzer über ihrem Haupte zusammen. Herr von Eckhowen kam jeden Sonntag von Niendorf nach Ilsen hinüber in unsere Kirche. Mine sah ihn nie an; allein er sah sie, und wie er sah, das wissen wir schon. Er verlobte sich wirklich mit jenem Testamentsfräulein; den Sonntag darauf war er mit ihr in unserer Kirche und trieb die Sache soweit mit Mine, daß es aller Welt auffiel. Mine hörte, indem sie aus der Kirche ging, von einem hinter ihr Hergehenden zum Nachbar sagen: „Hm! Sonderbar! Der Braut im Gestühl drückt' er die Hand und von Jungfer Minchen ließ er kein Auge. Was ist besser, Hand oder Auge?" —

Hermann ward in dieser Verlobungszeit mit keiner Einladung nach Niendorf beehrt; allein daß er mit Eckhowen in Verbindung war, ergab sich unter anderm daraus, daß sie häufig Briefe wechselten, daß Verschiedenes in die Küche kam, wovon aber Mine keinen Bissen aß', und daß Hermann so gefällig gegen Mine that, daß sie sich vollständig überzeugte: es ginge etwas vor.

Sie hatte schon oft an ihren Bruder in diesen Herzensnöthen geschrieben: jetzt schrieb sie dringender und Benjamin kam. Seine Ankunft konnte bei Hermann um so weniger Verdacht erwecken, da er selbst verlangt hatte, daß sein Sohn in Anlaß der bevorstehenden zweiten Heirath des Vaters zur „Schicht und Theilung" kommen sollte. Es ist unaussprechlich, wie sich Mine freute, ihres Geliebten Bevollmächtigten, ihrer Liebe Zeugen, ihren Benjamin zu sehen. Sie konnte sich nicht zurückhalten, diese Freude vor den Augen des Vaters aufflammen zu lassen — schön, wie ein Opferfeuer!

Als der Vater in sein Zimmer gegangen war, entdeckte Mine ihrem Bruder mehr, als sie zu schreiben im Stande gewesen. Benjamin kannte sie kaum wieder, so sehr hatte sie sich verändert. „Arme, arme Mine!" — rief er und sah sich um, ob es auch Hermann gehört hätte. Die ungewöhnlich starke Correspondenz ihres Vaters mit Eckhowen fiel beiden zu deutlich auf. Benjamin wollte durchaus entdecken, was da betrieben würde. Ohne seiner Schwester etwas davon zu sagen — er fürchtete offenbar, daß sie's nicht zugeben würde — entschloß er sich, während der Vater gerade einen Nachbar besuchte, dessen Pult zu öffnen und eine Handvoll Briefe zu nehmen. Kaum hatte er einen Blick hineingethan, so rief er seine Schwester. „Lies" — sagte er und reichte ihr mit blassem Gesicht und zitternder Hand den Brief. Sie konnte nicht weit kommen; es überfiel sie eine Ohnmacht nach wenigen Reihen. Meine Leser sollen diesen Brief ganz lesen und die Antwort ganz. Der Brief Eckhowen's an Hermann lautete:

„Herr, Sie sollen Denen nicht haben und wenn ich Denen selbst heirathen sollte! Ihr krummer Buckel und Ihr Händedruck macht es nicht. — Für was ist was! Ich bin Sohn und will das väterliche Testament aufrecht erhalten. Das will ich! ich will das! Der Herr schreibt nicht hin, nicht her! nicht gehauen, nicht gestochen! Ich muß wissen, woran ich bin, denn ich liebe Ihre bildschöne Tochter zum Entsetzen. Das Mädchen hat Verstand wie ein Engel, oder besser wie ein Teufel. Gegen mich ist

sie ein Teufel. Damit Sie, lieber Hermann, sich Alles zurückerinnern, worauf es bei der Sache ankommt, so bitt' ich, ja nicht zu vergessen und zu versäumen, Minchen alle zwölf Stunden, und wenn es auch öfter wäre, zu sagen, daß ich Fräulein von Sommerfelden heirathe und zwar aus lichterloher Liebe. — Sie wissen es anders, lieber Freund, allein Mine braucht es nicht anders zu wissen. Wenn ich nur nicht müßte! Ich habe Reiseschulden und die will ich mit ihrem Gelde bezahlen. Sagen Sie selbst, wie mir bei der Trauung zu Muthe sein müßte, wenn ich nicht auf den Trost Ihres Engels rechnen könnte. Ich knirsche mit den Zähnen vor Liebe und vor Wuth, daß ich so schlecht gespielt habe. Wenn gleich anfangs nicht ich, sondern meine Mutter Minen den Antrag gethan, hätte ich gewonnen Spiel gehabt; allein alsdann könnten Sie, Freund, Ihre Kunst nicht zeigen, Alles wieder in Ordnung zu bringen. Kurz, Herr, so wahr ein Teufel in der Hölle und ich ein Cavalier in Kurland bin — und das ist viel gesagt — Dene ist nicht die Ihrige, wenn Minchen nicht die meinige ist! Eine Hand wäscht die andere. Wird aber Mine Dene — Sie verstehen doch deutsch? — so sollen Sie von meiner Mutter, nämlich von ihrem Wittwengehalt, so lange Sie leben, achtzig Thaler Albertus haben. — Gelt, das schmeckt? — Außerdem gebe ich Ihnen ein- für allemal noch zweihundert Thaler Albertus, sobald Minchen sich zum Ziele fügt. Wenn sie sich weigert, wie sich ein Ast weigert, wenn man Kirschen pflücken will, so ist noch ein Mittel. Ich denke doch, Sie wissen, was ein Cavalier in Kurland vermag, und daß er, wie Könige, lange Hände hat? Drei verschwiegene Kerls zu Hand- und Spanndiensten sind auf einen Wink hier und dort und da. — Das Beste aber wäre, Sie brächten Minchen im Guten her. Ich bin nicht etwa in sie verliebt, o nein! ich bin in sie verrückt, und das kommt wohl zum größten Theil davon her, daß ich eben Bräutigam bin und den Verliebten spielen soll (eine verdammte Rolle!) bei einer Braut, die mir so unerträglich ist, und die mir noch unerträglicher wäre, wenn ich nicht eine Mine hätte, bei der ich mich erholen könnte. — Einen so langen Brief habe ich, seitdem ich schreiben kann,

nicht geschrieben. Wäre Minchen nicht der Inhalt, so müßte mich der Teufel plagen, so viel zu schreiben. Mein Testamentsfräulein soll, bei meiner Seele! — keinen über sechs Reihen besitzen. Haben Sie nicht was Gutes von „Liebesbriefsteller", damit ich daraus ein paar Briefe für die Sommerfelden abschreiben kann? Ich habe aus vielen Gründen und auch darum an Sie geschrieben, weil — weil ich dich kenne, du verzagter, argwöhnischer Hund! Nun hast du doch was Schriftliches in der Hand und kannst mich — wenn ich nicht Wort halte — vor allen Gerichten knebeln. — — Dieser Brief muß zerrissen werden, sobald er gelesen ist, oder ich stecke dem Herrn Hermann das Haus an. Reinen Wein, oder ich heiße nicht

— — von Eckhowen.

Wenn meine Leser die saubere Antwort auf diesen kurisch-französischen Brief lesen wollen, hier ist sie:

Hochwohlgeborner Herr und Gönner!

Gnädiger Herr Baron und Gönner!

Ew. Hochwohlgeboren werden gnädigst zu verzeihen geruhen, daß ich gleich anfänglich in aller Ehrfurcht bemerke, wie ich bei dieser Sache keinen Einfall anzubeißen weiß, und wenn's mir das Leben kosten sollte. Die Ochsen stehen mit Ew. Hochwohlgeboren Erlaubniß, am Berge. — Minen (verzeihen Ew. Hochwohlgeboren, daß ich mit dem Namen meiner Tochter den Punkt anhebe) habe ich Alles gesagt, was ein redlicher Vater seiner ins Verderben laufenden Tochter nur bei dieser Gelegenheit sagen kann. Sie bleibt indessen bei dem, was Ew. Hochwohlgeboren schon wissen. Ich habe leise und laut, sauer und süß geredet, Böses und Gutes, Finsterniß und Licht gezeigt; was hat's geholfen? Sie bleibt bei ihrem Eigensinn. Es wäre also mein Rath, daß Ew. Hochwohlgeboren sich gnädigst noch einmal bemühen zu uns zu kommen, und Hochselbst einen Besuch zu künsteln. Sollte auch dieser Vorschlag vergebens sein, so muß ich schon — auf die drei verschwiegenen Kerls votiren. Indessen bitte ich, ihr diese Widerspenstigkeit nicht nachzutragen, sondern ihr sogleich zur bewußten Brodstelle zu verhelfen und mit der Zeit sie ihrem zukünftigen Seelenhirten als Pastorin zu überliefern.

Von Liebesbriefen im neuen Geschmack ist mir wohl außer dem bewährten Talander nichts bekannt; indessen wenn es Ew. Hochwohlgeboren gar zu viel Mühe machen sollte, so stehe ich sehr gern zu Befehl und lege auch zu diesem Ende ein Pröbchen nach eigener Weise bei.

Ich ersterbe, nachdem ich die Hand des Gebers mit den aufrichtigsten Wünschen, daß es ihm reichlich wiedervergolten werde, geküßt, mit der tiefsten Ehrfurcht

Ew. Hochwohlgeboren,
meines gnädigen Herrn Barons und hohen Gönners,
ganz unterthänigster Knecht und Diener
Hermann.

Es fanden sich auch noch ein paar kurze Briefe, worin der Termin zur Entführung angesetzt war. Hermann wollte alsdann von Hause sein und Mine sollte nöthigenfalls mit Gewalt fortgeschleppt werden. Der alte Herr wünschte nichts sehnlicher, als daß er die zweihundert Thaler Albertus verdienen möchte. Bei diesem väterlichen Wunsch schreibt er in dem letzten Brief: „Ich thue jetzt, wenn's sein muß, auf alles Geld Verzicht, wenn Ew. Hochwohlgeboren Minen gutwillig bereden könnten. — Ich habe sie ehegestern durch's Schlüsselloch beten sehen und hören. O! gnädiger Herr, ich würde ein unglücklicher Mensch zeitlebens sein, wenn diese Entführung übel für Minen ablaufen sollte. Um Alles wünschte ich, daß Mine nicht so kräftig, so mächtig, als ich sie durch's Schlüsselloch sah und hörte, wider mich beten möchte. Da muß Donner und Blitz wüthen, wowider sie betet. — O, gnädigster Herr, Sie werden sie wohl gutwillig an Ort und Stelle bringen!" — O, du Bösewicht! Kannst du deine Tochter durch's Schlüsselloch behorchen, wenn sie mit Gott allein ist, wenn sie betet? — — Gerechter Gott! was giebt es doch für Creaturen auf dieser Welt! —

Siebzehntes Kapitel.

Fluchtversuch.

Nach all' diesen Ereignissen — was konnte für ein anderer Entschluß gefaßt werden als zu fliehen? — Ohne Geld, ohne Beistand? Schrecklich! — Was hülfe es aber dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele löse? — Mine war entschlossen und Benjamin ward ihr Alexander. Mine, dieß war das Resultat einer langen Berathung, sollte zu Fuß nach dem benachbarten Flecken gehen, wo Benjamin beim Meister in der Lehre war. Da sollte Benjamin Wagen und Pferde besorgen; und sie käme alsdann von da nach Mitau, zu einem Anverwandten ihrer seligen Mutter. Um Alles desto geheimer zu machen, sollte Mine zuerst allein gehen. Nach Mitau wollte Benjamin sie begleiten und von dort Minen wieder allein mit einem Fuhrmann nach Königsberg schicken, nicht zu mir, sondern nach Linden, einem Landpfarrdorf in der Nähe von Königsberg, wo ebenfalls Verwandte ihrer seligen Mutter wohnten. Von da aus wollte sie einen Brief zu seiner Zeit an mich richten, daß ich käme und sie im Schooß ihrer Freunde spräche.

„Und wann? — fragte Mine. — „Am Dienstag, Schwester; am Sonntag kannst du noch Gott in seinem Hause anflehen, daß er mit uns sei und vor uns her eine Wolken- und Feuersäule ziehen lasse." — „Gott, o Gott!" sagte Mine und rang ihre Hände, aus denen ein kalter Angstschweiß drang: „Gott, du weißt! Leite mich! führe mich! verlaß mich nicht! ich gehe deinen Weg, ich hoff' auf dich! Vater und Mutter haben mich verlassen, aber der Herr nimmt mich an. Hier bin ich, mach' es mit mir, wie's dir wohl gefällt."

Hermann war in Gedanken weggegangen und kam in Gedanken zurück. In Wahrheit, er hatte Ursache zu denken.

Mine war nachgebend gegen ihren Vater, ohne eine Lüge, auch nur mit dem Auge, zu begehen; dies brachte ihn zu Ruhepunkten — zu Hoffnungen, jene Thaler Albertus in der Lotterie zu gewinnen.

Benjamin drang auf die Berechnung wegen des Erbtheils von der seligen Mutter, weil er nicht Zeit hätte, sich länger aufzuhalten. Diese Berechnung währte keine Stunde. Sein Erbtheil war auf den Fingern abzuzählen: es war nicht viel. Da Benjamin sehr bat, weil er der Gewerkslade Geld zu zahlen hätte, ihm den wenigen Muttertheil baar auszuzahlen, so zeigte ihm Hermann die Unmöglichkeit. — „Ich will, wenn du es durchaus und durchall nöthig hast, an den Herrn von Eckhowen schreiben, mir dieses Anlehen auf Abschlag Denens zu geben." — Mine stieß ihren Bruder an, der es sogleich ausschlug.

„Mit solchem Gelde" — sagten sie, da sie wieder allein waren — „würden wir nicht weit kommen." — Benjamin hatte vor, dieses Geld seiner Schwester mitzugeben. Jetzt mußte der letzte Weg eingeschlagen und Minens Kleider und viele von ihren Sachen, welche ohne Aufsehen weggenommen werden konnten, verkauft werden. Benjamin besorgte dies mit einer unbeschreiblichen Behutsamkeit. Er brachte zehn Thaler Albertus zusammen. Mine bat ihren Bruder herzlich, noch ein paar Tage zu bleiben; allein er konnte nicht, sondern befahl sie dem Schutze Gottes. — „Dein Mann" — sagte er — „ist Gottes Liebling und du bist es auch; ihr seid beide fromm! Wie kann euch Gott verlassen? Euch, seine Kinder!" — Sie weinten, da sie schieden. — „Zum letztenmal im väterlichen Hause, lieber Benjamin — wo ich die erste Thräne weinte, wo" — sie konnte vor Thränen nicht mehr. „O Schwester" — fing er nach einer Weile an — „du warst von jeher weit — weit besser als ich! Alexander und du haben mich zum Menschen gemacht. O Gott! wenn ich denke, wie du dich nicht bloß des Viehes, sondern der Pflanzen, der Blumen auf dem Felde erbarmtest; wenn ich denke, wie du mich einmal batest, die Rinnen zu öffnen, weil sie verstopft waren, damit das arme Wasser, wie du sagtest, nicht aufgehalten würde; wenn ich bedenke, daß ich

dir oft dergleichen Bitten abschlug und dir den Rücken kehrte, wenn du von mir so was — Himmlischgütiges batest; wenn ich denke" — „Laß dieß," fiel ihm Mine ein; „du warst nie böse; denke vielmehr an all' die Orte, wo wir mit Alexandern herzlich froh waren, mit Alexandern! — Du bleibst hier, Bruder. Laß mich jetzt Uebergabe halten, ich will Alles in deine Hände geben." — Sie machten sich, ohne daß es der Vater merkte, beide auf und gingen zum Grabe der Mutter. Als sie daselbst angelangt waren, sagte Mine; „Oft habe ich hier gebetet, oft Gott gedankt, denn hier hat er mich manche seelenfrohe Stunde erleben lassen!" — Sie knieten beide auf's Grab und weinten bitterlich. — —

Als sie aufstanden, sagte Mine: „Bruder, ich beschwöre dich bei der heiligen Asche unserer Mutter, daß du dieß Grab ehrest. Pflege es, warte sein. Gehe oft hin und, wenn der Vater Hochzeit hält, vergiß nicht, auf diesem Grabe zu weinen. — O liebe, liebe Mutter! bald, bald werde ich dich wiedersehen! Ja, Benjamin, bald werde ich sie sehen und sie von dir herzlich grüßen. Ich übergebe dir diesen heiligen Ort, wo ich mit Alexandern getraut bin, mit deinem Freunde! Gott gab uns zusammen, Menschen wollen uns scheiden; allein sie sollen es nicht! — Weiß Gott, sie sollen es nicht! — Was meinst du, Benjamin?" — Benjamin schluchzte: „Sie sollen es nicht!"

So schieden Benjamin und Mine aus dem väterlichen Hause. Er reiste am Freitag gegen Nacht. Mine befand sich den ganzen Sonnabend in einer schrecklichen Lage. Ihr Vater hätte ihr das sturmlaufende Herz ansehen müssen, wenn er ein Auge für seine Tochter gehabt hätte. Sie war mehr als unruhig; ein Aufruhr in jeder Ader; das Blut schien alle Aderdämme brechen zu wollen. Doch sie selbst schreibt mir von dieser Stunde:

„Gott sei gelobt und gebenedeit! ich habe überwunden; ich bin wieder ruhig. O lieber Mann, man hat mir erzählt, daß ehe die letzte Todesangst eintritt, jeder Sterbende entsetzlich unruhig sei; da er nichts weiter kann, soll er das Deckbett reißen — unsere Mutter riß es nicht. So, lieber Mann, war ich gestern; ich riß das Deckbett und warf mich gräßlich, bald zur Rechten, bald zur

Linken. Allein nach dieser Unruhe folgt bei Sterbenden, was — der Name des Herrn sei gelobt! — bei mir folgte: sanfte, sanfte Ergebung. Ich ging noch mit einem aufgewiegelten Herzen, mit siedendem Blut. Alle Adern schienen mir den Dienst aufzusagen und wollten springen. So ging ich in die Kirche zu deinem Vater — zum letztenmal! Ich sah deiner Mutter Stuhl. Verzeihe, lieber Mann. Es schwoll mir das Herz. Das eine fromme Frau! das eine heilige Sängerin! dachte ich; da kam deine Mutter. Sie grüßte mich, allein so verstohlen, als ob sie diesen Gruß vor der Gemeinde bergen und ja nicht merken lassen wollte. Die Predigt war eine Arznei für mein Herz! Es war recht als ob dein Vater von meinem Entschluß wußte. Bis dahin war jeder Nerv in mir gespannt; kein Schlaf hatte die letzten zwei Nächte mein Auge gebrochen, kein Gebet brach es — es war starr! Mein Blut schlug Wellen. Diese Predigt bedrohte den Wind und das Meer, und es ward ganz stille. Sie war wie auf mich gemacht, Wort für Wort auf mich. Er kam mit den Worten auf die Kanzel: »gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.« Mir war es, als ob die ganze Gemeinde nun wüßte, daß ich weggehen würde. Ich blickte nach dem Stuhle meines Vaters. Gottlob — er war leer. Die Stimme Gottes an Abraham war mir ein sicheres Geleit, ein Paß auf meine Reise; ich war gefaßt, getrost und so heiter, als wäre ich schon angelangt.

Der eigentliche Text zur Predigt war Ebräer im dreizehnten Kapitel der vierzehnte Vers: W i r h a b e n h i e r k e i n e b l e i b e n d e S t a t t, s o n d e r n d i e z u k ü n f t i g e s u c h e n w i r.

Alles auf mich! Du kannst dir deinen Vater vorstellen, der auch nicht in Kurland zu Hause ist. Er redete mitten durch's Herz. So hat er noch nie gepredigt. Es war Seelenspeise auf den Weg. Er predigte, als wenn er auch schon den Abend von hinnen ziehen sollte. Es war ein Wink für mich, in diesem Gotteshause Abschied zu nehmen, wo wir beide einst unser Glaubensbekenntniß vor dem Altar ablegten und auch oft zu Gott in der Höhe schwuren: Wir werden uns lieben, bis vor deinen Thron!

— O Gott, dieser Abschied war mir so rührend! Und wie rührend aus No. 5 zu gehen, wo ich so oft gesessen, wo ich so oft einen überzeugten Mann hatte Gottes Wort reden hören, wo ich so oft inbrünstig gesungen und gebetet, wo ich dich hatte predigen hören, mein Lieber! Gott sei für Alles gelobt und gebenedeiet! Ich betete für dich und für mich und riß mich endlich von No. 5 los, um nach Hause zu gehen, da mir deine Mutter in's Auge kam. Was weiß ich, ob sie's mir hat ansehen können, daß ich geweint hatte, oder ob etwas anderes die Ursache war: sie grüßte mich liebreich. Zum letztenmal, dachte ich, und eine Thräne stürzte aus meinen Augen!

Da ich zu Hause war und die Predigt deines Vaters und den liebreichen letzten Gruß deiner Mutter mir wiederholte, überfiel mich der Gedanke, deinen Eltern lieber Alles zu entdecken. Aber — wer steht dir, dachte ich, für den Erfolg? Für deinen Vater war mir zwar seine Predigt Bürge geworden; indessen schlug der Eifer deiner Mutter für den Stamm Levi diesen Gedanken nieder. Die feste Verabredung mit Benjamin, die Gewalt, die sich ein kurischer Cavalier beilegt — und endlich das Wäldchen, wo dein Vater uns getroffen, waren Beiträge zur Entkräftung meines Muthes. Ich kämpfte lange, endlich siegte der Zweifel." —

Mine packte noch das Uebrige zusammen, berichtigte jeden Dreier, wo sie etwa für Milch oder für Früchte etwas schuldig war, schenkte ihren Pathen im Dorfe viele Sächelchen, die ihr auf der Reise nichts helfen konnten.

„Du packst ja, Mine?" sagte Hermann, indem er sich am Sonntage an den Tisch, der mit Schöpsenfleisch und weißem Kohl besetzt war, hinsetzte.

„Ich räume auf" — antwortete sie.

„Schön, mein Kind; es ahnt dir vielleicht ein Besuch."

„Ein Besuch?"

„Es könnte sich zutragen, daß Herr von Eckhowen käme. Wenn es sich zutrüge, liebe Mine, wenn — folge deinem Vater und sei gefällig." —

Sie hatte kein Wort im Vermögen; allein sie war so ruhig, daß Hermann diese Ruhe fühlte und sie zu seinem Vortheil entgegennahm. Er klopfte ihr auf die Wange und sagte: „Du bist doch ein hübsches, gutes Mädchen und wirst eine Pastorin werden zum Küssen.“ Auch darüber entrüstete sich Mine nicht mehr. Sie blieb ruhig. Hermann zählte in Gedanken schon die Judasthaler.

Als Mine auf ihr Zimmer ging, überfiel sie die Angst, daß Eckhowen vielleicht seinen Plan abgeändert und der Ueberfall noch diesen Abend erfolgen könnte. Zwar sagte ihr der Alte, daß er morgen selbst nach Niendorf fahren würde. Minchen's Befürchtungen wurden aber hierdurch nicht im mindesten widerlegt. Sie war für den äußersten Fall auch zum Aeußersten entschlossen. Sie bat Gott um die Erlaubniß, im Nothfall sich das Leben zu nehmen und that zu diesem Zweck ein großes scharfes Messer, das sie besaß, neben sich in ihre Bibel. Nach einem namenlosen Seelenschmerz legte sie sich auf ihr Bett in Kleidern und betete:

Soll diese Nacht die letzte sein
In diesem Jammerthal,
So führ mich, Herr, im Himmel ein
Zur auserwählten Zahl!
Und also leb und sterb ich dir,
Du starker Zebaoth,
Im Tod und Leben hilfst du mir
Aus aller Angst und Noth!

Sie legte es nicht an zu schlafen; denn daran war nicht zu denken. Sie wollte nur ruhen; — auch das konnte sie nicht. Alle Augenblicke sprang sie auf. Je näher aber zum Morgen, desto ruhiger ward sie. Sie fing an einzusehen, daß sie sich vergebens gefürchtet hatte.

Da kamen Pferde und Wagen nach ihrem Vater, und diese brachten ihr die verlorene Ruhe mit. Hermann machte sich reisefertig, trat zu ihr und sagte: „Lebe wohl, Mine.“ — „Leben Sie wohl, Vater — leben Sie wohl!“ —

„Was fehlt dir? du weinst ja?“

„Ach Gott!“ — seufzte sie.

„Mine, überdenk' Alles, überleg'! du bist klug! Du jammerst mich! Mine überleg'! — Leb' wohl!“ —

„Leben Sie wohl!“ — sagte das arme Kind noch einmal und wandte sich ab. —

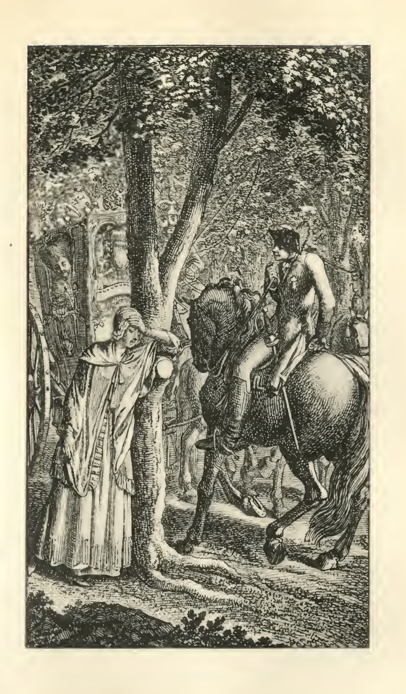
Als der Vater weggefahren war, rief sie Regine, das Hausmädchen, befahl ihr das Haus und sagte ihr, sie habe noch einen Gang vor. „Ich“ — fuhr Mine fort — „werde diese Nacht nicht zu Hause kommen!“ Und nun ging Mine aus ihres Vaters Hause in ein Land, das ihr der Herr, wie sie glaubte, zeigen würde. Ihre Füße und Hände zitterten; indessen fand sie sich durch den Gedanken gestärkt, daß sie den Anschlägen der Bosheit entginge.

Sie fand an dem bestimmten Orte ein Wägelchen und zwei Pferde. Ohne zu fragen, wie und wohin? setzte sie sich auf. Alles verstand einander. Der Fuhrmann hatte selbst nicht nöthig, die Pferde zu ihrer Schuldigkeit aufzuschreien. Es ging Alles seinen Gang. Sie fing an freier zu athmen. Sie hätte schlafen können, so ruhig war sie.

Sie kam in den Flecken, wo Benjamin war. Allein ihren Bruder Benjamin fand sie nicht. Anfangs fing sie an zu zweifeln, ob sie Benjamin nach der Verabredung vorfinden sollte oder nicht? Ihr Kopf, das heißt, ihr Gedächtniß, hatte sehr gelitten; sie fragte sich, ob Ja oder Nein? und da sie noch mit Ja und Nein kämpfte, fing eine Frau, die ihr entgegengekommen war, an: „Sie werden sich doch nicht erschrecken?“ — Die gewisseste Art, uns einen Schreck beizubringen! — „Gott!“ rief Mine und glaubte, sie sei verrathen und verkauft. Da erfuhr die Unglückliche, daß ihr Bruder in den letzten Zügen wäre. Sie zitterte zu ihm hin: und da sie an sein Bette trat und seine Hand nahm, schlug er mit Heftigkeit auf sie zu. — „Was Gewalt? Dene! — wie, Gewalt? Bluthund! ich werde dir Gewalt lehren! Gegen Minen Gewalt, du Aftermutter?“ — Er sprang aus dem Bett; und da er sich weder im Guten noch im Bösen beruhigen ließ, so mußte der arme Fieberkranke gebunden werden und — Mine davon Augenzeuge sein!

Der Meister, der hinzugekommen war und sich einbildete, daß Mine, bloß weil sie von Benjamin's Krankheit gehört hätte, da wäre, erzählte ihr, daß Benjamin gleich am Freitage, als er von Ilsen zurückgekommen, über Kopfweh geklagt. In der Nacht hätte er eine grausame Hitze bekommen, und diese hätte Sonnabend Abend seinen Verstand völlig zerrüttet. In seiner Phantasie hätte er: „Rett' sie! rett' sie, die arme Schwester!" gerufen. „Seht ihr nicht Räuber? Diebe? Rettet sie! rettet sie!" — und dann alle Augenblicke: „Spannt an! sie kommt! spannt an!" — Und dann wieder hätte er die Hausfrau bei der Hand genommen und geklagt: „Ach liebe, liebe Frau, was ich auf meinem Gewissen habe. Sind wir auch allein? Ihnen will ich's wohl entdecken! Ich kann keine Vergebung der Sünden haben — ich bin ein Höllenbrand! Und wissen Sie, warum? Ich habe meinen Vater nicht todtgeschlagen, und das hätte ich sollen!" — „Was er redet, sind lauter Flicken, liebe Jungfer," — sagte der Meister — „es kann kein Mensch ein Kleid daraus machen. Sie sehen doch, wie er leider ist. Er kennt ja seine ehelcibliche Jungfer Schwester nicht."

Mine, die wohl einsah, wie Alles dieses zusammenhing, und die noch überdem sehr leicht herausbringen konnte, daß ihr unglückliches Schicksal ihren Bruder so sehr angegriffen, daß er in die entsetzliche Krankheit, die einen Menschen auf eine Zeit lang aus dem Buche der Menschen streicht, gefallen, machte sich bittere Vorwürfe. „Ich bin schuld an seinem Tode! Ich legte ihm mehr auf, als er tragen konnte!" — Mine war so von Mitleiden und Kummer durchdrungen, daß sie nichts mehr als ein „Erbarm' dich Gott!" über das andere ausrufen konnte. Indessen mußte sie – um jeder Verfolgung zu entgehen — an die eigene Weiterreise denken. „Stirbt er" — sagte sie zu den bewegten Leuten, die ihren Lehrling mit Thränen in den Augen gebunden hatten — „stirbt er, werd' ich ihn finden — in den Wohnungen der Gerechten! Bald, bald werd ich ihm folgen. Hilft ihm Gott, wie ich hoffe und bete, so bitte ich ihm zu sagen, daß ein Frauenzimmer bei ihm gewesen, die ihre Hände zu Gott aufgehoben, da man die seinigen gebunden hätte, die »Gott erbarme dich!« ge-





rufen.“ — — Sie konnte nicht ausreden — so bewegt war sie. Sie ging und kam wieder, faßte ihn an und sagte: „Benjamin!“ — Er sah sie mit starrem Blick an, wollte sich losreißen — konnte nicht; und sie ging, betrübt bis in den Tod. —

Benjamin hatte die Reise nach Mitau nicht bestellt. Mine sah sich genöthigt Alles selbst zu besorgen. Sie traf Anordnungen, schloß mit einem Fuhrmann Contract und reiste nach Mitau. —

Kurz vor der Stadt hatte Mine einen neuen Schreck, gegen den Alles, was sie am Krankenbett ihres Bruders erlitten, nach ihrem Ausdruck wie gar nichts war. Sie war gerade abgestiegen, weil der üble Weg diese Wagenerleichterung nothwendig machte. Da sprengte plötzlich und unbemerkt ein Reiter auf sie zu, der sie steif ansah. Und wen sollte man wohl weniger vermuthen, als den Herrn von Eckhowen? Er war es selbst — er selbst! Kein Erdbeben kann so erschüttern, als dieser Anblick Minen. Sie verlor gleich auf der Stelle alle Kraft, Stärke und Macht. Sie sah sich ohne Rettung in des Mörders Händen. Schon wollte sie in die Knie sinken und von dem Bösewicht den Tod als die einzige Gnade erbetteln. Mörder dieser Art sind aber so menschlich nicht umzubringen. Sie morden Seelen, Gewissen! Ihr fielen die Worte unseres Herrn und Meisters ein: „Hebe dich weg, Satan!“ —

Da kam ein Wagen gefahren, eine elegante Kutsche. In diesem Wagen saß seine Verlobte und Frauenzimmer ihrer Verwandtschaft. Eckhowen hatte also keine Zeit, Minen näher anzusehen. Auch war sie in der Zwischenzeit von allen Aufregungen, die sie durchgemacht, so elend geworden, daß er sie durch den Schleier, den sie trug, nicht erkannte. Nachdem er sie einen Augenblick scharf angesehen, sprengte er zum Wagen und sagte zu den drinsitzenden Damen: „Allerliebste Augen! Ich kenne nur noch ein Paar der Art!“ — Unfehlbar eignete sich die Braut dieses Compliment zu, das aber Minen gehörte. Im Wagen lachte man über dieses Abenteuer, und Eckhowen mußte Schande halber sich beim Wagen, der sich zur Linken wandte, halten. Indessen sandte

er unvermerkt einen seiner Diener Minen nach, sie zu examiniren: wohin? und woher? Mine, welche zwar in diesem Vorfall, daß Eckhowen wie mit Blindheit geschlagen schien und sie verließ, auf's Neue gesehen hatte, daß sie auf Gottes Wegen wäre, konnte sich doch von diesem Umstande nicht erholen. Es kam Alles Schlag auf Schlag.

Da sie den Abgesandten des Satans erblickte, that sie einen Schrei, der diesen Inquirenten mit erschreckte. Sie wußte nicht seinen Auftrag und stellte sich nichts anderes vor, als daß er sie fortschleppen würde. Der Abgesandte hielt Minen für keinen Bissen, der einer Jagd werth wäre. Und wie konnte man auch alles Wild fangen, was Herr von Eckhowen aufjagen ließ? Ermüdet von dergleichen Aufträgen, gab sich der Abgesandte zufrieden, als er von Minen: „Nach Mitau, zu meiner Muhme!" heraus hatte, kehrte zurück und log seinem Befehlshaber das Uebrige zu, um diesen Roman fein säuberlich zu endigen.

Durch diesen Vorfall war Mine so außer Fassung gebracht, daß sie nicht einmal Gott danken konnte. Es war ihr Alles wie im Traum. Kurz vor Mitau fand sie sich wieder und rang ihre Hände zu Gott. „Der dich behütet, schläft und schlummert nicht," dachte sie; „in Finsterniß ist er dein Licht! Die dir nachstellen, erschrecken sehr und werden zu Schanden plötzlich." — So dachte Mine und freute sich, daß Bibel und Gesangbuch seit einiger Zeit ihre Hauptbücher, ja ihre einzigen Bücher gewesen. „Dein Wort" — rief sie — „ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen!"

Mine kam nach Mitau. Ihre Anverwandten, die sie bald ausfragte, waren in der traurigsten Verfassung. Sie hatten in der Nachbarschaft einem Cavalier ein Stück Land abgepachtet und da an die möglichen Unglücksfälle nicht ausdrücklich im Contract gedacht war, so mußten sie von Heller zu Pfennig bezahlen und den Schaden ersetzen, obgleich er vom Himmel kam.

„Der liebe Gott hat's gethan," sagten die armen Leute vor Gericht; allein die Richter behaupteten „von Rechts wegen", daß dieser Contract ohne den lieben Gott gemacht wäre. — Die Armen!

Alles, was sie an und um sich hatten, ward ihnen genommen. Anstatt, daß Mine also von diesen Armen Beistand erhielt, ließ sie ihnen noch etwas von ihren Sachen.

Die unglücklichen Leute hatten einen Sohn, der Pastor „an der Grenze war“ — wie sie sich ausdrückten. „Wenn er lieber was anderes wäre,“ wünschten sie, „dann würden wir eher Hülfe von ihm erwarten können.“ Mine befragte sie, ob sie denn schon Proben von seiner Härte hätten? — „Härte können wir es nicht nennen“ — erwiderte die Frau. „Er hat sich nur das Beten statt des Gebens so angewöhnt, und freilich kommt man dabei am wohlfeilsten ab.“ — Ihr alter Mann aber meinte, so schlimm sei er doch nicht. Geben sei gut, aber Beten sei auch gut. Und er rieth Minchen, zu dem Schwager seiner Frau nach Linden zu reisen, welches einige Meilen hinter Königsberg liege. Das war auch gleich anfangs Minchen's Plan gewesen. Sie wollte möglichst rasch außer Landes, um einer etwaigen Verfolgung zu entgehen.

Die ehrlichen Anverwandten halfen die Sache mit einem preußischen Fuhrmann berichtigen, und da Mine ihren Freunden von ihrer Geschichte so viel, als ihnen zu wissen nöthig war, entdeckt hatte, blieb die Hauptsache eine geschwinde Abreise.

Minens Verwandte gaben ihr einen Brief nach Linden in Preußen und sagten ihr auch, daß daselbst ein sehr lieber Pastor sei, der ihr mit Rath und That beistehen könne. Sie kam glücklich über die Grenze und bis nach Königsberg.

Sie erschrak über diesen Ort. „So groß!“ — sagte sie zu den Fuhrleuten. Es war der nämliche „Major“ und der nämliche „Junker“, die mich nach Königsberg gebracht hatten und die gewöhnlich zwischen Mitau und Königsberg hin und her fuhren. Mine schlief also in Königsberg auf der nämlichen Stelle, wo ich geschlafen hatte. Sie lenkte das Gespräch auf die hohe Schule und immer weiter und weiter, bis die „Majorin“, die Frau jenes Fuhrmanns, selbst von mir anfing. Der „Major“ hatte mich längst vergessen. Ueberhaupt schwächt nichts so sehr das Gedächtniß, als Reisen. Die Frau gab so viele einzelne Umstände an, daß Mine mich vor sich sah. Hätte Kummer und Elend und

vorzüglich der Ueberfall des Bösewichts diese Arme nicht so sehr zurückgesetzt, ich glaube, die Liebe hätte ihre Gründe, mich nicht zu sehen, überwunden. Jetzt überwanden die Gründe. „Was würde Alexander's Mutter sagen?" dachte sie. „Sie nannte mich eine Verführerin! Könnte ich es nicht werden? — Und unter welchem Namen sollte ich? — unter wessen Schutz? — Was würden seine Bekannten von mir denken, von ihm sagen? Wie und wo soll er mich sehen?" — Mine, die überall auf Gottes Wegen ging, hatte schon der Fuhrmannsfrau gesagt, daß sie keinen Verwandten in Königsberg hätte, und daß sie nach Linden wollte. Eine gewisse jungfräuliche Delikatesse, die, selbst wenn sie Schwäche wäre, unserm Geschlecht angenehmer als Stärke ist, gab jedem ihrer Gedanken Nachdruck. Sie überlegte nochmals die Möglichkeit mich rufen zu lassen. Aber es blieb beim „Nein!" „Könnte man nicht denken, ich wäre seinetwegen? — Nein, Nein! Er kann und wird mich sehen, im Schooße meiner Verwandten — und sterbe ich — in der seligen Ewigkeit!"

Mine reiste den andern Tag nach Linden und hielt vor dem Hause des ihr verwandten, aber ganz unbekannten Mannes. Alles wie ausgestorben! Sie erfuhr, daß diese guten Leute weggezogen seien in eine andere Stadt, nachdem der Vater des Hauses vor Kurzem gestorben. So war Minchen wieder ganz allein und verlassen in der kalten Fremde. Müde und krank von der Reise entschloß sie sich, zum Pastor zu gehen und sich ihm offen zu vertrauen. Dieser Pastor war in der That ein Mann, der nicht bloß betete, sondern auch arbeitete, der nicht bloß lehrte, sondern auch gab.

Er fand Minen „verehrungswürdig", nachdem sie ihm gleich nach ihrer Ankunft einen Theil der Geschichte ihrer Reise erzählt. Dabei erblühte sie, wie eine Rose; allein sie fiel auch so hin, wie diese. Während sie noch mit dem Prediger sprach, brach sie zusammen und war — nach all der Erschöpfung Leibes und der Seele — einer Ohnmacht nahe.

Es ist — glaubt mir, lieben Freunde — mit Leben und Sterben eine besondere Sache. Der Mensch bringt zwar die Ur-

sache seines Todes mit auf die Welt — er stirbt so zu sagen an seiner Geburt; — allein man könnte doch behaupten, daß der Tod immer wie ein Dieb in der Nacht, immer wie ein Blitz komme, und daß man in gewisser Art jederzeit und auch alsdann noch plötzlich sterbe, wenn man gleich — an einer zehrenden Lungenkrankheit stirbt.

Mine sank zu Boden. Der gute Prediger hob sie auf und sprach ihr nach Kräften zu. Allein er sah, daß ihr das Herz gebrochen war. Der Bote des Friedens ließ sie nicht von der Hand und bat sie, daß sie sich gleich in's Bett legen möchte. Er werde ihr sofort seine Tochter zu Hülfe schicken.

Minchen legte er so lange auf ein Kanapee und eilte hinaus. In wenigen Augenblicken kam seine Tochter Gretchen, ein Mädchen von neunzehn Jahren. Sie grüßte die Kranke herzlich, aber mit zartfühlender Rücksicht, ohne sie etwas zu fragen. Sie half ihr sich erheben und geleitete sie, ja sie trug sie fast in's Bett. Die arme Kranke faßte sehr rasch ein gutes Zutrauen zu diesem freundlichen, gutmüthigen Wesen und bat sie, als sie sich ausgekleidet und ruhig im Bette lag, den Vater zu rufen.

Der Prediger kam und Mine erzählte, nachdem Gretchen hinausgegangen, dem rechtschaffenen Geistlichen ihren ganzen Lebenslauf. Nachdem sie Alles gebeichtet, fühlte sie ihr schwer beladenes Herz erleichtert und gelichtet. Der redliche Mann stärkte und tröstete sie. Er billigte ihre so „lilienkeusche Liebe" — wie er sie zu nennen die Güte hatte; und, was er nur Minen an ihren gebrochenen Augen ansehen konnte, ward ihr gebracht. Nur vermied er es, seine Frau, die Pastorin zu ihr zu lassen. Es neigte dieselbe sehr zur Schwermuth, und man mußte Alles entfernen, was diesem Temperamente Nahrung gab. Bei ihrem letzten Wochenbett war nämlich einer von den drei schönen Lindenbäumen, die vor dem Pastoratshause standen, ausgegangen. Dieß hatte die gute Hanna, so hieß sie, sich so zu Gemüthe gezogen, daß vorzüglich jeder Lindenbaum sie gleich zum Tiefsinn brachte. Die gemeinen Leute im Dorfe nannten die Krankheit der armen Pastorin eine „Lindenkrankheit". Sie suchte und fand auch in

anderen Vorfällen Anlässe zur Traurigkeit und Nahrung für ihre Schwermuth. Sie hatte sich eingebildet, daß jener eine Lindenbaum vor dem Pastorat, da er in ihrem Geburtsjahre gepflanzt worden, nunmehr ihren baldigen Tod ankündige. So weinte sie denn oft am hellen lichten Tage. Und der arme Prediger, welchere anfangs alle Mittel angewandt hatte, diese Krankheit zu heilen, sah wohl ein, daß sie nicht heilbar wäre. Oft mußte er ihr sogar die Bibel wegnehmen. Denn sie war nicht aus den Klageliedern Jeremiä, den sieben Bußpsalmen und der Offenbarung Johannis herauszubringen; und im Gesangbuch waren die Sterbe- und Abendlieder ihre Sache. — „So komm doch einmal auf einen grünen Fleck, Hanna!“ — sagte der kreuztragende Mann; allein sie blieb, wo sie war. Sie sah in jedem Grün — die Linde vor ihrem Hause.

So durfte man sie denn nicht zu Minen lassen, namentlich, da ihre Schwermuth mitunter bis zu Ausbrüchen kam. Dann waren ihre Begriffe alle durcheinander. Aber Gretchen war immer um und bei der Kranken.

Der Zuspruch des Predigers hatte Minen unsäglich wohl gethan. Sie war nach einem tiefen, tiefen Schlaf verhältnißmäßig munter. Dieß kann man auch bei einer großen Krankheit sein. Man sah, daß ihr Geist heiter war und daß er nicht zu sein und zu leben aufhören würde, wenngleich der Körper dahinsiechte. Ja, er war so sehr dem Körper überlegen, daß der Prediger mir später versicherte, dieß wäre sein Beweis von Unsterblichkeit. „Oft“ — sagte er — „habe ich dieß gefunden und noch öfter hätte ich's finden können, wenn nicht — die meisten Seelen im Concurse stürben, d. h. im letzten Augenblick von zu viel Schuldnern überlaufen würden, die sie nicht befriedigt, so lange sie auf dem Wege dieser Welt waren.“

„Was meinen Sie, lieber Pastor“ — sagte Mine am andern Tage mit Rücksicht auf mich und ihr Beichtbekenntniß zum Prediger — „was meinen Sie, soll ich ihn noch sehen?“ — Ihre früheren Bedenken hatte sie jetzt alle aufgegeben. Der Prediger war für, der Arzt wider. Es war betrübt anzusehen. Sie wollte mit

ihrem Arzt darüber sprechen; allein das konnte sie nicht. Sie hatte noch kein Wort unmittelbar mit ihm wechseln können. Er war nämlich sehr harthörig, und eines der Hauptübel, die sich bei Minen äußerten, war kurzer Athem und Brustschwachheit. Da man dem Arzt Minens Wünsche in's Ohr schrie, widerrieth er. „Nur ja nichts" — setzte er hinzu — „was sie angreift! Der erste Blick ihres Freundes würde ihr letzter sein. Die geringste Spannung würde ihre Nerven in Stücke reißen."

Mine war es zufrieden, oder mußte es zufrieden sein, da der Prediger dem Arzt beitrat. Sie erholte sich, allein nicht zum Leben, sondern zum Tode, wie sie selbst bemerkte; indessen dankte sie dem Arzte mit einem Händedruck. Zuweilen stand sie auf und sah hinüber nach dem Friedhofe, der in der Nähe vor ihren Fenstern lag. Die Kreuze auf den Gräbern waren alle mit einer kleinen in die Höhe stehenden Tafel bezeichnet, worauf ein Spruch stand. Die Tochter des Predigers mußte sie lesen gehen und sie Minen erzählen — das Auge reichte nicht so weit. Auf einer der Tafeln standen die Worte Hiob 7. V. 2, 3: Wie der Knecht sich sehnet nach dem Schatten und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei, also sind mir elender Nächte viel worden.

Auf dem Grabe eines andern stand der Spruch: Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an.

Mine eignete sich diese Denksprüche zu. Sie dienten ihr als Stammbuch; und jedes Grab brachte sie auf das Grab ihrer Mutter. Oft machte sie, wenn sie so dalag, die Augen dicht zu, um, wie sie sagte, mit ihrer Seele in nähere Bekanntschaft zu treten und zu versuchen, wie es ihr nach dem Tode sein würde. — Sie pflegte zu Gretchen, des Pfarrers Tochter, dann halb scherzhaft zu sagen: „Da war ich eben über drei Stunden zur Probe todt."

Es war den 13. April — ein Tag da sie sehr munter war, und da sie zu Gretchen sich ausließ: „Mich dünkt, liebe Freundin, es geht mir, wie dem Könige Hiskias. Ich hörte schon die Stimme: Beschicke dein Haus, denn du wirst sterben und nicht

leben bleiben. Und nun geht, wie es scheint, der Schatten hinter sich zurück, zehn Stufen am Zeiger Ahas, die er war niederwärts gegangen." — Sie freute sich, daß es ihr besser ginge. Sie wollte nicht für sich, sondern für mich leben. Mine und Grete waren diesen Morgen sehr froh mit einander; allein wahrlich eine kurze Freude! Denn Mine und das ganze Haus hatten einen Schreck, der Minen auch den letzten Herzensrest gab.

Achtzehntes Kapitel.

Verfolgung.

Um die Sache in ihrem Zusammenhange zu zeigen, müssen wir aus den Vorhöfen des Himmels in die arge böse Welt zurück und zusehen, was unterdess n in Kurland geschehen war.

Minens Vater hatte, als er damals, kurz vor ihrer Flucht, nach Niendorf gefahren war, einen scharfen Kampf mit Eckhowen gehabt. Dieser warf ihm in harten Worten vor, daß er Minen nicht „weichherziger" — wie er sich auszudrücken beliebte — gemacht. „Was will denn die Närrin!" schrie der Verrückte. Schon eine Viertelstunde nach Hermann's Ankunft brüllte er dieß: „Was will sie?" dem Alten in's Ohr.

Um aus der Noth eine Tugend zu machen, war Hermann es „ganz unterhänigst" zufrieden, daß Gewalt für Recht gehen und Mine dem Herrn von Eckhowen als ein Schlachtopfer zu Füßen gelegt würde. „Ich hoffe doch" — sagte der kriechende Hund von Vater — „daß Alles dabei ehrlich und ordentlich zugehen werde; denn wahrlich, hochwohlgeborener und gnädiger Herr Baron, es ist ein Mädchen, das sterben könnte, ehe man es sich versähe; und — wer wollte dann Vater sein!"

„Versteht sich" — sagte Eckhowen — „ehrlich und ordentlich; ich werde doch, Herr, zum Teufel! wissen, mit einem Mädchen

eine Comödie zu spielen! Hat der Herr schon gehört, daß die Personen im letzten Act eines Lustspiels sterben? Und — ein Lustspiel — hört der Herr? — ein Lustspiel soll es werden!" —

Dieses „Lustspiel" wäre am Dienstag, als Mine auf und davon war, vollendet worden. Allein Herr von Eckhowen mußte nolens volens seine „Braut" zu einem ihrer Anverwandten, der bei Mitau wohnte, begleiten. „In zwei bis drei Tagen bin ich wieder hier" — schrie er noch vom Pferde dem alten Hermann zu. Sie hatten sich in die Hände geschlagen. Wenn Alles gut ginge, sollte es bei den zweihundert Thalern Albertus bleiben. „Gott gebe, daß es gut geht" — sagte Hermann mit einiger Herzbeklemmung.

Von der unerwarteten Begegnung Eckhowen's mit Mine in jenem Walde sind meine Leser unterrichtet. Würde Eckhowen Minen nahe bei Mitau vermuthet haben, und hätte sein Diener, den er ihr nachsandte, ihm hiervon auch nur die entferntesten Spuren zurückgebracht, das Gelächter im Wagen würde ihn damals ebenso wenig von ihren Augen abgebracht haben, als Gottes Wort in der Kirche. Sein Herz hing damals in der That an Minen, und eben weil es, so viel solches bei ihm möglich war, an ihr hing, verfolgte er jenes Mädchen nicht weiter, das nach seiner Einsicht blos Minens Augen hatte und von dem er nicht ahnte, daß sie es selbst war.

Hermann reiste unterdessen von Niendorf nach Hause, um Alles vorzubereiten. Regine hatte von Minens Entfernung dem Hermann keine Nachricht ertheilt. Zwar hatte Mine ihr nur gesagt, daß sie die Nacht nicht heimkommen würde; indessen dachte Regine, als Mine länger ausblieb: wer weiß, was für ein Zufall sie bindet! Hermann fand die unbesorgte Regine und statt Minen folgende Schrift, die auf seinem Schreibpult lag, von Minens Hand: „Sie wissen selbst, mein Vater, daß ich nicht aus Tücke des Herzens aus meines Vaters Hause gegangen, in ein Land, das Gott mir gezeigt hat! Sie wissen Alles! Ich bin Ihre Tochter! Gott verzeihe es mir, wenn ich jetzt oder jemals die Achtung aus dem Auge verloren, die ich nach Gottes Gebot einem Vater

schuldig bin. – Mein Weg geht, wie ich fühle, zum Himmel ein. Ich habe zu viel Angst, zu viel Kummer erlitten, um hoffen zu können, eher als vor Gottes Thron bei meiner seligen Mutter glücklich zu sein! Ich bitte Gott, daß ich Sie einst auch da finden möge, mein Vater, da, wo Ruhe ist. — Sie haben mir auf volle acht Tage Ausgabegeld gegeben; die Rechnung vom Sonntag und Montag liegt auf Ihrem Schreibtische. Reginen habe ich Geld auf zwei bis drei Tage zurückgelassen, hier ist das Uebrige vom Wochengelde beigelegt. — Sollten Sie, mein Vater, wider all mein Vermuthen, von den Sachen im Hause etwas missen, so muß Regine davon Anzeige thun können, die indessen, wie Sie wissen, die Ehrlichkeit selbst ist. — Ich gehe — das können Sie sich leicht vorstellen — mit schwerem Herzen, o Gott! mit wie schwerem Herzen von hier. An diesem Briefe habe ich drei Tage geschrieben. Thränen beziehen mir so die Augen, daß ich auch jetzt nicht sehe, was ich schreibe. — Gott sei mir gnädig! Verzeihen Sie alle meine Fehler, wodurch ich Sie in meiner Jugend betrübt habe. Meine Entfernung rechnen Sie nicht unter die Fehler, die ich Ihnen abzubitten schuldig wäre. Wenn Sie nicht glauben wollen, daß mich Gott zu gehen geheißen hat, so lassen Sie sich von dem Herrn Pastor die Predigt vom vorigen Sonntag geben. Die Frau Pastorin müssen irgend welche Verleumder, das weiß ich, wider mich aufgebracht haben. Sie ist eine gute, verehrungswürdige Frau, meine geistliche Mutter, die mich über die Taufe gehalten hat — ach! — -- Gott, der Herr, segne sie! Ich küsse ihr und dem Herrn Pastor, dem Boten Gottes, die Hand. Gott wird ihn so in seinem Letzten erquicken, als er mich vorigen Sonntag in meinem Letzten in Ilsen erquicket hat. — Sagen Sie diese Stellen der Frau Pastorin vor und danken Sie dem Herrn Pastor tausendmal, tausendmal! Setzen Sie mich, mein Vater, in die Güte, in das fromme Andenken der Frau Pastorin zurück. Schlagen Sie mir diese letzte Bitte nicht ab, und dann — noch eine nicht: das Grab meiner Mutter in Ehren zu halten! Wenn Sie Denen heirathen, lassen Sie nicht verächtlich von meiner Mutter reden. Verdoppeln Sie Ihre Liebe gegen meinen

Bruder Benjamin. Er ist jetzt das einzige Kind, das von einer Mutter stammt, die im Himmel ist. Grüßen Sie ihn von mir tausendmal. Grüßen Sie alle, die sich meiner zu erinnern die Güte haben. Verfolgen Sie mich nicht, denn ich gehe auf Gottes Wegen. Regine ist so unschuldig an meiner Entfernung, als die Sonne am Himmel. Grüßen Sie auch Reginen von mir. Ich bitte Reginen ab, daß ich sie wegen meiner Flucht getäuscht habe. — Gott lasse es Ihnen Allen, Allen wohl gehn zeitlich, geistlich und ewig wohl! Wenn der Herr von Eckhowen seine Gemahlin treu lieben wird, nur dann wird er glücklich sein. Gott sieht das Herz an, und alle guten Leute, die Gottes Bild an sich tragen, desgleichen. Ich wünsche auch ihm alles, alles Gute! Hiermit leben Sie wohl, Alle, Alle — wohl!" — —

* * *

Hermann war in der That gerührt — weinen konnte er nicht. Schon wollte er den ganzen Handel mit Eckhowen wieder aufgeben und zu meinem Vater gehen und seine Sünden in den Schooß seines Beichtvaters bekennen.

Diese Bußgedanken wurden aber bald zerstreut. — „Nimmt mir Herr von Eckhowen Dene, was hebe ich an? Graben mag ich nicht, doch schäme ich mich zu betteln." — Dieß setzte er seinen Bußgedanken entgegen, und wenn sie gleich nicht völlig in die Flucht geschlagen wurden, so waren sie doch wenigstens wankend gemacht. Je weiter er dem Vorfall nachdachte, desto mehr befestigte sich sein Entschluß, sich unter die gewaltige Hand des Herrn von Eckhowen zu demüthigen. Sein letzter Vorsatz war, dem Herrn von Eckhowen, der, wenn er wollte, ihn ganz und gar an den Bettelstab bringen könnte, Alles zu entdecken und — sich ihm auf Gnade und Ungnade, auf Tod und Leben zu ergeben. Er nahm den Brief der Tochter mit (die Hand zitterte ihm, da er ihn angriff) und ritt nach Niendorf zum Herrn von Eckhowen.

„Nun Teufel!" war der Willkommen.

„Hochwohlgeborener, gnädiger Herr! hier!" —

„Was?" — Herr von Eckhowen nahm und las. — „Blitz! Donner! Zeter! Wetter! wo ist die Bestie?" schrie er.

„Gnädiger Her, verzeihen Sie" —

„Ach was! Er ist toll!" —

„Wie Ew. Hochwohlgeboren befehlen" —

„Die Bestie, frage ich, wo ist sie?"

„Das ist Gott allein bekannt!" —

Nach einem langen Mißverständniß kam es heraus, daß der abgesandte Diener Jakob die „Bestie" war, von der Eckhowen redete. — Ich bin ihr ja begegnet! — im Walde! Gewiß und wahrhaftig, sie war es! und der Hallunke hat sie entschlüpfen lassen" — schrie Herr von Eckhowen.

„Ketten! — Jakob! — wo ist die Bestie?" — Jakob kam, und nach den entsetzlichsten Flüchen wurde Jakob in Eisen geschmiedet. Dieser Kerl, mit dem ein kurzer Prozeß gemacht ward, schien der Ableiter der Wuth des Herrn von Eckhowen zu sein. Er erholte sich ein wenig und fuhr dann nochmals den Diener an: „So lang ich sie nicht habe, sollst du so liegen, Bestie!" — Das war das Urtel.

Es wurden nun sofort Steckbriefe und Boten zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen ausgesandt. — Alle kamen zwar ohne Minen zurück, allein nicht ohne Spuren, welchen Weg sie genommen. Es ward völlig klar und deutlich ausgemittelt, daß sie nach Linden zu ihren Verwandten gegangen sei. Hermann, wie es sich von selbst versteht, hatte zu dieser Klarheit und Deutlichkeit einen Familienbeitrag geliefert. Er stand in den Augen des Herrn von Eckhowen da als ein Gefängnißwärter, der eine Staatsverbrecherin hat entfliehen lassen. Indessen begegnete ihm Eckhowen, der zu seinen Absichten auf Herrmann noch mehr als einen Anschlag in petto hatte, leidlich — das heißt er schlug ihn nicht vor die Brust, er spie ihm nicht ins Gesicht, er hob seinen Fuß nicht auf wider ihn. —

„Was ist zu thun?" — frug Eckhowen das ganze Haus. Und Niemand wußte, was zu thun wäre. Sie war eben über die Grenze entwischt, und bis dahin schien der Arm der kurischen

„Gerechtigkeit", auch die Polizeimacht des Herrn von Eckhowen-Niendorf nicht zu reichen. Endlich fiel es ihm ein, ein Gutachten von ein paar Rechtsgelehrten, die ihren Schnitt verstanden, für Geld und gute Worte einzuziehen. Diesen Zween ward noch ein Dritter zugesellt, um die Sache von allen Enden zu fassen; und der Herr „Baron" dirigirte. — „Die preußischen Staaten hat uns der Teufel zur Nachbarschaft zugemessen!" sagte Eckhowen. — „Ja" — setzte einer von den Dreien achselzuckend hinzu — „und aus der Hölle ist keine Erlösung!"

Dieß juridische Consilium eröffnete nun seine Session, und Hermann ward als Beisitzer hinzugezogen. Die Sache mußte in höchster Eile betrieben werden. Einer der Rechtsgelehrten schlug vor, an den großen König selbst zu schreiben. — „Das wäre am gerathensten" — meinte Hermann — „denn er ist das in Preußen, was der Herr Baron auf Ihren Gütern sind." — Herr von Eckhowen war für dieses Compliment in höchsten Gnaden dem Hermann wohl beigethan. Die andern zwei Rechtsgelehrten brachten aber nach wohlerwogenen Bedenken ein „Anschreiben an die Landesregierung in Königsberg" in Vorschlag, mit welcher die kurische Regierung in freundnachbarlichem Vernehmen stünde. Und dieses Votum ging durch. Der Edelmann in Kurland hat nämlich das „Recht", wenn ihm sein „Unterthan" entläuft, ihn innerhalb vier und zwanzig Stunden zu nehmen, wo er ihn findet. Das hochweise Collegium sah Minen als eine „Unterthanin" des Herrn von Eckhowen an, und Niemand fiel ein Wort zum Widerspruch ein. Als man über die hochpeinliche Angelegenheit in die Kreuz und Quere disputirte, fielen allerlei juristische Hobelspäne. Man vertiefte sich in den Gedanken, wie es ehemals in dergleichen Angelegenheiten mit dem Großherzogthum Litthauen und mit Livland gehalten worden und jetzt gehalten werde. Jedenfalls wurde ein Gesuch an die Landesregierung in Mitau beschlossen, Kraft dessen Mine als eine Unterthanin „vindicirt" werden sollte. Man hoffte dabei um so eher auf einen Erfolg, als Mine ohne Legitimation entflohen, in Preußen, auf ihren etwaigen Stand befragt, sich doch nicht ausweisen könne, wobei Hermann betonte,

daß seine Tochter sich ohne sein Zuthun emancipirt habe und nun die Folgen selbst tragen müsse.

Gleichzeitig richteten die sauberen Herrn an den „durchlauchtigsten Herzog" ein devotes Schreiben, in welchem sie — unter Beilegung ihrer Klageschrift — sich darauf beriefen, daß unter seiner Regierung Kurland als frei und gerecht weit und breit bekannt sei, und daß, wenn man in dieser Criminalsache nicht streng sei, die Folgen unberechenbar werden könnten.

In der Klageschrift selbst ward ausgeführt, daß „besagte Wilhelmine, die schon lange durch unerträglichen Stolz und Ungehorsam gegen den Vater sich hervorgethan, es für gut befunden, weil dieser sie bei der Frau von Eckhowen habe in den Dienst geben wollen, sich auf flüchtigen Fuß zu setzen und bei dieser Gelegenheit diebischer Weise verschiedene Sachen im Hause an sich gebracht, die sie theils im Dorfe verkauft, theils in natura mitgenommen." Dafür wurden Zeugenaussagen von Dorfsleuten angeführt, von denen sie für jene entwandten Sachen Geld zu ihrer Reise entnommen. Die „Größe des Diebstahls" werde erst die mit der „Läuflingin" zu haltende Untersuchung feststellen. Besonders gravirend für sie sei aber auch der Umstand, daß ein Diener des Herrn von Eckhowen, den derselbe, um die Sache gütlich in's rechte Geleise zu bringen, ihr nachgesandt, als er dieselbe in einem Walde habe fassen wollen, auf Wilhelminens Zureden von ihrem Fuhrmann, der ein starker Kerl gewesen, gepackt und gewürgt worden sei. Ja, der Jakob Kegler — so hieß der Diener Eckhowen's — habe ausgesagt, daß er nur durch schleunige Flucht jenem Mordversuch entgangen sei, zu welchem die Läuflingin den Fuhrmann anstachelte. Auch habe sich in ihrem Zimmer ein von ihr in der Eile vergessenes Mordmesser gefunden, das auf die böseste Absicht schließen lasse. Auf abgelegenen Straßen habe sie überhaupt ihren Weg nach Preußen gesucht, ein Zeugniß ihres schlechten Gewissens, so daß man an dieser Sache die Tücke des Herzens dieser Unglücklichen in ihrem ganzen häßlichen Umfange erblicken könne, um so mehr, als Herr von Eckhowen ihr immer gütlich begegnet sei und der ehrliche Vater sie ernstlich ermahnet habe.

Nachdem noch der Ort angegeben worden, wohin sie nach den Ergebnissen der Zeugenaussagen sich geflüchtet, ward gebeten, die preußische Landesregierung um Noth- und Rechtshülfe zu ersuchen, nämlich: „besagte Wilhelmine nach Sicht dieses nachbarlichen Requisitorialausschreibens dingfest zu machen und unter Bedeckung bis an die Grenzstadt Memel gefälligst auszuliefern, wo die einheimischen Gerichte die Verbrecherin entgegenzunehmen und wegen des Gewahrsams und der ferneren Untersuchungen die erforderlichen Einrichtungen zu treffen nicht ermangeln würden.“

Zu dieser Klage ward noch eine charakteristische Personalbeschreibung hinzugefügt, wo es hieß: „damit keine Irrung entstehe wegen der Person der Wilhelmine, so ist selbige in Absicht ihres Körpers ungewöhnlich schlank und groß, ihr Wuchs selbst zwei Finger breit über den gang und gäben Weiberwuchs. Sie ist in ihrem Teint roth und weiß, hat lichtbraunes Haar, große sinnige schwarze Augen, wo aber nichts Gutes wohnt. In der Mundgegend, die Zähne nicht ausgenommen, liegt Spott und Hohn. Ihre Sprache ist klingend, ihr Gang kräftig und entschieden. Sie sieht mehrentheils aus, als ob sie Kreuz trüge, und erscheint auch sonst nicht uneben; sie ist auch sehr verstandesflink und in allerlei Verflechtungs- und Verkleisterungskunst sehr geschickt. Kurz — sie ist eine Heuchlerin und Spitzbübin von Haus aus.“

Für die Wahrheit dieser sauberen Charakteristik ward noch das Zeugniß des „höchstbetrübten Vaters“ angeführt, der doch gewiß „das Verbrechen der eigenen Tochter nicht vergrößern werde.“ Im Gegentheil stünde zu besorgen, daß derselbe aus väterlicher Neigung der Sache eher einen besseren Anstrich zu geben versuchen dürfte. Er habe aber zugestehen müssen, daß seine Tochter „von Jugend auf einen Trieb zur Widerspenstigkeit“ geäußert habe und sowohl ihm als seiner verstorbenen Ehegattin viele betrübte Tage zugezogen. Vorzüglich habe sie sich gegen eine zweite Heirath empört, die er sich „mit Gottes Hülfe zu unternehmen entschlossen.“ Er selbst — der „betrübte Vater“ — habe zugestehen müssen, daß obbesagte Tochter Wilhelmine dem zu Recht beständigen Contract

mit der Herrschaft in Niendorf zuwider das Weite gesucht, nachdem sie vorher „ihre Hände nach unrechtem Gut ausgestreckt und verschiedene Sachen und Baarschaft, Geld und Geldeswerth diebischer Weise mitgenommen." —

Es ward auch das Zeugniß eines Amtmanns aus dem Dorfe Ilsen beigefügt, welcher ausgesagt habe, daß „obbesagte Wilhelmine eine dem Stolz ergebene Person, allerhand Flitterstaat geliebt, ja sich durch Frechheit ausgezeichnet habe." Denn er, der Amtmann, habe selbst gesehen, daß sie bei dem Begräbniß ihrer Mutter so leichtsinnig gewesen, daß sie, „statt ihre Augen auf den Sarg zu heften, mit selbigen herumgeschweift und flankiret, auch solche zum allgemeinen Aergerniß einem jungen Menschen zugewandt, mit dem sie einen unanständigen Verkehr getrieben."

Doch genug von diesem ekelhaften, scheußlichen Gebräu! Nichts ist mir von jeher herzzerschneidender gewesen als die empörende Art, wie die Bosheit ihre Lügen mit ein wenig Wahrheit salzt und sie also gewürzt auftischt. Solch ein teuflischer Giftmischer, solch ein Hostienverfälscher von Lügner — was für ein Scheusal!

Ich glaube nicht, daß der Herr von Eckhowen so weit gegangen wäre, wenn seine wahnsinnige, leidenschaftliche Liebe zu Minen sich nicht in bittern Haß gewandelt hätte. Er litt wirklich, allein so, wie jeder Tyrann leidet, der sein Müthchen nicht hat kühlen können. Kann man so etwas leiden nennen? —

Nach Absendung jener von ihm unterzeichneten und in Mitau von ihm selbst befürworteten Klageschrift saß er da — wild brütend über allerlei Zukunftsplänen. Zuweilen war er stummtoll. Man hatte Ursache seinetwegen zu fürchten. Minens edler Rückhalt, ihre heroische Flucht brachte ihn sogar zu einem ihm sonst wildfremden Schwung. Er hatte die Klageschrift nur deshalb so scharf fassen lassen, um Minen wirklich dingfest zu machen. Von „Memel an" wollte er sie „im Triumph in sein Schloß führen"! — Der Elende! —

Die Regierung in Mitau fand nichts Unbilliges in dem Gesuch des Herrn von Eckhowen und sandte es befürwortend an die preußische Landesregierung in Königsberg. Diese nahm sich der

Criminalangelegenheit auf's Eifrigste an und übertrug es einem Justizbeamten „als Deputatus die aus Kurland entlaufene Wilhelmine in Betreff der im Angesuch des Kurischen vom Adel enthaltenen Umstände zu vernehmen und nach diesem Verhör wegen ihres Arrestes die nöthigen Verfügungen zu treffen."

So begab sich denn der Justizrath Adalbert Nathanael Tüftler, dem dieser Auftrag geworden, mit Gendarmerie-Begleitung nach Linden, wo sich die Gewitterwolke über dem Haupt der armen Kranken entladen sollte.

Neunzehntes Kapitel.

Sterbenslauf.

Es ist kein mißtrauischer Volk als das rechtsgelehrte. Zwar heißt ein juristischer Grundsatz: Jeder wird als gerecht angesehen, bis das Gegentheil erprobt und erwiesen ist. Aber im wirklichen Leben ist es weit anders, namentlich bei criminalistischer Spürerei. So ist das Recht schier überall — wie Todeskälte! Man faßt Eis, man faßt den Tod an. Nicht das rechte Recht ist so kalt, sondern das Weltrecht, mit dem man so selten zufrieden ist, daß man fast lieber Unrecht wünscht, um wenigstens laut schelten zu können.

Der Justizrath Tüftler war eigentlich ein gutmüthiger, schlichter Mann. Die Sache schien ihm aber sehr gefährlich. Er wollte ein Meisterstück liefern und ließ gleich bei seiner Ankunft, um jedem Fluchtversuch der „Verbrecherin" entgegenzutreten, das ganze Pfarrhaus mit Soldaten umstellen und begab sich dann sofort zum Hausherrn.

Mine, die eben etwas aufgestanden war, hatte nur einen Hauch nöthig, um wieder — zu sinken. Eine geknickte Lilie kann

ein Zephyr niederwerfen. Ein Hauch ist Sieger über sie. — Sie stand grade am Fenster, als die Soldaten anrückten. Und ein Mädchen stürzte herein und sagte der Aufgestandenen geradezu unter die Augen, daß ein Herr mit Gendarmen da wäre, um sie zur Haft zu ziehen. — „Gott!“ — rief Minchen „in deine Hände, in deine Hände! nicht, Herr, in die Hände meiner, deiner Feinde! — Dir, Herr, leb' ich, dir sterb' ich!“ — Der Pfarrer hatte genug mit dem Justizrath Tüftler zu thun und konnte nach der kränklichen Pflanze nicht sehen, die er bisher mit so vieler Sorgfalt jedem Sturm, jedem sengenden Sonnenstrahl entzogen, die er gepflegt, wie ein Vater eine kranke Tochter pflegt, die seinem seligen Weibe ähnlich ist.

Mine war ohne Trost, ohne Leben. Das ganze Haus war in Aufruhr und die arme kranke Predigerin über diesen Vorfall so weg, daß sie völlig aus ihrem Geleise trat und Zeter rief: „Rettet — Hülfe! Hülfe! Erbarmung! Erbarmung! — Weh! weh!“ — kreischte sie und flog wie Espenlaub. Jedes Glied war in Bewegung. — „Sie hauen die Linden“ schrie sie — „die letzten! — Meine Kinder geraubt —! meine Tochter! Bete doch, bete doch, Gretchen! — Ha! Mein Mann in Ketten und Banden! was hat er gethan?“ — Die arme Tochter! Wenn sie nur gewußt hätte, wonach sie greifen sollte, wäre sie glücklich gewesen. Es lag ihr hart an, ob sie Mutter oder Minen trösten, stärken und in die Arme schließen sollte.

Der gute Prediger war der letzte, der dieses Erdbeben merkte, und da sah er auch schon den Schlund weit, weit offen. Ueberall Jammer! — Der Justizrath hielt alles dieß für Gewissensaufgährung und wollte eben thun, was seines Amtes war, da ihn der Prediger bat, so viel Menschlichkeit zu haben und ihm nur eine Viertelstunde Fassungszeit zu bewilligen und, ehe diese abgelaufen, keine Gewaltthätigkeiten in einem Kirchenhause zu beginnen. Der Justizrath fand Bedenklichkeiten. — „Gott“ — sagte der Prediger — „wird Ihnen die Viertelstunde in Ihrem Letzten — in Ihrem Letzten vergelten — ich bin ein geschlagener, ein unglückseliger Mann! “ —

Der Justizrath, der unterdessen im Schreibzimmer des Pastors auf- und abgegangen war, gab ihm dieses Sterbeviertelstündchen mit dem Beding nach, daß der Wachtmeister vor Minens Thür sich lagern könnte. Das war ein erschrecklicher Kerl. Der stand wie eine Katze vor'm Käfich, und die Soldaten paßten draußen auf, als wenn hungrige Tiger vor der Thür witterten.

Der Prediger war aufgesprungen und hatte seine Frau zu beruhigen gesucht. „Fasse dich, liebe Seele! beruhige dich, willst du mit Gott rechten?" sagte der arme Prediger. — „Harre auf den Herrn. Die Linden sollen bleiben und deine Tochter soll grünen, wie die Weiden am Kirchengraben. Ich bin nicht in Ketten und Banden. Hör' auf mit Zeter und Weh. — Man sucht hier jemanden, der gar nicht hier ist."

Diese Worte: Man sucht jemanden, der gar nicht hier ist — brachten den Justizrath auf die Füße, nachdem er bis dahin im Schreibzimmer Platz genommen. — Indessen ließ er das Pastorat oder die Widdem, wie man in Preußen sagt, nicht aus den Augen, um zu bemerken, wer zu ihrer Thür aus- oder einging.

Der plötzliche Aufbruch des Justizraths beruhigte die arme Predigerin mehr als der Zuspruch ihres Mannes. Sie ward still; das war ein gutes Zeichen. Der Prediger benutzte diese Stille und ließ seine Tochter rufen, die das Werk vollenden mußte. Er löste sie bei Minen ab, die er stärker fand, als er glaubte. „O Mann Gottes" — fing sie an — „soll ich in die Hände der Menschen?" — „Nein, Sie sollen nicht!" — antwortete der Prediger. Es ging ihm durch die Seele, sie so leiden, ohne Hoffnung, ohne Zutrauen leiden zu sehen. Er kniete nieder und betete kurz, stark, himmelstürmend. — „Und nun auf dieß Gebet verspreche ich Ihnen" — sagte er zu Minen — „Sie sollen nicht." — Sie wurde still. — Nach der Zeit gestand sie, daß es ihr wieder eingefallen sei, sich selbst das Leben zu nehmen, um nicht ein schreckliches Schauspiel der Bosheit zu werden. Ihre starke Einbildungskraft hatte ihr den Eckhowen in der Nähe gezeigt, frohlockend über seine geglückte Rache. Alle seine Helfer und Helfershelfer, die ihr nach der Seele standen, waren ihr im Geiste erschienen, und diese

Erscheinungen waren ihr schwer zu ertragen. Indessen ließ Gott sie nicht versucht werden über Vermögen. Sie unterdrückte die aufsteigenden Selbstmordgedanken beim ersten Anfang. Das Gebet des Predigers hatte eine Nachwirkung; sie schmeckte Trost in dem Kelche der Leiden, und diese Prüfungsstunde kühlte sie etwas ab; nur blieb sie noch ängstlich wegen der Dinge, die da kommen sollten.

Der Prediger ging zum Justizrath und sagte: „Wenn ich jetzt fragen darf? Was ist Ihr Auftrag?"

„Nicht mehr und nicht weniger" — antwortete der schon ungeduldig werdende Justizrath — „als die Diebin, die Läuferin, ja, ich kann Mörderin hinzusetzen, der Sie in Ihrem Hause Obdach gegeben, zur gefänglichen Haft zu bringen, damit sie an Ort und Stelle leide, was ihre Thaten werth sind."

„Ach Gott, vor dir ist kein Lebendiger gerecht" — erwiderte der Pastor — „aber für diese cavire ich — mit Leib und Seele, mit Leib und Leben!"

Er forderte auf's Entschiedenste, der Herr Justizrath solle zuerst Minen mit eigenen Augen sehen, so würde er den „Unsinn" der ganzen Klage sofort erkennen. „Sie sollen" — fügte der Prediger hinzu — „wie der ungläubige Thomas, Alles handgreiflich haben!" — Und er ging hin, Minen zu diesem Besuch vorzubereiten.

Der Deputatus suchte unterdessen durch Auf- und Abgehen seine innere Unruhe zu bemeistern. Nach kurzer Zeit kam der Prediger wieder und forderte ihn auf, in Minchen's Krankenzimmer zu treten.

Da der Justizrath sie erblickte — prallte er zurück. So hatte er sie sich nicht vorgestellt. Alle Zweifel schwanden. Er stand an dem Siechenbette wie vernichtet.

„Gott sei mir Sünder gnädig!" — fing er aus dem Innersten an, sah die abgezehrten Hände, die eingefallenen Augen und die langsam und selig Sterbende. Mit Einem Blick hatte er Alles! Er konnte nach diesem Blick seine Augen nicht mehr aufthun. Das erste war, daß er die Soldaten sofort abgehen ließ.

Da stand nun der arme Justizrath, wie von Gott verlassen.

Mine wünschte, nachdem er lange vor ihr wie ein Inculpatus gestanden, allein zu sein; er schwur, er könne nicht von dannen, bis sie ihm verziehen hätte. — Mein Gott, was ist der Mensch? Ein trotzig und verzagt Ding. Wer kann ihn ergründen?

Mine hob ihre halb abgestorbenen Hände auf und blickte den Bußfertigen sanft lächelnd an. Ihr Blick sagte: Sie wußten nicht, was Sie thaten. Er hatte sich vorgenommen, ihr einige Fragen, wiewohl außerhalb der Grenzen seines Promemoria's zu thun. Allein er konnte nicht; er konnte in der That nicht, nachdem er sie nur gesehen.

„Kommen Sie" — sagte der Prediger — „damit wir uns nach langem Mißverständniß mit Herz und Seele verstehen." Der Prediger ging mit dem innerlichst geschlagenen Justizrath in sein Zimmer und erzählte ihm den letzten Theil von Minens Lebenslauf, um dem Deputatus die kurischen Papiere in einem andern Lichte und die überall verborgenen !Schlangen zu zeigen. Der gute Rechtsgelehrte konnte sich kaum beruhigen. Er aß den Mittag beim Prediger. Gretchen wollte nicht mitessen; der Prediger mußte es verlangen. Sie kam; allein sie konnte den Deputatus nicht ansehen. Die Predigerin hatte sich über alle Erwartung ziemlich erholt. Der arme Rechtsgelehrte konnte nicht essen, nicht trinken. Er war Einer von denen, die mehr Diensteifer als Dienstverstand besitzen. Seit Kurzem war er erst im Gerichtscollegium und seine Unbekanntschaft mit seinem Berufskreise trug viel zu seiner Uebereilung bei. Bei Tische überfiel den Bußfertigen und Zerschlagenen der Gedanke, sein Amt in die Hände der Obern niederzulegen. Er hatte genug, um zu leben. Aus Noth brauchte er nicht ein Zelot zu sein und sich vom Diensteifer fressen zu lassen. —

Der Prediger versicherte ihn, nachdem er ihn kennen gelernt, daß, wenn je ein Mann den Namen Nathanael verdiente, er es wäre. „Das war ein Israelit, in dem kein Falsch ist."

Dieß richtete den armen Rechtsgelehrten ziemlich auf, wozu der Umstand einen beträchtlichen Beitrag lieferte, daß, wie wir wissen, N a t h a n a e l in der That einer seiner Vornamen war.

Seine Heiterkeit war indessen nicht dauerhaft. Er konnte nicht aufhören, sich allerlei Zweifeln hinzugeben. „Wenn ich jetzt schwiege" — sagte er zu sich selbst — „würden die Steine schreien." — Minens Geschichte ging ihm gerade durch die Seele. Er ersuchte den Prediger so oft und viel, sein Freund zu bleiben, daß der gute Prediger herzlich bewegt ward. Ja, der gewissenhafte Justizrath beschloß sogar, wirklich sein Amt über ein Kleines niederzulegen und nicht mehr Richter im Volke zu bleiben. Dieß Geschäft war sein letztes. Er war überzeugt, er besitze weder die nöthige „Richterkälte", noch die „Entscheidungsfähigkeit".

Nathanael ließ dem Prediger alle Acten und bat, zur Probe seiner Vergebung und zum Siegel der ihm zugestandenen Freundschaft, der Prediger möge den Bericht an das Amt in Königsberg selbst aufsetzen; er würde ihn dann unterschreiben. In diesem Bericht wurde die schlechte Denkungsart des Herrn von Eckhowen und Hermann's aufgedeckt und der Gesichtspunkt eröffnet, aus dem dieser ganze Vorgang zu nehmen sei. Es schloß derselbe mit folgenden Sätzen:

„Die letzten Worte der Sterbenden entfernen schon die Denkbarkeit eines unterlaufenen Betrugs und der Falschheit; was sollte diese Sterbende, die vielleicht nur noch sehr wenige Stunden in dieser jammervollen Welt zu leben und keinen Transport nach Kurland oder sonst eine üble Begegnung zu ertragen im Stande ist, was sollte diese Sterbende wohl bewegen, mit Gewissensbissen sich auf der Reise zur Ewigkeit zu beladen und sich eben dadurch ihre Sterbestunde zu erschweren? Dagegen decken die oben angegebenen Mängel des Protokolls und der Vorstellung, die von Eckhowen eingebracht, überall und besonders an den unterthänigst bezeichneten Stellen eine schlechte Absicht auf. Ew. Königliche Majestät kann ich auf meinen Amtseid und bei meinem Seelenheil versichern, daß ich den Eindruck, den der Anblick dieser Sterbenden auf mich gemacht, nie verlieren werde; und wie kann eine Person, die mit so erhabener Fassung und mit der Seelenruhe einer Märtyrerin diese Welt verläßt, sich solcher Laster, als ihr angedichtet worden, schuldig wissen? Der Prediger

von Linden hat sich verbindlich gemacht, sogleich, wenn diese Unschuldige im Herrn entschläft, ihren Tod Ew. Königlichen Majestät einzuberichten."

„Ich ersterbe in tiefster Treue
Ew. Königlichen Majestät
allerunterthänigster Knecht
Adalbert Nathanael Tüftler."

Mine war außer Stande, diesen herzerschütternden Vorfall zu überleben. Für sie gab es keine irdische Quelle mehr, die den müden, abgetragenen Wanderer am schwülen Tag ergötzt. Sie hatte ausgelebt. Den letzten Lebenstropfen kostete ihr dieser Vorfall.

Vielleicht wäre sie mit der Zeit so stark geworden, mich noch in dieser Welt zu sehen. Jetzt war hierzu keine Aussicht. Sie selbst sagte zum Prediger: „Was meinen Sie, werde ich nicht bald stark genug sein, Alexander zu sehen, nur ihn zu sehen — in dieser Welt — und dann, dann laß mich in Frieden fahren, ich habe genug. Nimm, Herr, meine Seele!" —

Der Prediger trug Bedenken, ihr die ganze Klage des Herrn von Eckhowen zu entdecken, und besonders war er bemüht, einen Vorhang über den Antheil, den Minens Vater an dieser Mordgeschichte genommen, zu ziehen. Sie drang auch nicht weiter — ja sie war zu schwach, um jene Bitte zu wiederholen. Wiederholungen derselben Sache kosten allen schwächlichen Personen unglaublich viel. Sie sah des Predigers Bedenklichkeit und that ihren Mund nicht mehr auf.

Ihr ganzes, ganzes Leben war Duldung. Sie war nur ein Zögling für eine andere Welt. Dieß empfand sie, wie mir der Prediger später auf das Heiligste versichert hat, so sehr, daß sie diese Welt nur wie die erste Erde ansah, aus der sie versetzt würde. „Sie war froh in Gott" — des Predigers eigene Worte — „und bis auf Fälle von der Art, wie diese letzte Veranstaltung zur Haft, immer sich selbst gleich, das heißt, Gott ergeben. Solche außerordentliche Fälle schienen ihren Geist in der Hoffnung der künftigen Seligkeit zu verstärken, allein ihren schwachen Körper

führten sie bergab. Ihr Geist war willig, das Fleisch schwach. Aber die Gottesfreude ist doch von Dauer; sie lärmt und kreischt nicht wie die Weltfreude, die mit aller ihrer Lust oft nach vierundzwanzig Stunden vergeht. Fast möchte ich sagen, daß die Gottesfreude niemals im Gesicht läge, sie liegt tiefer und im Herzen. So eine Gottesfrohe war Mine.

Der Prediger setzte zu diesem Allem noch etwas hinzu, worauf ihn Mine selbst gebracht hatte: „Die um vielerlei beten, sind nicht froh; sie verklagen den lieben Gott bei ihm selbst und sind selbst kläglich. Allein Freude am Herrn ist unsere Stärke.“ Nehemia im achten Kapitel, im zehnten Vers.

Mine betete, nach den Worten zu urtheilen, wenig; ihr ganzes Herz war Gottes.

Nach einiger Erholung, die Minen sogar erlaubte wieder etwas aufzustehen, erschlich sie den Ort, von wo man auf den Friedhof sehen konnte. Da kam der Prediger, als sie so voll guter Zuversicht, so voll Seelenwonne hinsah. Er freute sich über ihren heitern Blick. — „Ach! Sollt' ich nicht?“ — sagte Mine und erzählte ihrerseits dem Prediger das, was er ihr eigentlich verschweigen wollte. Sie durchschaute mit ahnungsvollem Blick den ganzen Zusammenhang der Klagesache, die ganze Absicht des Herrn von Eckhowen — mitsammt dem Einfluß, den ihr Vater dabei gehabt — fast wörtlich wie es da stand.

„Sterbende“ — sagte der Pastor, als er mir dieses später erzählte — „haben einen Geist der Weissagung. Ich habe in meiner lieben Gemeinde oft solche Vorfälle gehabt. — Mine schien schon lange die Gabe der Ahnungen zu besitzen“ — fuhr der Prediger fort — „und sie hatte wirklich diese Salbung, die nicht jedermanns Ding ist. Ganz anders ist es z. B. mit starken, kräftigen Menschen! Wenn tüchtige gesunde Leute — Menschen Gottes werden, welch ein Vergnügen, diese starken Geister zu sehen! Die Religion braucht auch in ihrem Dienste Feldherren, die für den Riß stehen: einen Petrus mit dem Schwert; einen Luther mit dem Tintenfaß. Sie gehen auf Löwen und Ottern und treten auf junge Löwen und Drachen. Diese Unbesorgten

sind stark genug Allem, was ihnen entgegen will, auf der Stelle stattlichen Widerstand zu thun und überall das Feld zu behaupten. — Aber ahnen thut solchen Leuten wenig oder gar nichts. Ja, wer das Ungewitter vorempfindet, gehört schon in die Klasse dieser frommen Riesen nicht. Den zarten Seelen, die ein plötzlicher Ueberfall gleich zu Boden reißen würde, ist eine darartige innere Warnung vor einem kommenden Unglück nothwendig. Die Ahnungen sind solchen Sterbenden ein Wecker zur Fassung, zur Geduld, zur Gottergebung; es sind Sturmglöckchen, die sie zum Oelkruge bringen, ihr verlöschendes Lämpchen aufzufrischen. Diese Seelen sind fast zu zerbrechlich für diese Welt, wo so viel Streit, Jammer und Elend ist. — Ich bin schon in dergleichen Fällen gewiegt" — schloß der Prediger, der selbst die Ahnungsgabe zu besitzen glaubte; — „ich konnte mich in diese pünktlich zutreffende Erzählung finden; und, da sie Alles durchschaute, warum sollte ich länger zurückhalten? Dergleichen Ahnungsbegabte pflegen sich die Sachen nicht leichter zu machen, und selbst der Zweifel, der sie, sie mögen noch so weit in der Selbstweissagung, in der Ahnung gediehen sein, beunruhigt, ist ein Kampf, und Kämpfen macht Mühe."

Kurz, der Prediger las Minen Alles und Jedes und auch das vor, was ich meinen Lesern verkürzt habe. — „Gott Lob und Dank" — sagte Mine — „daß ich sterbe!" — Bei der Aussage des Eckhowen'schen Dieners Jakob Kegler, daß sie zum Morde angestachelt, und bei den Worten, daß sich bei ihr sogar ein „Mordmesser" gefunden habe, — erschrak Mine sichtlich und betete — mit gebrochener Stimme — die Worte des Liedes:

> Soll's ja so sein,
> Daß Straf' und Pein
> Auf Sünden folgen müssen,
> Herr, fahr' hier fort,
> Nur schone dort! —

Dann wandte sie sich zum Prediger und sagte: „Ich muß Ihnen gestehen, lieber Beichtvater, daß der Vorsatz mir selbst das Leben zu nehmen, der, wie ich jetzt die Gewaffneten sah und hörte,

wieder in mir Feuer faßte — daß dieser Vorsatz mir oft, oft als etwas vorgekommen, das mir meine letzte Stunde erschweren könnte. Jetzt sind auch diese Stiche hin — ich habe nichts, nichts mehr, was mich drückt, und ich fühle es: ich werde selig und ruhig sterben und, wie Alexander's Mutter singt, wenn mir die Gedanken wie ein Licht, das hin und her wankt, bis ihm die Flamme gebricht, vergehen, werde ich sanft und still einschlafen — ich werde ausgehen wie ein Licht." —

Gott, so war ihr Ende auch wirklich! Ihre Ahnung ließ sie nicht zu Schanden werden, pünktlich traf sie ein. Nur blieb sie selbst während der letzten beklommenen Tage nicht fest bei diesen beruhigenden Vermuthungen. Zuweilen schien es ihr in der That schrecklich — zu sterben; sie nannte dieß Leben einen hellen Tag zwischen zwei dunklen Nächten. „Nur des Leibes wegen" — setzte sie hinzu — „nenne ich es so; meines Lebens besserer Theil, mein eigentliches Leben, geht nicht aus, stirbt nicht." — Wenn diese „Anfechtungen" Minen überfielen, wie es der Prediger nannte. kam es ihr vor, daß ihr letztes, letztes Ende vielleicht doch schreckhaft werden könnte, vielleicht ein Märtyrertod, so wie ihr Leben ein Märtyrerleben war. „Herr, fahr' hier fort — nur schone dort!" — rief sie dann zu Gott empor, und ihr Busen hob die Decke, so schlug ihr das Herz. Geschieht das am grünen Holz, was will am dürren werden? — —

Minens Trost bei dem Gedanken, daß ihr Ende nicht sanft sein würde, war, daß auch dieß sein Gutes haben könnte. „Das Sterbebette ist weit mehr, als das Grab, die Schule der Weisheit" — bemerkte der Prediger. „Man erlangt eine anschauende Erkenntniß, wenn man den Todten da sieht. Bein von meinem Bein, Fleisch von meinem Fleisch!" —

Sie nahm ein feierliches Versprechen vom Prediger, mir ihren Tod auf das Aller-, Allergenaueste zu erzählen: „Ist er schrecklich, ist er sanft, wie er war! Alles, Alles ihm! Er braucht Lebenslehren; wenn ich sie ihm zurücklasse, so werden sie ihm, das weiß ich, desto werther sein."

Eines Morgens — die Sonne ging unbewölkt auf — war Mine schwächer als je. Alle Fäserchen verloren ihre zusammenziehende Kraft. Mine empfand diese Schwäche, und dieß bewog sie, Gretchen sehr zeitig zu sich bitten zu lassen. Sie bat sie um Licht, damit sie „ihre Briefe zusiegeln könnte.“ Es war ihr Tagebuch. Sie befahl Gretchen Gott und seiner Huld und Gnade und bat, mich tausendmal zu grüßen — tausendmal, und mir dieses Päckchen (sie gab es ihr) und noch andere Sachen zu behändigen. „In seine eigenen Hände!“ — sagte sie, und eine Zähre floß sanft ihre Wangen herab.

Nachdem sie noch mit allen Hausgenossen gemeinsam die Communion empfangen hatte, schloß sie die Augen und lag still und friedlich da.

Minens Auge und Herz brachen zu gleicher Zeit. Von ihrem Begräbnisse sprach Minchen wenig oder nichts. Nur das bat sie sehr, und es ward ihr heilig versprochen, daß ich bei ihrem Begräbniß zugegen sein sollte. „Vielleicht wünscht er mich noch zu sehen. Der Arme! trösten Sie ihn! Er hat mir einmal geschrieben, daß er gern eine Haarlocke von mir hätte. Wenn er nicht vor dem Haar einer Todten zurückbebt, kann er sie nehmen. Gott sei ihm gnädig!“ —

Der Tod grub jede Stunde näher, um Minen an's Herz zu kommen. Sie lebte zwar nach jenem dunkeln Morgen noch einige Tage; allein es waren nur noch wenige Tropfen im Kelch. Sie klagte wenig über Schmerzen: „Was ich dulde, dulde ich Gott.“ Kopfweh, Brustschmerz und ein schleichendes Fieber waren die Zerstörer ihres Lebens.

An einem sehr schönen Morgen kam der Prediger zu ihr. Gretchen war schon da. Sie nahm den Prediger und Gretchen bei der Hand. „Dank, Dank für alles Gute! Gott lohne es Ihnen“ — sprach sie sehr leise — „für Alles, für Alles!“ — Sie sprach noch schwächer, stammelte, schwieg, blickte sehr schnell auf, sah Gretchen, sah den Prediger an, hob ihr Haupt, fiel zurück, schloß ihre Augen und starb. — —

So war die Ahnung der Seligen erfüllt, daß sie des Morgens sterben würde. Der Tag, der letzte Tag für Minen unter der Sonne ging schön auf und blieb, wie er anfing. Gretchen war nicht von der Seligen zu bringen. „O, der letzte Tropfen Todesschweiß" — schrie sie — „wie er da starr steht!" Und der Prediger: „Gott hat abgewaschen die Thränen von ihren Augen; sie ist eingegangen zu ihres Herrn Freude!" —



Drittes Buch.

Zur Heimath.



Zwanzigstes Kapitel.

Heimgegangen!

Noch an demselben Tage, da Minchen heimgegangen war, schrieb der Prediger an seinen Bruder. Das war jener Justizrath Friedeborn in Königsberg, den meine Leser schon flüchtig kennen gelernt haben. Ihm hatte der Pastor das Wichtigste von Minchen's letzten Erlebnissen, von ihrem Tode und von ihrer Liebe zu mir mitgetheilt, doch nur gerade soviel, als ihm zu seinem Auftrage nöthig war. Er bat ihn, mich in der Stadt zu erfragen und Sorge zu tragen, daß ich möglichst bald nach Linden käme. Wagen, Pferde und Vorlegepferde — Alles war von dem edlen Testamentsvollstrecker besorgt. Den Bruder selbst bat er nur halb, mitzukommen, und zwar aus Zartgefühl für mich. Der gute Mann wußte nicht, daß dieser Bruder in Königsberg mein bester Freund, ja mein Beichtvater war, sowie es der andere, der Pastor in Linden, von Minen gewesen. Denn der Bruder war eben jener königliche Rath, von welchem meine Leser schon wissen, daß er — ein Menschenleser war, mit einer offnen, weit offnen Stirn, schwarzem Haar und einem Auge, in dem man ihn, zwar in Kleinem, aber doch ganz sah.

Er ließ mir sofort sagen, daß er gern den Abend mit mir theilen möchte. Ich kam und fand ihn allein. Mit einer Klugheit und Zartheit, die ihres Gleichen nicht hat, brachte er mich auf meine Liebe. Da wußte ich, wo ich war. Schon lange hatte mich die innere Unruhe verzehrt, da ich auf alle meine Briefe an

Mine keine Sylbe erhielt. Die schrecklichste Ahnung schlug wie ein Blitz bei mir ein. „Mine ist hier“ — rief ich — „wo ist sie, theuerster Freund, wo?“ — Das Feuer, womit ich sprach, erlaubte wohl diesem sehr feinen Menschenkenner und ebenso großen Menschenfreunde nicht, mir Alles zu entdecken. Ich erfuhr nur, daß Mine in Linden bei seinem Bruder wäre, daß sie krank, sehr krank gewesen. „Ich würde mit Ihnen hinfahren“ — sagte der Rath — „obgleich mich mein Bruder nur so, als wollte er mich eigentlich nicht, gebeten; aber der königliche Dienst macht es mir heute unmöglich.“

Wie mir war, kann ich nicht schreiben, ich habe es sogar nie aussprechen können. Gleich, so wie ich stand und ging, wollte ich in den Wagen. Er versicherte mich, daß ich nicht nöthig hätte, mich zu übereilen, und daß es wohl schon besser mit ihr wäre. Tausendmal wollte es mir einfallen, sie ist todt; allein es wollte nur. Ich stieß diesen Einfall mit allen Kräften fort und bäumte mich so dagegen, daß ich auch wirklich nur kurz vor Linden von einer schrecklichen Ahnung durchdrungen ward. Ich hatte nicht das Herz gehabt, den Fuhrmann schon früher nach Minen zu fragen. Hundertmal wollte ich und hundermal konnte ich nicht. Da nahm ich mir ein Herz; und der gute Fuhrmann, dem freilich verboten war, mit der Thür in's Haus zu stürzen, sagte mir eben Alles, da er mir nichts sagte, oder nichts sagen wollte.

Gott! — mehr konnte ich nicht. Der Fuhrmann bot mir ein Glas Wasser an, um die Sache gut zu machen, allein ich hatte es nicht nöthig. Ist's Betäubung, oder was ist eine solche Stärke?

Auf dem Kirchhofe, kurz vor dem Pastorat, ergriffen mich Schauer auf Schauer, und ich fing an zu zittern und zu zagen.

Der Pfarrer und seine Tochter kamen mir entgegen. Ich hatte kein Wort, ich glaube, auch keinen Ausdruck im Vermögen, wenn es mir das Leben gekostet hätte. Der Pfarrer sah mir Alles, Alles an. Gretchen wußte nicht, was sie denken sollte. „Todt!“ — fing ich nach einer schrecklichen, stummen Scene an. „Todt, Alles todt?“

Der Pfarrer ergriff meine linke Hand. „Fassung!“ — sagte er so furchtsam, als wenn er selbst nicht wüßte, was er sagen wollte, als wenn er selbst nicht gefaßt wäre. Er war es wirklich nicht, der gute Mann. „Sie ließ Sie tausendmal grüßen“ — sagte endlich Gretchen mit Schluchzen; und dieß Wort wirkte auf meine Empfindung; die Spannung ließ nach. Mein Auge bezog sich. „Wo ist sie? wo?“ — fing ich an. Und da war sie, als die Thür zum Todtenzimmer geöffnet ward, auch schon in meinen Armen, an meinen Lippen!

Gott, welche Scene! — — „O Mine! Mine! Mine!“ Mehr konnte ich nicht. Ich fiel zurück — eine Seelenohnmacht ergriff mich. Der gute Prediger und seine Tochter sagten abwechselnd: „Sie ist bei Gott!“ — mehr konnten auch sie nicht. Wir waren alle drei so lebensmüde und satt, daß wir gern, gern alle zusammen da gestorben wären — gern, um in Minens Gesellschaft zu sein. Gott, ist sie denn nicht werth, daß man ihretwegen stirbt? Sie war mir Alles, Alles! Welt, Leben, Alles! — Ich konnte nur bitterlich weinen.

Nach einer langen Weile, da ich mit starrem Blick sie angesehen, sprang ich auf und schrie: „O Gott! — sie lebt!“ — Noch diese Minute weiß ich nicht, wie ich zu diesem: sie lebt! kam. Ich drückte sie fest an mich und siehe da — ich fühlte wirklich einen warmen Odem. Der Prediger kam, Gretchen kam, Alles rief mir nach: „O Gott! sie lebt!“ — „Minchen“ — rief ich — „du lebst! du lebst! Steh auf von den Todten! Erwach! erwach! du schläfst nur! Mine, du Weib meiner Seele! sieh auf! sieh nur noch einmal auf! Nur noch ein, ein Wort; Mine, nur ein einziges!“ — Der Prediger machte Proben mit dem Odem und das, wie es schien, nicht ohne die Fassung, die eine jede Probe erfordert. — „Sie lebt!“ — schrie auch er mit einer erprüften Gewißheit, daß ich vor Freude außer mir war. Es ging so weit, daß wir lebendiges Blut in ihrem Gesicht bemerkten und außer uns waren. „Wir haben einen Gott“ — sagte der Prediger — „der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet!“ — — —

* *
*

O Gott! Nein! Sie lebt nicht! hin ist hin! — Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet. Dort lebt sie, dort wird sie leben, dort! Ich werde sie eher nicht wiederfinden, als unter den Vollendeten Gottes, die zu seinem Reiche gekommen sind. Heil denen, die gekommen sind aus großem Trübsal und die dort rühmen können, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an ihnen soll offenbar werden.

Durch das eingebildete Leben ward ich lebendig. Sind wir Menschen nicht besondere Geschöpfe? Oft tröstet uns, was uns mehr niederschlagen sollte. Es war so herrlich, sie anzuschauen!

Wir blieben ein paar Stunden bei der Leiche. — Nachdem wir die Leiche verließen und der Prediger mich, nach seinem selbsteigenen Ausdruck, wie umgekehrt fand, nahm er mir ein Versprechen ab, ihre Hülle, ihr Ehrenkleid nicht mehr als noch einmal zu sehen. Er machte dieß zur Sache Gottes, und ich versprach — und hielt. Gott weiß, wie schwer es mir ward.

Ich aß wenig, trank noch weniger. Der Prediger glaubte, daß ich nach so entsetzlichen, sprachlosen Stunden Ruhe nöthig hätte. „Gott schenke sie Ihnen!" — setzte er hinzu. Wir gingen ein Jeglicher in sein Kämmerlein, wie über ein Kleines ein Jeglicher in sein Grab gehen wird am Ende seiner Tage; allein welch eine Nacht! Mein Herz schlug ein anderes Kapitel auf. Die Verklärte hatte mich ihres Ablebens wegen für einen Augenblick mit verklärt; allein jetzt fiel es mir ein: wie kam Mine nach Preußen? Ich Unglücklicher! so nahe bei ihr! Diese Sandkörner wurden mir zu Bergen. Ich drückte die Augen zu, um diese Vorstellungen zu erdrücken; allein dieß war eben der Weg, noch mehr zu sehen. Ich sah im eigentlichen Sinne Gespenster. Ich wußte von nichts, was ich that. Im Bette hatte ich nicht Raum mit allen diesen Dingen.

Der redliche Prediger hatte sein Kämmerlein neben mir genommen. Anstatt schlafen zu gehen, zog er also eigentlich auf die Wache, um, wenn es nöthig wäre, bei der Hand zu sein. Der Schlaf floh auch ihn, und es war mir auffallend, daß wir

alle im Hause nicht eher eine ruhige Schlafstunde hatten, so müd' und matt wir auch waren, als bis Mine begraben war. Der Prediger meinte, daß es ein unempfindliches Herz verrathen würde, in einem Hause schlafen zu können, wo ein noch uneingesargter Mensch läge. Er wenigstens hätte es, wie er sagte, nie können.

Wir blieben zusammen. Der Prediger hielt es für's Dienlichste, mir die ganze Sache so, wie sie war, darzustellen. Und in Wahrheit, das ist das einzige Mittel zur Beruhigung. Wenn ein Unglücklicher die Grenzen seines Unglücks wissen will, meßt sie ihm gleich ganz und gar zu — keinen Strich weniger! ihr macht ihn sonst bei jedem neuen Zuge unglücklicher; ihr laßt ihn einen so vielfachen Tod sterben, als ihr Absätze, Rückhalte und Punkte macht. Ich selbst kann zum Belege in Rücksicht dieser Bemerkung dienen. Was der lebendige Odem Minens gestern Abend war, das war die Geschichte des Predigers heute Morgen. Gretchen kam, hörte was vorging, und holte mir das Depositum, das die Heimgegangene ihr für mich überliefert. Da hatte ich nun Minens Geist in meinen Händen. Ewig werth sind mir diese Papiere; wenn ich sterbe, sollen sie mein Kopfkissen im Sarge sein.

Das Wichtigste aus Minchens letzter Schrift, aus ihrem Tagebuch während der Krankheitszeit stehe hier. Ich darf es meinen Lesern nicht vorenthalten und bitte es nur zu überschlagen, wenn es ihnen zu viel ist: —

„Das Letzte, was ich in dieser Welt schreibe, sei dein. Wenn ich sagen würde, ich ginge aus der Welt ohne Wunsch, noch länger hier zu sein, würde ich einen falschen Eid vor Gottes Gericht zu verantworten haben. Eng ist die Pforte, durch die ich mich dränge; allein wenn ich durchgebrochen — ich fühl's, was für Erquickung mir entgegenwehen wird. Meine Seele sehnt sich nach Ruhe, nach dem Sabbath! Gern hätte ich dich noch in der Welt gesehen und gesprochen! — Geküßt? — jetzt nicht mehr, so gern ich dich sonst geküßt habe. Deine Hand hättest du mir aber reichen müssen. — Ich sterbe darum getrost, weil ich unserer Liebe wegen — Gott geopfert

werde und ihm und seinem Gebot sterbe. Oft dachte ich, er hätte sich von mir gewendet; ich rief, und er antwortete nicht; allein er erlöste mich gewaltiglich aus aller Noth. Bald vollbracht, bald! — — — Wie oft ich gewünscht und mich gesehnt habe, dich noch zu sehen, weiß Gott der Herr! Der Arzt widerrieth es, und der liebe Prediger auch. Gottes heiliger Wille ist geschehen. Ich hatte mich schon ziemlich erholt — nicht zum Leben — nein, dich zu sehen; und diese Hoffnung, eben diese, diese Hoffnung frischte mich zusehends auf. Aber Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken, seine Wege sind nicht unsere. Daß es keine Sünde ist, dich zu lieben, kann ich am besten jetzt entscheiden — jetzt, wo über das ganze Leben entschieden wird. Es entgeht mir nicht das mindeste von Allem, was ich von Jugend an gedacht und gethan — über alles hält das Gewissen Gericht! Verzeihe mir, Herr, alle meine Fehler, auch die verborgenen! Dein harret meine Seele, meine müde Seele! Du allein, Herr, schenkst den Beladenen Ruhe, Seelenruhe. Vor Gott ist zwar kein Lebendiger gerecht; allein glaube mir, mein Lieber, ich bin ruhig — und ich bin der festen, festen Zuversicht, daß, der hier in mir angefangen hat das gute Werk, es vollführen werde bis an den letzten Tag. Ich liebe Dich, mein Lieber, Gott weiß es, er weiß auch wie! Es ist eine andere Liebe, wie in Ilsen auf dem Kirchhofe, mit der ich dich jetzt sterbend liebe. Wenn ich wüßte und glauben könnte, daß es dir zu größerem Trost gereichte, wenn du mich gesehen und mich gesprochen, was würde ich mir für Vorwürfe machen! Wahrlich, dann hätte ich mich sehr an dir versündigt. Ich glaube nicht, daß es dir tröstlicher gewesen wäre — ich glaube es nicht — und dieser Gedanke beruhigt mich. Das fühle ich, daß eine Liebe, wie die unsrige, eine gottgesegnete war, trotz allem Leid und Weh! Sie war nicht für diese Welt, sie war nicht von dieser Welt. — Ich empfehle dich Gott und seiner Gnade, der walte über dir. — Wieder schwach — ich lege die Feder noch nicht weg — ich hoffe Stärke. Nein — schwach noch immer, sehr, sehr schwach!"

* * *

„Noch schwach, allein so sehr nicht, wie gestern. — Gegen Abend bin ich immer matter, so geht's allen solchen Kranken. Der Prediger sagt, daß die meisten mit dem Tage sterben. Sie gehen des Abends zur Ruhe. Mir ahnet, daß ich des Morgens sterben und zu meiner Ruhe eingehen werde. — Wie Gott es will. Die Stunde des Todes ist Gottes Sache — ihm sei Alles anheimgestellt! Laß mich nur selig sterben! — Ich habe mich heute mit mir selbst gestritten, ob ich das Leben verliere? Allein in Wahrheit verliere ich nichts, nichts, wenn ich auch einen Strich zwischen dieser und jener Welt ziehe. Denn hatt' ich dieses Leben? Höchstens hätt' ich es haben können . . . Ich hab' nur Hoffnung, nicht Leben eingebüßt . . . Gott der Herr arbeitet ins Große und ins Kleine. In ihm lebt, webt und ist Alles! Und wer in seinem Leben einen Zusammenhang findet, hat weder an sich noch an Gott gedacht. — — Wir können nicht den Vorhang vor der Zukunft zerreißen. Bei unserm Tode zerreißt er, wie beim Tode Christi der Vorhang vor dem Allerheiligsten. Wahrlich die Zukunft ist das Allerheiligste! Wer kann das Triebwerk der Schöpfung leiten? Auf Gott aber können wir uns verlassen — eine selige Empfindung! — — Da kommt eben Gretchen mit ihrer armen, kranken Mutter — — ich soll zu Bette gehen. — — Ich denke immer, wenn ich zu Bette gehe: wie wird's sein, wenn ich begraben werde? wie? — Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rührt sie an — das tröstet mich. Dieser Trost bleibt auch im Tod unüberwunden. Ich lebe dem Herrn, ich sterbe dem Herrn, im Leben und Sterben bin ich des Herrn!"

* * *

„Ich habe lange mit mir gestritten, ob ich dir das letzte Stück von meinem Tagebuch, das mit einem großen Kreuze bezeichnet ist, zurücklassen, oder ob ich's mit in's Grab nehmen sollte? Du weißt's, daß ich dir bis an das große Kreuz keine Klage über meinen Vater geführt habe; ich wollt's auch jetzo nicht. Ich stritt lange mit mir. Endlich, endlich hielt ich mich verbunden, dir, vor dem ich kein Geheimniß gehabt und haben

kann, Rechenschaft von meinem Tode zu geben. Im Himmel hätte ich dir ohnedem so etwas nicht erzählen können, und Niemand weiß es, was ich weiß und was dir dieses Tagebuch sagen kann, außer Benjamin, und den hoffe ich auch dort zu finden. — Lies und fluche meinem Vater nicht; ich habe ihm nächst Gott mein Leben zu danken. Vielleicht war es auch so am besten! Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen! Mein Leib stirbt je länger je mehr, und der Geist, sein Freund, nimmt oft mehr hieran Theil, als ich's gern sehe. Doch giebt's Stunden, wo ich fühle, daß meine Seele unsterblich sei, wo ich nicht sehe auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; denn was sichtbar ist, ist zeitlich, was aber unsichtbar ist — o Gott, hilf mir! — ist ewig, ist ewig!"

* * *

„Ein Testament, lieber Junge, ist mir von jeher etwas Feierliches gewesen. Schon längst habe ich darauf gedacht, dir eins zurückzulassen. Wo ich nur dazu kommen konnte, las ich Testamente, und wie sehr freute ich mich, wenn ich eins gelesen hatte, daß die Leute oft in ganz gesunden Tagen bedenken, wie ihr Leben ein Ziel hat und sie davon müssen. Heute will ich mein Testament machen. Ein Testament in meinem neunzehnten Jahre! — So winkt Gott Manchem am trüben Abend seines Lebens, Manchem am heitern Morgen. — Komm, Herr, ich bin bereit! In deine Hände befehle ich meinen Geist, du treuer Gott und Herr! Wenn mein Haupt sich neigt, wenn mich nichts mehr erwärmt, wenn die Hände saftlos dahinsinken und der Puls statt zu schlagen zittert, als ob er selbst vor dem Tod erschrecke, sei nicht fern von mir, Gott, meine Hülfe! Sei mir nicht schrecklich, mein Gott, in meiner letzten Noth! Ich harre dein. Wenn ich heimfahre aus diesem Elend, sei mein Herr und mein Gott. Amen! Amen!"

„Dich, herzlich Geliebter, bekenne ich sterbend als den meinigen! — Ich beschwöre dich, daß du über meinen Tod nicht trauerst, wie die, so nicht glauben eine Zusammenkunft der Auserwählten zu Gottes Rechten und dann Freude und Wonne in

Ewigkeit vor dem Angesicht des Herrn aller Welt! — Ich setze dich zum Erben ein alles dessen, was ich habe. Es sind Sachen, die du in deinen Händen gehabt; eben hierdurch hast du sie für mich geweiht. Mache mit diesen Sachen, was dich gut dünkt. Ein Stück gieb meinem Vater zum Andenken, wenn er's will — ich glaube, er wird wollen — und ein Stück behalte deiner Mine zum Andenken. — Und hiermit nehme ich von dir, als meinem Manne, Abschied. Ich danke dir für deine Treue; du hast mich herzlich geliebt. Habe Dank, mein Seelenmann, für alles Gute, das du an mir gethan! Gott lohne dir für Alles zeitlich, geistlich und ewig! — Meine Sinne sind ausgetrocknet. Fast habe ich keine Thräne mehr, um diese Wünsche zu begleiten. — Nun meine feierlichste Bitte, mein Beschwur: Ich bitte dich vor Gott und beschwöre dich bei Allem, was heilig ist im Himmel und auf Erden, und nach diesem hohen Schwur — bei meinem letzten, letzten Seufzer, bei meinem letzten Todesstoß, bei meinem letzten warmen Hauch — dich zu seiner Zeit ehelich zu verbinden! Gott segne dein zukünftiges Weib und die Kinder, die sie dir schenken wird! Wir sind geschieden; Gott hat uns verbunden und geschieden. Der Tod bringt uns den Scheidebrief. Von diesem Augenblicke an, da ich dieses schreibe, bist du nicht mehr mein Mann. Das letztemal nenne ich dich meinen Mann, o Gott, das letztemal! Und von diesem Letztenmale an bist du nicht der meinige, sondern der Mann deines künftigen Weibes. Wenn dir ein Sohn stirbt — schreckliche Ahnung! — sei er in der andern Welt mein, mein!"

„Schon oft habe ich gebeten, und ich wiederhole es noch einmal in diesem meinem letzten Willen, meinem Vater nichts zuzurechnen. Vergieb ihm, o Lieber, vergieb ihm! so wie du willst, daß mir und dir Gott vergebe. Kannst du ihm helfen, hilf ihm. Meine Flucht kann ihn vielleicht in noch schlechtere Verfassung bringen, als er schon war, da er die Schule aufgegeben hatte. Vergieb ihm und auch dem von Eckhowen — — so wie ich beiden vergebe. — Ich beschwöre dich, bei Gott dem Allerbarmer, dich und mich nicht an dem Eckhowen zu rächen. Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. O es ist eine schöne Sache,

zu vergeben. Vergieb ihnen alle Leiden, die sie mir gemacht und auch dir. Du kannst in deiner eigenen Sache nicht Richter sein. Mein Leiden und Tod trifft dich zu nahe; vergieb Alles, Alles — denk' an den Essig und Galle am Kreuze — sie wissen nicht, was sie thun!"

„Oft denke ich an den Tod des Herrn, der uns ein Vorbild ließ, nachzufolgen seinen Fußstapfen; und dann bin ich froh über die Kriegsknechte, welche die Widdem besetzten, und über so manchen Pilatus, der nur den Leib tödten kann und die Seele nicht, worunter ich aber den ehrlichen Nathanael nicht rechne; denn wahrlich, er that mehr als sich die Hände waschen. Sage ihm, wenn du ihn in dieser Welt sprichst, daß ich ihm von Herzen vergeben habe. Seit der Zeit, da er mich schreckte, war es — vollbracht, Alles vollbracht! — Wenn mein Bruder wieder gesund geworden, so gieb ihm den Brief, den ich deinem großen, von mir versiegelten Packen beigelegt. Meinem Vater gieb auch den seinigen."

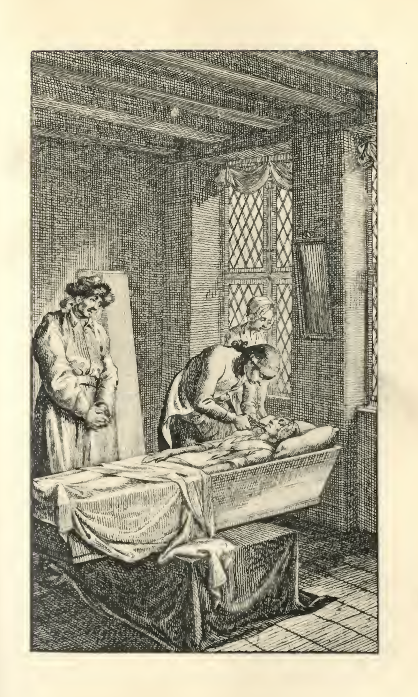
„Gott segne dich mit reichlichem Segen, mit mehr als Einem Segen. Grüße deinen Vater und — deine Mutter; ich küsse beiden die Hände. Gott lasse es ihnen wohl gehen, ewig, ewig wohl! — Ich bin matt, sehr matt! — Ich verbiete dir nicht, an mich zu denken; allein thue es nie, wenn du allein bist, sondern im Beisein der Deinigen, damit du stark bleibest."

„Dieß ist mein letzter Wille, den du in allen Stücken und besonders wegen meiner feierlichsten Bitte vor Gott erfüllen mußt, so wahr dir mein Andenken lieb ist. Nun zum letztenmal Amen! Angefangen früh Morgens, geendigt um sieben Abends den 10. Mai 1761."

* * *

Nach diesem Testament, das sie den Tag vor ihrem Tode gemacht hatte, schrieb sie nur noch folgende Zeilen:

„Sei gut — ich kann nicht mehr. — Nach diesem Elend ist uns bereit ein Leben in Ewigkeit. — Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr! — Hinauf! hinauf! ich kann nicht mehr! —





aber denken, beten, segnen noch — noch — noch! — Lebe wohl, wohl! wohl!"

Noch sehr unleserlich und immer in die Höhe standen die Worte: „Ich bin bereit — komm, Herr! — Schmerz — Angst, keine — im Himmel — Lieber!" — —

Wie sehr mich diese Zugabe gerührt hat, ist unaussprechlich — Alles himmelan! Sie ist wahrlich heimgegangen! Gott helfe auch mir und allen, die seine Erscheinung lieb haben, kämpfen den guten Kampf des Glaubens und den Lebenslauf vollenden. —

Ueber Minens Begräbniß werde ich kurz sein. Den ganzen Tag vorher brachten wir in Gesellschaft der Leiche zu. Nur bis dahin war ich an mein Versprechen, Minen nicht zu sehen, gebunden. Gretchen hatte mir den mündlichen Bescheid abgegeben: „Wenn er nicht vor dem Haar einer Todten zurückbebt, kann er eine Haarlocke nehmen." Die Empfindung, mit der ich mir dieß Geschenk nahm, ist unbeschreiblich. Alle ihre Sachen nannte ich mittelbar, diese Haarlocke war etwas Unmittelbares; sie war ein Stück von Minen selbst, das Einzige, was Menschen unmittelbar mit Anstand von einander nehmen können.

Da wir hinausgingen und ich Minen noch zum letztenmal ansehen wollte, konnte ich es nicht. Ich war wie mit Blindheit geschlagen; allein mein Ohr und Herz hörten die Worte, welche der Prediger, der sich an den Sarg stellte, mit bewegter Seele aussprach: Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Und nun kamen zwei Leute, die den Sarg fest zusammendrückten und nach diesem schrecklichen Zusammendruck sich zu uns mit den Worten wendeten: Gott bescheere uns Allen eine selige Nachfahrt! Sie hielten ihre Mützen vor und beteten, und wir beteten alle.

Minens Sarg war sehr einfach, ohne alle Verzierung. Sie hatte es ausdrücklich so angeordnet. — Schon lange zuvor ward ich vom guten Prediger gefragt, ob Mine nach kurischer oder nach preußischer Art begraben werden sollte? Ich bat ihn sehr, es zu halten wie es Sitte im Lande wäre. Und nun noch ein Umstand.

Zu den ausgezeichneten Eingepfarrten des Kirchspiels gehörte der Graf Hochheim von Siechenau, ein besonderer Mann. Der Prediger hatte ihn zur Leichenfolge gebeten und mir gegenüber erklärt: der Mann würde mich nicht stören. Seine Hauptbeschäftigung war nämlich, Leute sterben zu sehen. Er nahm, wo er von Kranken hörte, sie bei sich auf, und es waren immer Einige, die bei ihm starben, man mochte zu ihm kommen, wann man wollte. Unter den Kranken zog er Verlassene und solche Leute vor, deren Schicksal ungemein war. Seine Sterbezimmer waren immer besetzt. Der Graf hatte sehr traurige Schicksale überlebt. Seine sieben Kinder, alle in voller Blüthe, unter denen zwei Töchter als Bräute und ein Sohn als Bräutigam, starben in Zeit von drei Jahren. Die Bräutigame der Töchter, die Braut des Sohnes folgten und seine Gemahlin auch. Ein einziger Bedienter war von seiner Jugend, oder, wie er sich ausdrückte, von „seiner Frühlingsbekanntschaft" übrig, alle übrigen hatten ihn im Stich gelassen. Der Graf ging mit diesem alten Bedienten als Mensch, als Freund um. Spötter nannten sein Schloß ein Gebeinhaus; allein er setzte sich über dieses und mehr hinaus. „Ich lerne sterben" — sagte er zu mir bei der Leichenfolge — „und lasse es mir von Andern vormachen; ich lasse mir vorsterben und bin mit allen letzten Dingen in genaue Bekanntschaft getreten. Wahrlich, man macht zu wenig Erfahrungen über den Eingang des Menschen in und den Ausgang des Menschen aus der Welt! Freund, wer zehn Menschen sterben gesehen, weiß, was ein Mensch ist. Ich lerne täglich sterben."

Minens Begräbnißtag war so schön wie ihr Sterbetag. Schon des Morgens ward geläutet, Nachmittags gegen fünf Uhr wieder; und dieß war ein Wink, daß sich ein großer Theil aus dem Dorfe, Weiber und Männer, versammelten. In der Kirche fanden sich alle Mädchen um Minchen's Sarg zusammen und sangen aus der Tiefe ihres Herzens. Es hatten sich von freien Stücken zwölf Mädchen gemeldet, Minchen's Leiche zu tragen und zu versenken; allein der Prediger liebte keine Neuerungen, und es blieb bei der Sitte in diesem Kirchspiel, daß die Aeltesten im Dorfe sie trugen.

Der Prediger hielt eine Rede über die Worte aus der Offenbarung Johannis: „Siehe, ich komme bald; halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.“

Die herzliche Art, mit welcher er den Text behandelte, war Alles, was ich von dieser Rede hörte oder eigentlich behielt. Ich war an Minens offenem Grabe.

Es war ziemlich dunkel in der Kirche geworden, und dieß war ein freiwilliger Beitrag zur Feierlichkeit. Dieses heilige Dunkel, noch liegt es vor meinen Augen und vor meiner Seele! — — Nach der Rede ward eine Stille. Dieß wirkte fast mehr auf mich, als Alles. Zu selten bedient man sich dieses Rührungsmittels.

Was mich, versunken in Empfindungen, bei der Hand nahm und herauszog, war das Lied: Nun danket alle Gott! das zum Schluß angestimmt ward. Es war die schöne Gewohnheit in Linden, daß die Kirche nie anders als nach einem Lobgesang geschlossen wurde.

Die Leiche ward dann ohne Gesang von den Alten hinausgetragen und versenkt. Die erste Schaufel Erde, die auf den Sarg fiel — noch überfällt mich ein Schauer, wenn ich mir diesen dumpfen Ton zurückdenke — wenn ich ihn zurückhöre! Mensch, du bist Erde und wirst zur Erde werden! Das lag darin.

Der Pastor sprach die Kollekte nach der ersten Schaufel Erde, und den Beschluß machte das Lied:

O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr seid entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Und nach diesem Liede gingen wir unserer Wohnung zu.

Der Graf und ich waren beim Hingang ein Paar, beim Rückwege schloß sich der Prediger uns an. Der Graf wollte mir seine Einrichtungen auf Siechenau — um mich zu „zerstreuen“, wie er bemerkt — zeigen und sprach die dringende Bitte aus, daß ich ja nicht von hinnen ziehen möchte, ohne seinen „Kirchhof“, wie er sein Schloß nannte, mit allen Anhängen und Beistöcken

zu besuchen. „Ich habe" — setzte er hinzu — „noch über mancherlei von Seiten Ihrer Seligen Sie zum Verhör zu ziehen." Er stieg mit den Worten in seinen Wagen: „Heute mir, morgen dir!" —

Ich aber mußte noch fort und fort an die sogenannte „Leichenabdankung" des Organisten denken, welcher dortiger Sitte gemäß nach dem Pastor zu den Leuten am Grabe sprach. In dieser Rede kam manches Sonderbare vor; sie war herzlich und treu gemeint.*) Seinem Schlußgebet konnte ich von Herzen beistimmen, welches er in den Seufzer zusammenfaßte:

Was ich gelebet habe, decke zu;
Was ich noch leben soll, regiere du!



Einundzwanzigstes Kapitel.

Siechenau.

Als wir nach Minens Beerdigung — so einmüthig, so „bei verschlossenen Thüren" wie die Jünger, da ihr Herr und Meister sich ihren sichtlichen Augen entzogen hatte — uns im Pastorate versammelten, sprachen wir kein lebendiges Wort! — Als ob's todte gäbe, etwa nach der Weise von todten und lebendigen Sprachen! — Seufzer, unaussprechliche, halb unterdrückte Achs nennt nicht todte Worte, ihr Wortkrämer! Sie gelten mir mehr als all eure Klagelieder und Condolenzen. Durch solch unaussprechliches Seufzen löst der Geist den verstummten Leib ab, vertritt ihn und läßt sich allein hören. — —

Der Prediger erinnerte sich an seine Pflicht, der Regierung

*) Für Freunde eines urwüchsigen Humors bei so feierlich ernster Gelegenheit theile ich die ganze „Predigt" des Organisten im „Anhange" mit.

nach Königsberg von dem erfolgten Tode unserer Seligen Nachricht zuertheilen. Ich schrieb an meine Mutter und an meinen Vater, an Benjamin und an Hermann. Ich läugne es nicht, daß der Brief an meine Mutter mit Bitterkeit gewürzt war. Der an Hermann war gewissensrührig. Ich bestätige Alles, was Mine in meinem Namen versprochen hatte. Ich forderte nicht ihr Blut von seinen und des Herrn von Eckhowen Händen. Allein ich forderte Hermann auf, zu bedenken zu dieser seiner Zeit, was zu seinem Frieden diene.

Nachdem ich noch einmal zu Minens Grab gegangen, entschloß ich mich mit schwerem Herzen, den andern Tag nach Königsberg abzureisen. Der Prediger wollte mich aber nicht gleich in das Gewühl der großen Stadt zurück lassen; und mir war es ganz lieb, auf seine freundliche Aufforderung hin „noch acht Tage zu bleiben." Hatte ich doch nach diesem Schlage keine Heimath mehr auf Erden! Heimweh war meine einzige Grundstimmung. Und ihr folgte ich, wenn ich alltäglich allein und einsam zu Minens Grab wallfahrtete.

Oft begegnete mir dann Gretchen, die mir nie im Wege war; denn Mine war der Mittelpunkt aller unserer Unterredungen. Gretchen war ein reines und unschuldiges Mädchen. Sie hatte Verstand, das gute Kind, allein ihr Verstand lag im Herzen oder wenigstens nicht weit davon. Alles was Gretchen sagte und that, sagte und that sie von Herzen. — In wenigen Tagen sahen wir etwas Grünes auf Minens Grabe das Haupt emporheben. Gretchen küßte dieß erste Grün und bethaute es mit ihren Thränen. Mich hatte die Empfindung beim Anblick dieses ersten Grüns gelähmt. Es war wir, als sähe ich ein Stück von Minen.

Wenn wir uns dann Minens letzte Lebenstage in's Herz hineinmalten, ja einbildhauten, da kam oft der gute Pfarrer mit einer Störung dazwischen. Es arbeitete nämlich dieser treffliche Mann seit fünf Jahren an einer Abhandlung über „die Sünde wider den heiligen Geist", welche er seinem Bruder, dem Justizrath Friedeborn, zueignen wollte. So weit ich denselben kenne, konnte ihm mit einer Zuschrift über ein Werk von der

Sünde wider den heiligen Geist nicht sonderlich gedient sein. Aber der Pfarrer war so voll davon, daß er immer wieder davon zu sprechen anfing. Ehe ich mich's versah, ließ sich der Schriftsteller hören; — ja wohl, er ließ sich hören.

Dagegen störte mich seine Frau, die gute Hanna, nie trotz ihrer Krankheit, die sich in all diesen Trauertagen eher gesteigert hatte, aber doch mehr einer in sich gekehrten Melancholie Raum zu geben schien. „Bei ihrer Einbildungskraft war der Zaun gebrochen" — so bezeichnete der Mann das Wesen ihrer Krankheit und traf sie damit vollständig. Sie sah Jeden starr an und kam dem, mit welchem sie sprach, ungewöhnlich nahe. Gegen mich ließ diese arme Prophetin gleich beim ersten Male so viel Zutrauen aus ihren Augen schießen, daß sich der Prediger und Alle, die sie kannten, darüber verwunderten. Wir waren beide halb abwesend, und ich konnte ihre schleichende Lindenkrankheit lebhaft nachfühlen.

Wenn ich gegen den guten Prediger in Klagen ausbrach, so suchte er mich auf andere Dinge zu bringen; und da mußte meist seine Abhandlung, deren Druck ihm sehr am Herzen lag, herhalten.

„Ach!" — fing er an — „wenn ich nur ein Wort, nur ein Sterbenswort von Minens Lippen noch hätte hören dürfen, wie glücklich hätte es mich gemacht!" Und der Prediger sagte rasch, als ob es eine Antwort auf mein Seelenringen wäre: „Was den Druck betrifft — so sei er nicht kostbar, aber rein, sowie jeder Anzug. Eine gute Wäsche ist bei mir mehr als Gold- und Silberbesatz. Saubere Wäsche und gut Papier sind nicht so weit auseinander."

Dergleichen Eingriffe waren etwas Gewöhnliches. Er lebte und webte ganz in der Sünde wider den heiligen Geist und hatte diese Abhandlung unter Beifügung sehr vieler gelehrter Noten mit einem Verzeichniß aller falschen Ansichten über diese schwierige Materie begonnen. Er hatte recht eigentlich auf alle möglichen Irrwege studirt. Als er von dem zweiten Theil, der seine eigene Ansicht enthielt, mit mir sprach, wies ich ihn auf das, was mir mein Vater in beliebter Kürze und Einfalt über diesen Gegenstand

gesagt. Derselbige nannte die Sünde wider den heiligen Geist „eine trotzige Bemühung, das in's Herz geschriebene heilige Gesetz, die Grundregel, das göttliche Alphabet auszulöschen." — Meine Mutter würde sagen: „Diese Regel streichen, hieße wider besseres Wissen und Gewissen handeln!" — Was würde aus uns werden, ohne Regel? Da würde alle Augenblick irgend Jemand seinen Zauberstock aufheben und das abergläubische Volk würde ihm dienen. Diese heilige Regel ist das Salz der Erden und kein Wunder soll und kann dieselbe umstoßen. Wunder- und Zeichensucht ist auch eine Empörung gegen Gottes Ordnung und Gesetz; und wir nähren alle eine paradiesische Schlange im Busen. Hat doch der Mensch zuweilen einen schrecklichen Hang zum Aufruhr!

Der Prediger fühlte etwas von der Bedeutsamkeit dieser Sätze, die eigentlich der geistigen Rüstkammer meines Vaters entstammten. Er äußerte, daß er gern seine citationsschwere Abhandlung meinem Vater auf „eine freundschaftliche Bleifeder übersenden möchte." Als ich aber erwiderte, daß mein Vater nach seinen Grundsätzen wenig von gelehrtem Kram und Noten hielte, ward er still und scheu. Offenbar war er so wenig entschlossen, den gelehrten Wust, den er für einen Schatz ansah, zu opfern, als der reiche Jüngling sein Hab und Gut. Wer von den hochweisen Männern der Wissenschaft opfert denn gern jene eisenschwere Gelehrsamkeit, welche doch Motten und Rost fressen und da die Diebe nach graben und sie stehlen? — — Von der Bleifeder schwieg also forthin der gute Mann, wiewol er noch öfter als zuvor an reinen Druck und an weißes Papier dachte: „Kostbar sei er nicht, nur rein!" — —

So viel weiß ich, daß ich meine Zeit in Linden, auch nach den akademischen Wünschen zu urtheilen, gut angewandt habe. Gott segnete in der That meine Studia, Theorie und Praxis. Ich habe viel, viel an dem Grabe meiner Mine gelernt. Wahrlich, es ist ein großes Wort: Mensch, lerne dich! — allein welch ein schweres Wort zugleich! Ein Vater lernt sich oft erst in seinem Sohne kennen. Niemand will in sich hinein. Außer sich herumzuschweifen hat der Mensch eine so eingefleischte Lust, daß er gern

unstät und flüchtig ist. Er fürchtet in sich hineinzublicken, wie Kinder in einem Zimmer allein zu schlafen. Darum bei Vielen der Drang nach Geselligkeit! — Wenn ich an diese güldene Regel komme: „Mensch, lerne dich!" — bin ich in meiner Heimath. Die Theologen nennen das meist Selbverläugnung, was wirklich ein großer Theil von Selbstkenntniß ist. Man muß sich absterben, um sich aus den Todten hervorgehen zu sehen. Und solch ein Erstandener — das bist du, Selbstkenner!

In meinen Gesprächen mit dem Prediger kam der Graf Hochheim von Siechenau sehr oft und viel vor. Er war ein Stück von Kirchenpatron und zugleich sein Wohlthäter. Während wir noch von ihm redeten und der Prediger mir allerlei von seinen Eigenheiten erzählte, kam auf einmal ein Brief mit Pleureusen vom hochgeborenen Nachbar.

„Das wird eine Einladung auf morgen sein" — sagte ich. — „Das nicht" — erwiderte der Pastor und bemerkte zugleich, daß der Graf niemals Jemanden auf einen kommenden Tag bestimmt zu sich bäte. Ihm müsse Alles unvermuthet kommen. „Er lebt auch in diesem Stück" — setzte der Prediger hinzu — „wie man stirbt. Wer kann — hörte ich ihn sagen — Einen über zwei, drei Tage hinaus zur Mahlzeit einladen? Diese Nacht kann man deinen — Appetit von dir fordern!"

Der Brief war nur eine Erinnerung an unser Versprechen. Wir beschlossen den folgenden Tag dem Grafen zu widmen. In der Frühe brachen wir auf, um zeitig in Siechenau zu sein. So hatte er selbst sein Schloß benannt, weil es aus einer Stätte fröhlichen Lebens ein Schauplatz des Siechthums und des Sterbens geworden war — durch all das Leid, das er selbst erfahren und durch die vielen Kranken und Sterbenden, die er darin aufnahm. Wie sehr freute es mich — in meiner Heimwehstimmung — diesen wunderbaren Mann besuchen zu dürfen. Ich habe etwas Aehnliches in der ganzen Welt nie wieder gefunden.

Als wir angelangt waren, führte mich unser guter Pastor Friedeborn, da Niemand uns auf der todtenstillen Flur des

Hauses entgegenkam, in das Bedientenzimmer, um uns melden zu lassen.

Während Einer fortging, sah ich wie der Andere an einem Sarge arbeitete. Denn Niemand als ein Sargtischler — wie der Graf mir selbst nachher versicherte — wurde in seinen Dienst auf- und angenommen. Es wurden beständig Särge gearbeitet, um — wenn's nicht im Hause nöthig war — armen Leuten damit zu dienen.

Der Sarg, an dem gerade gearbeitet wurde, schien kein Provisionssarg zu sein. Denn der Sargtischler hatte Thränen in den Augen. Wir fragten ihn um die Ursache. „Gott" — sagte der Weinende zum Prediger, seinem Beichtvater — „ach Gott, lieber Herr Pfarrer, der künftige Einwohner dieses Hauses (er wies dabei auf den Sarg) hatte ein so — so — schönes Ende! Das weiß Gott — es soll das letzte Mal sein — daß ich für Jemand einen Sarg mache — den ich selbst sterben gesehen! Mag es thun, wer's kann! — Ich nicht — ich — ich hoble mir das Herz ab."

Dieser Ausdruck — der ihm, wie man deutlich sah, entfuhr — schlug ihn so nieder, daß er Spannung und Kraft verlor und das Handwerkszeug ihm entfiel. Das Rührendste dabei war mir, daß er sein Gesicht in ein Stück seiner Schürze verhüllte und schluchzte. Dieser Vorgang hobelte nicht nur dem Sargtischler das Herz ab; ich war, wie er, bis in die Seele erschüttert.

In diesem Augenblick traf uns der Graf, dem unsere Ankunft gemeldet war. „Was ist denn da?" — fragte er, nachdem er uns mit einem guten Morgen begrüßt oder beherzigt hatte. Der Prediger nahm nach einer Pause das Wort, wies auf den noch weinenden Sargtischler und sagte: „Der Ferdinand hat den künftigen Einwohner des Hauses, das er da baut, sterben gesehen." — „Nun" — sagte der Graf — „Fassung, Ferdinand! Begraben wir denn nicht Alle, die wir sterben sehen?" — „Der junge Mensch" — wandte er sich darauf an uns — „der hier einziehen soll, war sein Freund; er hatte ein frommes, gutes, edles warmes Mädchen, das ihm starb. Sie starb und er — ihr nach."

Das Wort ging mir wieder durch die Seele. „Gott, in deine

Hände befehle ich meinen Geist" — dachte ich tief im Herzen; — „wer ihr so nachsterben könnte!" — Mein Auge sah starr vor sich hin. — „Ha" — sagte der Graf, indem er mich theilnehmend bei der Hand nahm — „da haben wir's? Gelt! Wenn Sie den Sarg haben sollten — Sie würden nicht weinen und heulen?" — „Nein" — sagte ich — „ich würde es nicht — nicht einen einzigen Thränentropfen, nicht einen!" — „Das glaub' ich" — erwiderte der Graf — „der stirbt gern, sehr gern, den diese Welt nicht entschädigen kann, es sei in der Wirklichkeit oder — in der Einbildung!" —

Trotz der Theilnahme, die in diesen Worten lag, war ich doch über die Ruhe, ja Todeskälte, die mich aus dem Ton anwehte, ungehalten. Ich konnte ihm nicht antworten und wandte mich ab, die Bewegung meines Herzens zu verbergen.

Der Graf bat näher zu treten und führte uns in das düstere, unheimliche Schloß die Treppen hinauf. Ich weiß auf Ehre nicht, ob es meinen Lesern und namentlich den Leserinnen angenehm sein werde, näher zu kommen. Denn sie wissen, so gut wie ich, daß unser Weg nicht nach Arkadien führt.

Und dennoch! Manche folgen mir vielleicht gern. Mir war es — trotz der oben erwähnten Scheu vor seiner scheinbaren Eiseskälte, die mich daran gemahnte, als hätte dieser Mann selbst schon die Weise des Todes angenommen — doch nicht bloß merkwürdig und interessant, nein ich dankte nachher Gott mit bewegtem Gemüth, einen solchen Sterbensmann kennen gelernt zu haben.

„Warum tragen wir so viel Leid um unsere Todten" — fing der Graf an, als wir über die steinernen Stufen des öden und düsteren Vorraums geschritten waren. „Sie, mein Lieber" — wandte er sich väterlich an mich — „Sie gehen kaum einen Schritt vorwärts und werden vom Schmerz angehalten, sobald vom Sterben die Rede ist. Sind uns die Todten nicht bloß vorausgezogen? Werden wir denn nicht zu ihnen kommen? Je stiller der Durchgang, je besser! Ich für mein Theil liebe sehr die Reisen incognito, ohne Geräusch. Und sagen Sie selbst, lieber junger Freund, ist denn in der großen weiten Welt eine wirkliche Lücke durch den

Heimgang unserer Lieben geworden. Haben Sie, mein Sohn, in Kurland gewußt, daß ich Alles — Frau und Kinder verloren? Laßt uns doch nicht vergessen, daß wir in der Welt und nicht bloß in der Familie sind!"

Das war ungefähr, was der Graf mir an's Herz legte, und der Prediger stimmte bei. Ich konnte nur Weniges erwidern und sagte mehr in mich gekehrt: „Die Idee: den Freund, die Geliebte siehst du nicht mehr, so ganz, so erdenganz wie sie da waren; — die Idee: der Leib, den du geliebt hast, dem du so gut gewesen bist, ist Asche, ist Staub — o liebster Graf, das brennt wie Nesseln an die Seele."

„Ein ganz stiller Schmerz" — meinte der Graf — „ist oft der gefährlichste. Wenn er poltert, schlägt und stößt, legt sich der Sturm eher und es wird bald stille. Strenge Herren regieren nicht lange! Uebrigens hat da ein Jeder seine eigene Erfahrung durchzumachen." — —

Wir waren in den Hauptsaal des alten Schlosses eingetreten. Ringsum Todespracht, wahrlich Todespracht überall! Ich erschrak ordentlich und mir war's oft, als hörte ich einen dumpfen Ton: „Mensch, du mußt sterben!"

Von meinem Erstaunen und Erschrecken über die Bilder und Todesgestalten in diesem ersten Saal ward ich in's Leben zurückgerufen durch die erläuternden, geistreichen Bemerkungen des Grafen, mit welchen er sich an den „Gevatter Prediger" gewandt hatte, ohne daß dieser viel davon zu vernehmen schien. Offenbar lag derselbe tief in Gedanken und war mit seinem Verleger in Streit wegen der zweiten Auflage seiner „Sünde wieder den heiligen Geist".

„Ich stelle" — sagte der Graf — „Alles an seinen Ort: hier in den Saal gehören die verstorbenen Gottgläubigen oder Deisten; dort in die Kirche oder Kapelle, die ich Ihnen bald zeigen werde, kommen die im Herrn verstorbenen Christen." — Der Graf war tolerant genug, obgleich er sich selbst einen gläubigen Christen nannte, auch die „ehrlichen Heiden" in seine Todtenschau aufzunehmen. „Es giebt zwar" — meinte er — „eine blindheidnische Gottlosigkeit — aber auch ein gottverehrendes, sehendes Heiden-

thum. Indessen sind selbst diese Sehenden vom Christen unterschieden, sowie Saal von Kirche. Schauen Sie sich 'mal diese Bilder an" — es war der sterbende Sokrates da, Plato, Seneca und viele andere — „überall etwas vom unbekannten Gott; aber Eins ist und bleibt doch merkwürdig bei diesen Herren Naturalisten: das liebe Ich, das Selbst werden sie nicht los. Ich kannte Einen, der das Ich unendlich oft aussprach und mit seinem Ich hinten und vorn war. Er blieb auch im Ich. Mit dem lieben Ich! Diese Naturalisten halten sich selbst für kein Kleines. Ihre Seele, ihr Wissen wenigstens ist ihnen ein Stücklein — lieber Gott. Man könnte all die Deisten Seelenverehrer nennen; bald hätte ich Seelenabgötter gesagt." — Er zeigte auf das Bild eines Deisten: „Finden Sie nicht trotz der Lebensmühseligkeit über den geschlossenen Augen so ein Stück Selbstzufriedenheit, — Stirnunbeladenheit möchte ich es nennen. Den feurigen Busch der Religion, der wahren Religion des Kreuzes und der Gnade — hat er nicht gesehen. Aber in allerlei Volk, wer Recht thut und Gott fürchtet, ist ihm angenehm. Wir wollen nicht richten." —

Ich schaute mich in dem Saale um, Alles war nach antiken Mustern gemacht. Zu beiden Seiten der großen Thür standen zwei schöne Genien, deren jeder seine Fackel umgekehrt hatte. Zwei Sphinxe auf beiden Seiten sahen zu. In einem Wandfelde bei der Thür sah man zwei reißende Thiere abgebildet, die nach einem Schmetterling haschten, der über einer prächtigen Urne flog. Sie haschten, wie man sah, vergeblich. Er entfloh. Auf dem andern Felde neben der Eingangsthüre traten dem Beschauer Bilder des Todes und der heidnischen Hölle entgegen: die Furien, Tantalus — der heidnische Reiche Mann, der mitten im Wasser steht und doch Gefahr läuft zu verdursten; ein Rad, mit dem ein Verdammter ewig herumgetrieben wird. „Das nenne ich rädern" — sagte der Graf erläuternd; „Leidenschaft heißt dieß Rad." — In der Mitte der Gegenwand stand ein Altar, drüber ein Spiegel und um den Spiegel die Aufschrift: dem unbekannten Gott. „Dieß" — sagte der Graf weiter — „ist der Erbauungssaal derer, welche nur eine Offenbarung durch die natürliche Vernunft kennen,

nur ein Licht, das den Tag regiert, ohne an das Licht, das die Nacht regiert, und an die Sternenflur zu denken. Die Vernunft wird durch den Spiegel angedeutet, den man nur auf den Zehen erreichen kann. Es muß ein wahrer Flügelmann sein, der einen Blick hineinstehlen soll. Und was sieht er dann? Ein klein Stückchen Kopf! Er sieht sich, wenn er Gott sehen will. Der bloße Gottverehrer sieht sich selbst im Spiegel, der Christ sieht Christum, während beide Gott sehen wollen! — Bei alledem" — fügte der Graf nach einer Weile, da wir die Bilder betrachteten, hinzu — „bin ich kein Feind der ehrlichen Gottesverehrer; ich habe Kerls darunter sterben sehen, besser wie Sokrates — ohne Hahn, ohne Todesangst. Aber dennoch muß ich sagen, der Deist, wenn er's recht genau nimmt, bankerottirt doch; sein Tod ist ein Prangertod, ein Spektakeltod. Die Rechnung ist nicht rein, die Balance nicht stimmig! Und wenn ein Deist traurig wird, was kann diese Traurigkeit der Welt anders wirken als — den Tod."

Wir gingen sodann aus diesem Saal der natürlichen Religion durch mancherlei Zimmer — ich glaube es waren deren sieben, welche Zahl dem Grafen als eine heilige am Herzen lag — zu der Kapelle am Ende des Schlosses. „Durch viel Trübsal" — sagte der Graf — „zum Reiche Gottes!"

In all den Zimmern standen mit großen Buchstaben Trostsprüche an die Wand geschrieben; und es lagen viele verschiedene Kranke, Sieche und Sterbende in denselben. Der Graf zeigte uns Einige derselben, und wir sprachen bei dieser Gelegenheit ein Hohes und Tiefes über den Einfluß, den die Krankheitsart auf die Gestorbenen behauptet. Der Graf versicherte, dieselbe sei von keinem Belang. Bei vielen Schwerkranken erscheine der Tod doch wie ein wirklicher Einschlaf. Im Grunde, meinte er, daß jeder Mensch gleich viel Todesnoth ausstehe. Todesangst und Todesnoth schien ihm zweierlei. Die Angst sei mehr zufällig; — je nachdem der Mensch, nachdem auch die Angst. Aber die Noth sei wesentlich, und da sei es einerlei, ob Jemand plötzlich oder allmählich sterbe. Täglich sterben — darauf komme es an!

Als etwas Neues und Besonderes muß ich bemerken, daß

der Graf fast immer Zeit und Stunde ahnte, wenn es mit dem Patienten aus sein würde; allein er sagte es nie den Sterbenden. Mir fiel das auf, da er die stete Vorbereitung auf den Tod so hoch stellte und eigentlich nur lebte, um zu sterben. Aber auch in dieser Hinsicht hatte er eine feine Sterbenswissenschaft, auf die er überhaupt studirt zu haben schien. Er meinte zwar es solle jeder Gesunde sein Testament machen und jeden Morgen denken, es sei der letzte, und jeden Abend, es sei die letzte Nacht. „Viele" — behauptete der Graf — „ahnen auch ihre Sterbestunde selbst, und das ist ein ander Ding; denen hat es wohl Gott offenbart. Aber weder der Arzt noch der Seelsorger sollen sich anmaßen, den Kranken dadurch in eine unnatürliche Angst und Unruhe zu versetzen, daß sie ihnen den Termin stellen. Sonst werden sie zu Henkern, zu Scharfrichtern. Das Einzige, was einen Henkerstod schrecklicher als einen Kammertod macht, ist — die Gewißheit der Stunde. Wem gesagt wird: morgen Nachmittag um vier Uhr wirst du sterben! — der stirbt ganz und gar wie ein Delinquent, wie ein armer Sünder — ganz und gar!"

Ich könnte noch viel, viel erzählen, wenn ich alle Bemerkungen wiederholen wollte, die mir reichlich in den Wurf kamen. Bei den vielen Kranken, die wir, zum Theil schon mit dem Tode ringend, vor uns sahen, machte ich die Frage, ob nicht für die noch relativ Besseren das sie umgebende Todeselend schrecklich sei? Der Graf antwortete: „Ganz und gar nicht, mein Sohn! Dabei habe ich auch so meine Gedanken und Erfahrungen. Den Meisten ist es weit angenehmer, in Gesellschaft zu sterben, als in Gesellschaft zu leben. Ein großer Theil der Menschen stirbt mit deshalb so schwer, weil er Alles verlassen muß und weil ihn Alles verläßt, weil er so sehr allein bleibt. Ein schweres, ein schreckliches Wort — Allein: Der Mensch ist nun einmal ein geselliges Thier. Wenn er mit dem Kreise, in dem er lange Zeit leibte und lebte, auch in Einem stirbt — o wie tröstet dieß! Darum vorzüglich glaube ich durch gute Gesellschaft meinen Sterbenden ihr Ende zu erleichtern und ihnen einen Dienst daran zu thun." — Sogar der Selbstmord, meinte der Graf, würde noch

am ehesten beim offenen Grabe eines anderen theuren Dahingeschiedenen aus der Natur des Menschen zu erklären sein. Ja, er meinte, es gehöre ein so großer Grad Lebensliebe dazu, als der große Menschentöpfer uns eingeblasen, um diesen Grillen bei den offenen Gräbern der lieben Unsrigen zu entkommen. „Man dünkt sich“ — sagte er, indem sein Auge von einer Thräne erglänzte — „man dünkt sich ohne die lieben Seinigen verwaist in der weiten, weiten Welt; und ist man es nicht auch wirklich an diesem unempfindlichen großen Orte? Was ist das Leben, wenn man nicht noch den Kreis der Seinen hat, wo man das süße Echo seines Schmerzes, seiner Freude hört und eine Theilnehmung sieht, Liebe und Gegenliebe empfindet?“

Mich wunderte und ergriff tief diese innere Bewegung des Grafen. Ich hatte seine äußere Kälte falsch beurtheilt; das merkte ich jetzt und that ihm innerlich Abbitte. Ich sah aus seinem ganzen Wesen, daß an ihm selbst jenes Wort wahr wurde, welches er beiläufig aussprach: „Leute, die dem Leben recht ehrlich trotzen können — o, die trotzen auch dem Tode!“

Plötzlich — im dritten oder vierten der Krankenzimmer — ward ich aus meinen Sinnen gerissen durch den lauten Ausruf einer daliegenden, sehr abgezehrten Kranken, welche, da sie uns kommen sah, schrie: „O Gott, der Pastor aus Kurland!“ — Der Graf trat beruhigend an ihr Bette und sagte: „Nein, meine Liebe — es ist sein Sohn!“ — „Ach Gott“ — seufzte sie und starrte mich an — „ihm wie aus den Augen geschnitten!“ — Ich begriff kein Wort. Wir gingen auf Bitte des Grafen weiter, um die Kranke nicht zu sehr aufzuregen, nachdem dieselbe mir innig die Hand gedrückt und mit einem sterbensfreudigen Blick nach oben mir den Abschied gewinkt. Erst als wir die Krankenzimmer verlassen und durch einen langen halbfinstern, nur von brennenden Armleuchtern erhellten schmalen Gang — der Graf erinnerte an die letzte enge Pforte — uns der Kapelle näherten, sagte mir unser Hausherr, wer diese arme Kranke sei und warum sie mich erkannt habe. Es war eine Kurländerin, jene Tochter des Pastors Löser, die einstige Nebenbuhlerin meiner Mutter, wie sich meine

Leser wohl noch erinnern werden, dieselbe, welche trotz der Ohrfeige den adligen Krippenritter geheirathet hatte. Verstoßen und verworfen von ihrem sauberen Ehemanne und im Begriffe irgendwo den Tod zu suchen, war sie von dem Grafen in Siechenau aufgenommen worden und lag jetzt in den letzten Zügen. Der Graf erzählte mir, wie er sie selbst in einem elenden Gasthof bei Königsberg krank und sterbensmüde gefunden, nachdem der Mann sie hatte gehen heißen. Dieser kurische Krippenritter war, da ihm alle andere Bildung fehlte und er nur im Pistolenschießen, Fechten und Renommiren sich auszeichnete, nachdem er einigen kurischen „Mitbrüdern" das Lebenslicht im Duell ausgeblasen, nach Königsberg geflüchtet und hatte dort versucht, als französischer Sprach-, Tanz- und Fechtmeister sich kümmerlich sein Brot zu suchen. Dabei kam er in allerlei Liaisons und entfremdete sich, nachdem er das kleine Vermögen der Frau durchgebracht, seiner Ehehälfte ganz und gar. Sie suchte sich und ihre zwei Kinder mit ihrer Hände Arbeit mühselig zu ernähren und lebte in einem kleinen Dörfchen bei Königsberg. Dort erkrankten und starben beide Kinder: und die arme Krippenritterin, die sich an ihren verkommenen Mann nicht mehr wenden wollte, hatte sich schier zu Tode gearbeitet und lag verlassen und einsam da, als der Graf sie fand und in sein Siechenhaus brachte. Er versprach mir, mich später nochmals zu ihr zu bringen. Und so durfte ich dieser einstigen Antagonistin meiner lieben Mutter, nachdem sie mich gebeten, ihren Tod nach Kurland zu melden, die Augen zudrücken. Sie starb als „Schwester des Grafen" — denn „Bruder und Schwester" wurden Alle, die bei ihm heimgingen — sanft, willig und selig, ihres Alters fünfundvierzig Jahre. — Meine Mutter, der ich später diesen erschütternden Vorfall meldete, antwortete mir: sie danke Gott, daß auch diese Arme — durch gute und böse Gerüchte, durch mancherlei Kummer und Leiden zu des Herrn Freude eingegangen sei. Sie fügte hinzu: „Du siehst, mein Sohn, wir sind nicht da, um zu schlagen, sondern um geschlagen zu werden. Du aber, mein Sohn, schone dich in Preußen. Es scheint eine Grube zu sein, wo Alles fällt, was aus Kurland ist." —

Doch zurück von dieser Abschweifung zu unserem ernsten Todesgange, auf welchem der Graf uns noch bis zur Kapelle fortgeleitete. Ich konnte es kaum mehr aushalten, so hatten mich all die Erlebnisse innerlich und äußerlich erschüttert. Gleichwohl ward ich durch den Eindruck der schönen Kapelle nochmals belebt, nachdem ich bereits zum Umfallen müde geworden.

„Der Christ“ — sagte der Graf beim Eintritt in die Kapelle — „hat den Geist von allen Religionen, das unsterbliche Wesen, wie es Christus durch's Evangelium an's Licht gebracht.“ Wir besahen alle Einzelheiten des in ehrwürdiges Halbdunkel gehüllten Raumes. In der Mitte des Chores hing ein Crucifix und der Schächer, den Christus in's Paradies mitnahm. Ringsum Märtyrer, einige Apostel und der sterbende Simeon mit einer Friedensmiene im Gesicht, die dem Beschauer entgegenrief: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren. In allen Gesichtern lagen die Worte: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn. Sie hatten, das sah man ihnen an, schon das Seelentestament deponirt: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! Und nach diesem Testamente neigten sie ihr Haupt und verschieden. Nirgends etwas von einem Pranger oder Spektakeltod — kein Bankerott, keine Schuld im Rückstande, Alles rein abgeschlossen, ohne Bruch! — „Sollte denn der Christ stärker in seinen Tugenden, fester in seinen Gesinnungen sein als der ehrlich-ringende Deist? O gewiß nicht. Es ist nur Ein großer Unterschied: der Christ ist überall — kindlicher. Er thut nichts — auch nicht sterben — aus Stolz oder eitler Ehre. Er weiß es, wenn der Mensch alles gethan hat — und wer hat es? — so bleibt er ein unnützer Knecht. Und wer macht das Blutrothe schneeweiß und das Rosinfarbne wie Wolle? Wir wollen annehmen, daß Selbstsünden auch Selbststrafen nach sich zögen. Ist's aber darum gut gemacht, wodurch wir Gott beleidigt oder sein heiliges Gebot übertreten? wäre dieß der Fall, so wäre jeder Selbstmörder selig. Ist überhaupt etwas wahrer, etwas richtiger als jenes Bekenntniß: Herr, wenn du willst Sün-

den zurechnen, wer wird bestehen? Eine Ruhe ohne vorherige Unruhe — was ist sie? Gott bewahre uns davor. Das Gewissen ist unbestechbar. Es giebt ebensowohl ein Verstandes-, als ein Willensgewissen. Verschließe dich wie du willst, das Gewissen begleitet dich; es schläft und schlummert nicht; es geht nicht über Feld; und — was das Aergste ist — es hat ein göttliches Gedächtniß. Es eröffnet dir in jeder dir selbst gelassenen Stunde, du seist ein ungerechter Haushalter, du hättest gesündigt im Himmel und vor ihm und wärst nicht werth der göttlichen Natur, nicht werth ein Mensch zu sein. Schäme dich, sagt es alsdann und sammelt feurige Kohlen auf dein Haupt. Wohl dem, der diese Kohlen zum Fegefeuer anfacht! Wohl dem, der zu dieser seiner Zeit bedenkt, was zu seinem Frieden dient! Wenn's zum Sterben geht, hilft doch kein menschlich Seelenkraut und Pflaster; das Wort Gottes allein heilet. — Was habt ihr denn für einen Beweis, rufen uns Christen die Weisen zu. Verzeiht, ihr Herren, Gott allein ist weise! Was aber unseren Beweis betrifft, so führen wir ihn rein menschlich. Unser Beweis ist vernünftige, lautere Milch der Erfahrung. Ich soll beweisen, daß ein Gott sei? Beweise mir erst, lieber Zweifler, daß er nicht ist. Wie kann man Thatsachen beweisen? Wie kann ein Sohn beweisen, daß Dieser oder Jener sein Vater ist? Die wichtigsten Artikel des Lebens können nur durchs Leben bewiesen werden. Ich lebe, sagt Christus und ihr sollt auch leben. Und: — so Jemand will deß Willen thun, der wird erkennen ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selber rede. Zweifelsucht, Freunde, ist das Schrecklichste, was man sich denken kann; man brennt dann sein eigenes Haus aus eitler Baulust ab. Man ist nicht kalt, nicht warm. Man hinkt auf beiden Seiten, während Christus ein volles, herzliches Zutrauen von seinen Nachfolgern will. — Liebe, Liebe — ist die Quelle alles Guten, der Brunnen des Lebens! Und wer will die Liebe demonstriren? — Ihr guten lieben Freunde, die ihr Alles mit euren Zweifeln zernagt, wenn eure Lehre unter den großen Haufen käme, was würde aus der Welt werden? Wir müßten unsere Kirchen abbrechen und Gefängnisse für Ver-

brecher daraus bauen. Und doch glaubt ihr die Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts durch eure Lehre zu befördern, durch solche Lehren, die nichts denn Menschengebot sind!"

„Wohl mir, daß ich ein Christ bin" — schloß der edle Graf mit warmen Worten seine Rede, die mir durch's Herz ging — „welch ein Trost für mich im Leben und Sterben, daß Christus lebte und starb! Er ist die Essenz der Menschheit. Heil uns, daß unsere Natur einen Repräsentanten hat, in welchem Gott uns und wir Gott sehen. Sein Leben sei mein Leben, sein Tod der meinige. Der Tod ist für den christlichen David — der Riese Goliath. Der Christ geht ihm nicht mit Schwert und Spieß, nicht mit weltweisem Panzer und blank geputzter glänzender Rüstung entgegen, sondern mit der Schwungkraft des Glaubens. Und hat er ihn zu Tode getroffen, so heißt es von ihm: wenn Sokrates tausend geschlagen, der Christ habe zehntausend überwunden und das Feld behalten. Halleluja! Tod, wo ist dein Stachel, Hölle — wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben durch unsern Herrn Jesum Christ."

Nachdem der liebe christgläubige Graf mit großer Herzensbewegung diese seine Rede geendet, zeigte er uns die „Christentodtenköpfe" im Einzelnen. „Ueberall" — fügte er erläuternd hinzu — „eine vollständige Quittung, Brief und Siegel zum Losspruch. Wie frohruhig, wie zweifelsfrei! Kaum eine Kinderfrage in dem Ausdruck der Augen! Nicht bloß Hoffnung, nein der Himmel selbst in hoher Person — hätte ich bald gesagt — liegt auf den edlen Gesichtern."

Ich dachte im Stillen: ja selig, wer wie Mine stirbt, so schön, so kindlich groß. So sterben zu sehen, ist das nicht Wonne? Wer so stirbt, der stirbt wohl.

In einer Nische der Kapelle, von eisernem Gitter eingeschlossen, stand ein leerer Sarg, der Deckel daneben. Auf meine Frage sagte mir der Graf, es sei sein Sarg, sein zukünftiges Bette. Rührend war es mir anzuhören, daß er alle Vierteljahr einmal darin schlief. Die erste Zeit habe er wohl dabei geschwitzt, bemerkte unser Führer, als habe er „Bezoarpulver eingenommen";

jetzt aber schlafe er darin, ohne einen einzigen Schweißtropfen, ruhig und sanft. Mir war bei diesem Sarge der prunkvolle Wappenzierrath unausstehlich. Ueberhaupt schien hierin die menschliche Schwachheit unseres lieben christlichen Hausherrn zu liegen. Schon vorher hatte er einmal in hochgeborenem Tone gesagt: „wenn vom Stammbaum die Rede wäre, möchte ich sehen, wer einen entfernt älteren hätte als unser Haus?“ — Das sah man an den Bildern seiner Heimgegangenen, die alle in der Kapelle hingen. Wenn die jungen Grafen nicht Hutkränze von weißen Federn gehabt hätten und ganz unvermerkt das gräfliche Wappen nebst neunfacher Perlenkrone an ihrer Seite hervorgeschimmert wäre, so würden ihre Geister — mehr Geister gewesen sein. Jetzt waren es — gräfliche Geister. Auch zwei Gräfinnen waren da zu sehen, unschuldig wie die Engel, bis auf die verfluchten Wappen.

Endlich verließen wir dieses Todtengewölbe, um — wieder durch einen langen Gang — in die Wohnzimmer des Grafen zu gelangen, unter welchen mir das Schlafzimmer besonders auffiel, welches auch ganz wie ein Todtengewölbe ausgestattet war.

Alles was seither vorfiel, war stehenden und gehenden Fußes gewesen. Ringsum herrschte im Hause eine wundersame Stille, ein Krankentritt: langsam und auf den Spitzen der Füße ging Alles. „Kein Wunder“ — sagte der Graf — „wenn es hie und da etwas steif in meinem Hause hergeht und nach diesen Einrichtungen aussieht. — — Wenn's nur der Staat nicht ist, der auf Zehen geht“ — fuhr er nach einer Pause lächelnd fort — „im Privathause hat's wenig oder nichts zu sagen. Ich kenne einen Staat, der schon lange auf Zehen geht.“ Er meinte, indem er diese Worte stark betonte, sein Vaterland, das ihm noch immer nicht monarchisch genug zu sein schien. „Der Himmel helfe ihm auf die Beine, wenn es ihm nützlich ist“ — fügte der Prediger hinzu. „Ich liebe den Privattod wie mein Leben“ — fuhr der Graf fort — „nur den publiken, den Nationentod nicht!“ —

Er war noch voll von dem „publiken Tod“, als wir so im Todtentritt in sein Schreibzimmer traten, wo ich, todesmatt von

all der Anstrengung und Aufregung, mich an einem Stuhl halten mußte, um nicht zu sinken. Der Pastor, welcher sah wie ich erblaßte, erschrak; und indem mir die Sinne zu schwinden begannen, hörte ich, wie er zum Grafen sagte: „dieß Uebel käme gerades Weges vom inwendigen Menschen, von der Seele, welche kein Arzt trösten, allein auch nicht heilen könne. Unsere Aerzte kuriren oft den Körper, wenn die Seele leidet.“

Der gute Pastor! Ich sehe ihn noch, wie bekümmert er war. Mich überfiel es in der That wie eine Ohnmacht. Der Graf schien froh zu sein, daß es mich so überfiel — natürlich, um einen Sterbekandidaten mehr zu haben. Er wollte mich gleich zu Bette bringen und sagte zum Prediger, er solle mich nur dort lassen, wenn er nach Hause müsse. „Ich werde diesen Jüngling nicht verlassen“ — hörte ich noch den Pastor sagen und: „O Gott, wenn er stürbe!“ — Da sank ich bewußtlos hin. — —

Einen ganzen Tag und eine Nacht von diesem Augenblick an habe ich nichts gespürt. Ich that einen tiefen, tiefen Schlaf, der doch nicht erquicklich war. Wollte Gott es wäre mein letzter gewesen! Das hätte all mein Heimweh kurirt. — —

Als ich erwachte, fand ich mich in einem schönen Bette. Der Graf saß bei mir. Der Pastor hatte fort gewußt. Er war, wie man mir sagte, zu einer Amtshandlung abgerufen worden. Ich hatte eine elende lange Nacht gehabt, und der darauf folgende Tag war wie sie.

Der Arzt, der mich besuchte, wußte, daß er dem Grafen mit einem heimlichen Kopfschütteln, einen Gefallen erwies, und schüttelte also, es mochte Gefahr sein oder nicht. Doch gab er noch Hoffnung. Und nie vergesse ich die gräflichen Worte, die er in Folge dessen äußerte: „Stirbt man denn überhaupt an der Krankheit, Freund? Vom Leben stirbt man! Und wenn unser Liebling“ — er wies dabei auf mich — „wenn er gesund wird, entfloh er dem Tode? O nein, nur der Krankheit. Allen? — Nein nur dieser! — eine große Sache!“ —

Der Prediger, der die „Lindenkrankheiten“ aus Erfahrung kannte, hatte ganz Recht gehabt, daß meine Krankheit mehr in

der Seele stecke. Aber eine kranke Seele — sie steckt auch den gesündesten Leib an. Alle Seelenkrankheiten sind ansteckend. Es war wohl Lebensekel, Lebenskummer, Ueberdruß, was mich ergriffen hatte. All die Gebeinhäuser, in die ich herumgeleitet worden, hatte meine Einbildungskraft so erhitzt, daß ich wirklich nicht todtkrank war, nicht gefährlich krank, aber beides zu sein herzinniglich wünschte. O Gott, wie sehnte ich mich nach einem seligen Ende! Wie nach Minchen! Sie war der Mittelpunkt von Allem. Ich war eigentlich nicht krank, allein ich wünschte es zu werden — eine der gefährlichsten Gemüthskrankheiten, wenn es nicht im apostolischen Sinne heißt: „Ich habe Lust abzuscheiden." —

Es war mir dabei, als hörte ich fortwährend in der Ferne läuten. Ich mußte immer an die Worte des Grafen denken, die er zu mir am Krankenlager gesprochen: „Der Himmel, mein Sohn, wird anders genossen, als Dinge der Erde. Der Erdengenuß gebiert den Tod, den Ekel. Der Himmel ist Himmel, ist Genuß ohne Ekel, ohne Tod. Tod und Ekel sind gleichbedeutende Wörter. Gleich und gleich gesellt sich gern."

Dem sei nun wie ihm wolle! Mine war und blieb mein Schutzengel bei diesem Seelenzufall; sie stärkte mich. Ich holte so zu sagen Alles nach, was ich bei ihrem Grabe durch Betäubung übersprungen hatte.

Vormals, in meinem vierzehnten Jahre, da ich wirklich schwer krank lag und die vier Nägel, wovon meine Mutter sechs für einen Vierding kaufte, mir so schrecklich glänzten, glaubte ich Minen zurücklassen zu müssen; hier in meinem einundzwanzigsten Jahre sah ich in ihr das vorgesteckte Kleinod. Es war mir wie ein Licht aufgegangen. Ich empfand den heilig brennenden Busch einer gottgefälligen, gottgeheiligten, himmelklaren Liebe; ich hatte Lust abzuscheiden. Die Liebe schaffet Alles, sie duldet Alles, sie macht ein ruhiges Leben und — einen sanften Tod.

Es machte sich indessen Alles so, daß ich's ertragen konnte. Der Graf war zu mir wie ein Vater. „Der Tod selbst" — sagte er zu mir, in seiner Weise philosophirend — „der Tod selbst ist

das Allerwenigste; da springt nur das Band, das uns so lange zog und riß und neckte — und weg sind wir! Tod als Tod hat eigentlich weniger Schreckliches als das Leben; ja er hat im Grunde nichts Schreckliches. Wer wird sich auch vor dem Tode fürchten, den wir ja eigentlich gar nicht kennen und fühlen. Das Leben aber kennen wir und fühlen sein Elend. Wahrlich, wir — unser ganzes Leben ist ein Räthsel und der Tod ist die Auflösung. Der Tod ist nur das Ende vom Klagelied, von allem Elend — wer wollte sich das Sterben, aus Furcht des letzten Augenblicks, ohne Noth bitter machen? Wer das Leben dadurch verleiden? Es giebt Leute, die sich das Leben auf diese Art — versterben; warum das? Lieber mit dem geplagten Apostel täglich im Geiste sterben, d. h. den Tod studiren und sein Haus bestellen."

Der Graf hätte so ohne Ende und Ziel reden können Seine Worte waren mir wie Zephyr, den er mir zuwehte. Es giebt Stunden, wo wir keinen Sturm vertragen können. „Und Sie" — fing der Graf zu mir gewendet von Neuem an — „Sie, ausblühender Jüngling" — schnell hielt er sich auf, als bedächte er sich bei dem Worte: „ausblühender", setzte aber dann hinzu: „Sie haben auch nach Ihrer Art gelitten — vielleicht sind nur noch wenige Tropfen Todesangst übrig."

Der Graf wurde abgerufen. Ich blieb allein. Man widerräth oft den Schwermüthigen die Einsamkeit und in vielen Fällen mit gutem Grunde. Bei dem Allen glaube ich, daß wenn je ein Kraut und Pflaster Seelenkrankheit heilen könne, es die Einsamkeit, die Selbstgelassenheit sei. Wie oft ängstigt die Gesellschaft schwermüthige Personen und macht sie kränker? Und die gütigen, erquickenden Thränen — was für ein gutes Recept sind sie in solcher Krankheit? Und in Gesellschaft weinen — welcher Mann kann oder mag das?

Als der Graf weg war, brach ich in einen Thränenstrom aus. Ich fühlte, wie wohl es mir that. In meiner Seelenkrankheit wandte sich das Blatt noch denselben Abend. Nachdem ich eine stille, friedsame Nacht gehabt, weckte mich spät den andern Morgen der eintretende Arzt, dem der Graf folgte. Er fühlte

meinen Puls und wünschte mir Glück — zur Genesung. — Und ich? Wie kam es, daß ich diesen „Glückwunsch" trotz der Gegenwart des Sterbensmannes in der That als Glückwunsch entgegennahm? — — Wir Menschen sind wunderbare Geschöpfe! Es war mir so, als ob ich Minens wegen schon wirklich gestorben gewesen und nun, nachdem ich ihr mein Gelübde bezahlt, wieder auferstehen könnte. So froh ich war zu sterben, so sehr war ich es auch zufrieden, wieder zu leben. Es ist ja gewiß wahr, was der Graf nicht müde wurde zu wiederholen: „Unsere Seele wird neu geboren, wenn wir sterben; der Tod ist eine Niederkunft, eine Geburt zum andern Leben; und es ist gut, auch auf diese Geburtsstunde und diese großen sechs Wochen voraus zu denken. Es ist gut, wenn wir schon hier mehr und mehr geistig werden, damit wir beim Tode uns nicht verwahrlosen." — Aber wer ist reif dazu? Und gilt es nicht, die Spanne Zeit ausnutzen, die Gott uns als Gnadenfrist gegeben? Und eine unzeitige Geburt — was kann sie für klägliche Folgen haben!

Ich war aufgestanden und hatte mich gekleidet. Der Graf trat herein und fragte, nachdem ich ein kräftigendes Frühstück mit ihm genossen, ob ich nicht in der Kapelle noch ein paar Leichenpredigten anhören wolle. „Ich höre gern Leichenpredigten" — setzte er hinzu — „allein in meinem Sinne sind es nicht Leichte-Predigten, wenn es nämlich nicht Lügenpredigten sein sollen." O, dachte ich — wenn meine Mutter doch diesen letzten Gedanken von Lügen- und Leichten-Predigten gehört hätte! — Der Graf hatte gewiß Recht und führte noch weiter aus, wie oft an den Särgen durch Lobhudelei gelogen werde. Wer ist da mehr todt, die Leiche oder der Redner? Rauch über Rauch! Wie oft würde es heut zu Tage bei bepredigten und beredeten Leichen heißen müssen: Laßt die Todten ihre Todten begraben. Und wie selten geht's gerade aus dem Herzen heraus!

Der Graf entnahm wohl aus meinem Schweigen, daß ich keine Lust hatte, jetzt — Reden zu hören. Reden sind ja etwas Gewaltiges! Durch Reden sind mehr Länder erobert und Festungen eingenommen worden als durch Waffen. Aber Alles zu

seiner Zeit. Ich wollte, ich mußte fort. Es hielt mich nicht länger in dieser Grabeshöhle.

„Lieber Graf, bis zum Wiedersehen, hier oder dort!" Von einem Manne wie der Graf, wer kann Abschied nehmen oder — noch besser — den Abschied mittheilen. Sein ganzes Leben war eigentlich ein feierliches Abschiednehmen. —

Der Pastor Friedeborn aus Linden war wiedergekommen, um nach mir zu fragen und mich womöglich abzuholen. Er war so innig froh, mich wieder wohlauf zu finden, daß er bei einem Haar mit dem Grafen wieder freundschaftlich zerfallen wäre, wie damals beim Abschied.

Mit welcher Bewegung ich diesen hochgeborenen Todtengräber verließ, kann ich nicht beschreiben. Unvergeßlich wird der Aufenthalt in dem gräflichen Schlosse auf meiner Seele liegen. „Hier oder dort" — hatte ich ihm beim Abschied gesagt. Ich dachte kaum ernstlich an das Hier. Das Dort verschlang es bei mir. Dort, dort — wo Mine ist — wenn's zur Heimath geht! — —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Heimathsklänge.

Wir kamen gegen Mittag im Pastorat Linden an. Gretchen empfing mich so froh, so gutthätig, daß wir uns beide Hände reichten. Ich liebte Gretchen nicht; allein ich liebte ihren Schmerz um Minen und fand, daß es tief in unserer Natur läge, wenn man was Liebes verloren, sich sogleich mit etwas Liebem zu verbinden. Gretchen's lindenkranke Mutter — das sah man deutlich — wollte und hoffte, daß Gretchen meine Mine würde. Die

arme, gute Frau! sie hatte mich gern, aber sie kannte mich nicht. Gretchen verlangte feierlichst von mir, daß ich noch einmal nach Linden kommen möge, ehe ich ganz heimzöge. „Des Grabes wegen" — setzte sie mit einem Seufzer hinzu, der mir durch die Seele ging. Der Prediger ließ mich ziemlich kühl fahren. Er dachte an nichts als an seine Abhandlung von der Sünde wider den heiligen Geist, die er mir im Manuscript mitgab, um sie in Königsberg seinem Bruder einzuhändigen. Ich hatte dieselbe während meiner letzten Tage in Linden noch von A bis Z anhören müssen. Zum Weiternachdenken war sie nicht eingerichtet, so viel wurde mir dabei klar.

Ich hatte mit dem Pastor vor dem Abschied noch eine peinliche Scene. Ich wußte, daß er nicht in der besten Vermögensverfassung war. Es lag daher nahe, daß ich ihm wenigstens seine bei der Beerdigung gehabten Auslagen ersetzte. Aber — wie ich stand und ging hatte ich meine Reise nach Linden angetreten. Ich hatte gar nicht daran gedacht, Geld mitzunehmen. Nur das Amulet von meinem Vater, das ich immer bei mir zu tragen gewohnt war, jenes Packet, das er mir nur „in der größten Noth" anzubrechen gestattet, hatte ich bei mir. Das glaubte ich jetzt angreifen zu müssen. Ich öffnete und fand eine Menge goldener Schaustücke. Ohne sie zu zählen, nahm ich zwei und brachte sie dem Pastor. „Für die gehabten Auslagen" — sagte ich verlegen. Dabei hatte ich den beiden Goldstücken kein weißes Hemd angezogen. Denn eben dadurch würde es ein Geschenk geworden sein und Geld schenken — welch' ein gräßliches Wort unter Leuten, die empfinden können!

Der gute Pastor lehnte aber Alles ab und bat mich, nach einigem Wortwechsel, seine Auslagen, die sich auf zwei Thaler beliefen, seinem Bruder in Königsberg abzugeben.

So brach ich denn schweren Herzens auf. „Vergessen Sie uns Alle und Gretchen nicht" — sagte die Lindenkranke, da ich Abschied von ihr nahm und sie mir einen herzlichen Kuß gab. Gretchen küßte ich nicht, wenigstens glaube ich, daß ich es nicht that; allein beide Hände reichten wir uns. Ein paar Stunden

vor meiner Abreise hatte sich — der „Justizrath Nathanael Tüftler" anmelden lassen. Ich bat Gretchen ihn zu grüßen und ihm zu sagen, daß Mine ihm von Herzen vergeben habe.

Und so kam ich mit dem künstlich gewindelten, mir auf die Seele gebundenen Werklein von der Sünde wider den heiligen Geist wieder nach Königsberg.

Als ich in unser altes Studentenquartier kam, fand ich den Junker Gotthard vor. Er wußte noch nichts von dem Grunde meiner plötzlichen Abreise und war so froh über meine Wiederkehr, daß er, sobald er mich sah, mir um den Hals sprang, mich herzte und küßte.

„Du bist — zu Hause?" — fragte ich verwundert, da er sonst meist auf der Jagd war.

„Seit ehegestern" erwiderte er — „hause ich! Ich hatte es der blonden Amalie — du weißt Bruder — in einem schwachen Stündlein versprochen, weil von ihr eben heute ein Lautenconcert, ihrem Vater zu Ehren, aufgeführt werden soll. — Du mußt mitkommen, Alexander!"

„Aber" — fing ich an, ohne auf's Mitkommen ein Wort zu geben — „da liegen ja Bücher — ein ganzer Stoß — auf deinem Tisch! Bist du fleißig geworden, Gotthard?"

„Ach!" erwiderte er etwas verlegen — „beim Scherz muß auch Ernst sein, beim Zeitvertreib Arbeit! Ich hab' mir da — einige Bücher über Jagdgerechtigkeit und Jagdungerechtigkeit, über fas und nefas in dieser freien Kunst, ja sogar die kunterbunten preußischen Jagdverordnungen geben lassen. Bruder, ich sage dir, ein Studium, um den Tod zu holen! Sag' mir, du bist doch ein kluger Kerl, wie kommen die regierenden Herren dazu, die Jagden sich als ihr Recht anzumaßen?"

Bevor ich antworten konnte, wurden wir von dem Boten unterbrochen, der uns zum „Concert" einlud. Man hatte gegenüber, wo Gotthard's blonde Amalie, die Lautenschlägerin, wohnte, mich ankommen sehen und „hoffte gewiß auf mein Kommen" — wie der Bote bemerkte.

Ich war so wenig gestimmt, eine solche Dissonanz anzuhören,

daß ich geradezu abschlug. Junker Gotthard, dem ein Menschenstimmhammer ohnedem nicht eigen war, und der keine meiner Herzenssaiten in Harmonie ziehen konnte, nahm indessen das Wort und sagte dem Boten: „Ich werde ihn schon mitbringen!“ —

Gotthard hatte nicht die mindeste Neugierde, Geheimnisse zu „hetzen“ oder zu „schießen“. Ich war von Königsberg abgereist, ich kam wieder, ohne daß er was und wie und wo wußte. Mein Herz brach mir fast über den guten wilden Jungen. Ich wußte wohl, daß Theilnahme ein Wunder in seinen Augen sei; und doch — sagte ich ihm Alles. Ungesagt — das wußte ich — verstand er nicht einen Herzensbruch, jene schreckliche Ohnmacht eines beklommenen Herzens, jenes Beben auf der Lippe, da man schon den allerfeinsten Körper eines Wortes, wäre es auch ein bloßes „Ach“ — zu schwerfällig für sich findet. Ich erzählte ihm das Wesentliche und mußte mich wahrlich zwingen zu reden. Wer kann in solchen Herzensnöthen — wer kann da mehr als abgebrochen sein?

Ich war dießmal so glücklich, solche Worte zu ertappen, daß ich den Junker Gotthard in Bewegung setzte. „Bruder“ — sagte er — „du jammerst mich.“ — Das war viel!

Nach einer Weile, während welcher ich auf und nieder ging, er aus Verlegenheit, was er noch sagen sollte, bei seinen Jagdbüchern saß, stand er auf, faßte meine Hand und sagte: „Wenn ich das gewußt hätte, Bruder — ich hätte dir nicht vom Lautenconcert geredet — wäre auch selbst zu Hause geblieben. — Aber verzeih — ich muß fort.“ —

Mir war es das Liebste. Ich suchte Einsamkeit und stille Wege. In der Thür wandte er sich noch einmal um und fragte in seiner naiven, fast rohen Weise: „Hättest du denn, Bruder, nur *eine* schmucke Mine?“ — „Laß das, Gotthard“ — erwiderte ich und wollte noch etwas sagen. Da war er schon, wahrscheinlich durch mein Gesicht verscheucht, zur Thür hinaus.

Ich kleidete mich um und wollte zunächst das mir aufgetragene Geschäft besorgen, d. h. ich ging zum Verleger, um ihm die Abhandlung des Pastors Friedeborn einzuhändigen, ohne dieselbe

vorher dem Bruder zu überreichen. Ich wußte, daß meinem väterlichen Freunde, dem königlichen Rath, damit nicht gedient sein konnte.

Von dort ging ich geradewegs auf den Friedhof, der bei der Roßgärtschen Kirche liegt. Dahin bin ich oft gewallfahrtet. Er liegt so schön — ist buschig und schattig. In der Mitte war ein grüner Platz, mit Bäumen unordentlich besetzt, aber schön gepflegt, der Ort, wo die Herrenhuter, wie mir der hinzukommende Todtengräber erklärte, ihre „Heimgegangenen" — wie sie alle Sterbenden nennen — begraben.

„Ich kann den Kirchhof empfehlen, wenn es etwas zu begraben giebt" — fing der Todtengräber an, der eine große eiserne Stange in der Hand hielt, mit welcher er in der Tiefe des Bodens zu sondiren pflegte, ob im Fall eines zu machenden neuen Grabes alte Särge im Wege stünden.

Ich erwiderte dem guten Manne mit schwerem Herzen, daß ich — nichts zu begraben hätte, daß ich nur ein Liebhaber von Kirchhöfen wäre und eben einen getroffen hätte, der mir sehr gefiele. „Sie sind nicht der erste" — meinte der Alte — „der diesen Kirchhof schön findet. Der Graf von Hochheim besuchte ihn, so oft er nach Königsberg kam. — Ich bin bei ihm einige Jahre im Dienst gewesen" — setzte er hinzu. So bist du, dachte ich, wahrlich ein ausgelernter Todtengräber — bei solch' einem Meister!

Ich suchte hin und her eine Stelle, wo ich am liebsten ruhen würde. Da zeigte mir der Alte einen Baum, der einen anderen nicht bloß im Wachsthum angefaßt, sondern sich an ihn hinangewunden hatte.

„Ja" — sagte der Alte auf meine Frage — „diese Bäume — ohne Menschenhände, von selbst zusammengewachsen!"

„Liegt wohl ein junges Paar darunter?" — fragte ich. — „Gewiß" — erwiderte er sehr gleichgültig. „Es war ein Mädchen, das Liebe hatte bei Jung und Alt. Die Eltern, wie's doch immer so geht, wollten sie zwingen gegen ihren Willen zu hei-

rathen. Sie wollten höher mit ihr hinaus. Das Mädchen aber liebte einen jungen Menschen, dessen Vater das ist, was auch ihr Vater ist, kein Fingerbreit mehr oder weniger. Sie waren beide Kaufleute, nur daß der Eine arm, der Andere reich war. Endlich, da die Eltern sahen, es ginge nicht, denn das Mädchen grämte sich und fiel zusehends ab, gaben sie nach. Das Mädchen erholte sich auch etwas. Aber, lieber Herr, Sie wissen's ja oder wissen's noch nicht in Ihrer Jugend. Der Tod steht immer hinter'm Stuhl, es sei bei einer Verlobung oder sonst. So auch hier. Es war schon alles Ja und Amen; da starb das Mädchen, wie eine Knospe Rosenroth, und nun ging's an's Heulen und Zähneklappen. Die Eltern überlebten es. Er aber, der Bräutigam — ja Gott weiß wie's war — er ist am Tode gestorben. Sie starben einander so nach — wie Blitz und Donner. So was hat man bei Menschengedenken nicht erfahren! Die guten Nachbaren sagten nun freilich wohl, daß der liebe Gott an ihnen ein Exempel statuiret, weil sie doch vom verbotenen Baume essen und den lieben Eltern der Braut ungehorsam werden wollten. Sie meinten es doch gut mit ihr und dachten höher mit ihr hinaus."

„Ach, guter Freund" — erwiderte ich und war meiner kaum mehr Herr — „sie ist höher hinaus, wie wir Alle!"

„Ja, Herr, wenn Sie's so nehmen, habe ich nichts dawider. Sonst pflegt's zu heißen: wer den Eltern nicht folgt, der folgt dem Kalbsfell. Hier ging sie einen andern Weg und er — folgte ihr."

Jenes Sprichwort erinnerte mich an meine Mutter und an ihr Warnwort. Der Todtengräber war weg — ich allein. Ich sah das Baumpaar an. Es waren Linden. Der Mond schien voll hinein. Ein heiliger Schauder nach dem andern überkam mich, als wenn die abgeschiedene Seele auf mich wirkte. Und nun, da ich mir selbst zu schwer war, fiel ich nieder auf Gottes Gartenacker, von wo ich beide Hände gen Himmel hob, als wenn mir Gott einen sanften, seligen Tod hineinlegen sollte. O wahrlich, ich bettelte darum. Siehe, da fiel ein welkes Blatt auf meine Rechte. Dieses nahm ich und ging gesegnet in mein Haus.

Noch liegt dieß Blatt in meiner Bibel, die mir mein Vater auf den Weg gab.

Den andern Tag begab ich mich zu meinem alten Freunde und Gönner, dem Bruder des Pastors zu Linden. Ich erzählte ihm, als er mich in seiner ruhigen freundlichen Weise empfing, meine Geschichte mit aller Treue. Der sonst so gefaßte Mann war tief bewegt. Das merkte ich ihm ab, ohne daß er was sagte. Er hatte vielleicht noch Schwereres erlebt. Ich hatte meine Liebe verloren; er verzehrte sich in unglücklicher Liebe. Er ermahnte mich, in dieser schweren Trauerzeit nicht zu sehr meinen Gedanken und Grübeleien nachzuhängen, sondern mich fleißig in die Studien zu vertiefen. Das Studium sei der einzige Trost in dieser Welt. Wenn je diese Welt, meinte er, Trost hat, so liege sie in den Wissenschaften. Die edle Art uns zu zerstreuen, die den Wissenschaften eigen sei, habe weder die Welt, noch etwas das in der Welt ist. Die Wissenschaften allein können edel zerstreuen.'

Ich wollte diesen Rath ernstlich befolgen. Ich nahm mir's zu Herzen, was er mir sagte, der wohlerfahrene Freund, daß „die Philosophie die wahre Sterbekunst sei". Auch mein Vater hatte mir oft gesagt: „alle Philosophie will den Menschen still machen, in die Stille bringen, bis sich uns im Wolkendunkel dieses Lebens eine sonnenbeschienene Stelle zeigt." — Aber Alles, Alles wollte nicht recht bei mir verfangen. Die innere Leidenschaft, der Affect nahm mir die Ruhe. Und im Affect — wo bist du Sonne geblieben? Der Tag ist schier dahin!

Ich ging oder lief, wie es kam, wieder in die Vorlesungen. Was that ich aber dort? Was konnte ich thun, um die Gedanken zu sammeln? Selbst die Theologie, die wissenschaftliche, rein theoretische Beschäftigung mit den religiösen Fragen, widerte mich an. Ich hätte sie gern bei Seite geschoben, wenn nicht der Gedanke an meine Mutter mich noch davon abgehalten.

Doch endlich, als ich aus einer Vorlesung nach Hause kam, ein dicker, dicker Brief aus der Heimath! Mit zitternder Hand

eröffnete ich ihn und versenkte mich tief, tief in die theuren Heimathsklänge.

Zunächst ein Wort zur Rettung der Ehre meiner Mutter, die ich vielleicht hier und da zu sehr „auf frischer That" beurtheilt haben kann, als sie Minen jenen harten Absagebrief schrieb. Der alte Hermann hatte unterdessen meine Mutter mit Minens Abschiedsbrief bekannt gemacht, den sie bei ihrer Flucht ihrem Vater zurückließ. Endlich war mein Brief gekommen, der von Minens seligem Ende berichtete. Hier ist die Antwort meiner Mutter:

„Herzlich geliebter und nach dem Willen Gottes schmerzlich betrübter und nach kurzer Freude viel Leid tragender, einziger lieber Sohn! — — — Da sitze ich und lese diese Ueberschrift zehn Mal und kann keinen Anfang finden — ich, die ihr Lebtage nicht des Anfangs halber eine verlegene Minute gehabt. — O mein Sohn! — wenn du es wüßtest wie schwer es mir wird, dir heute zu schreiben, du würdest deine Mutter bedauern und sie in deinen Schmerz einschließen, wie ich dich immer in mein Gebet eingeschlossen habe und jetzt in mein Gebet einschließe. — Ich will sie nur nennen — so gern ich diesem Namen sonst auswich: Mine, Mine! — Da ist der Anfang! Mine — o mein Sohn, wie wird mir, da ich diesen Namen, diesen seligen Namen schreibe und spreche. Zacharias schrieb und sprach: Er soll Johannes heißen, und war ein so glücklicher Vater, als ich eine unglückliche Mutter bin, obgleich mein Johannes nicht daran Schuld ist, sondern ich selbst allein. Mine! Mine! Mine! Da ist der Anfang. Ihr Name wird auch das Ende sein. Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!

Wohl ihr, dem Kind der Treue!
Sie hat und trägt davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron'!
Gott giebt ihr selbst die Palmen
In ihre rechte Hand,
Und sie singt Freudenpsalmen
Dem, der ihr Leid gewandt.

Aus dem Liede: Befiehl du deine Wege, woraus, wie ein Ausgebäude oder Erker, die schönen Worte: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen, herausspringen.

Fast kann ich sagen, ich fiel zu Grunde, wie ein Stein, als ich von Allem hörte. Nichts, nichts in dem ganzen Laufe meines Lebens hat mich so ergriffen, als dieser Fall. Zu Gott rief ich: Die Angst meines Herzens ist groß, führe mich aus meinen Nöthen! Siehe an meinen Jammer und Elend und vergieb mir meine Sünde! Der Herr sei gelobt! Ich habe Gnade gefunden in seinen Augen, so wie den Anfang zu diesem Briefe. Meine Brust schwoll so in die Höhe, daß alle Bande zu reißen schienen. Jetzt legen sich diese Blutwogen, obgleich ich noch lange nicht sagen kann: es ist stille. Vielleicht wird es nie ganz stille. Du warst kein Kind mehr, als du schwach und krank darnieder lagest und du wieder gesund wurdest. Du weißt, wie gottergeben ich damals war. Wärst du gestorben, ich hätte keine Thräne, wie ich nach der Liebe hoffe, sinken lassen. Du wärest wohl versorgt. Ein himmlischer Superintendent und Oberpastor! Das ist mehr als in Mitau, wohin dir der liebe, gütige Gott, wenn es seinem heiligen und allezeit guten Willen nicht zuwider ist, verhelfen wolle zu seiner Zeit! —

Da ist er wieder in Herz und Feder, der Name: Mine! Mine! O der namenlosen Angst bei diesem Namen, die Gott in Gnaden von mir wende, wenn der letzte Kampf anbricht. Es ist ein und dieselbe Saite, die in mir sumset. O ein schrecklicher Ton! So oft ich in Gottes Hause bin, sehe ich hier Nummer 5 und da Nummer 5. An Nummer 5 hängt mein Gewissensspiegel. Da sehe ich das stille gute Mädchen und fühle es, daß ich ihr mit Ungestüm begegnete, den letzten Sonntag, da schon ihre Seele Alles eingepackt hatte. O Nummer 5! Nummer 5! O wenn diese Zahl nicht wäre! Aber nein! Es ist doch ein einfältiger Wunsch; da eben fallen mir die fünf Finger ein. Sie bleibe, diese Zahl, und die Erinnerung bleibe, daß ich Minen auf der Seele habe. O wenn doch Minchen's Geist nur noch ein einzigmal

noch in unsere Kirche käme! Ich sah Minen deines Vaters Predigt hören über: wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir! Ich sah Minen manches Predigtwort befeuchten mit ihren Thränen. Ein warmer, fruchtbarer Regen zur Seligkeit! Ich sah sie Abschied von Nummer 5 nehmen, einen sanften, seligen Abschied! O möchte ich doch auch, wenn ich zum letztenmal in das Gotteshaus gehe, von meiner Nummer 1 so Abschied nehmen und, wenn es auch zu mir heißt: wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir! so von hinnen gehen, wie sie aus Nummer 5. O hätte ich doch nur einen Buchstaben von diesem Abschiede gemerkt, da Minchen ihn nahm, nur ein Uhütchen, ein Jpünktchen! Welch ein schreckliches Licht ist mir jetzt aufgegangen. Vorigen Sonnabend ging ich allein in's Gotteshaus und wollte versuchen, ob ich mich vielleicht in der Stille mit Minens Bank versöhnen könnte. Langsam ging ich zu ihr, als zu meinem Richterstuhl: und siehe, es waren feurige Kohlen, die da brannten. Gott sei gelobt und gebenedeiet, daß ich Minchen anders grüßte, da sie zur Kirche hinausging. Gott! Gott! Großer Gott, ihre Thränen! Ihr Ringen im Auge, ehe die Thränen flossen, die bangen Thränen und die letzte, die Abschieds-Thräne, die sie weinte, da sie ging, die ihr mein letzter, unfreundlicher Gruß erregte. O sie komme zur Linderung über mich, zum Erquickungstropfen in meiner brennenden Todeshitze, in meiner Todesnoth! Vater, vergib! Ich wußte nicht, was ich that. Und ach, mein harter Brief auf Minens Klagebrief! Ein Stank- für Dankbrief! O hätte ich nie schreiben gelernt! Die Zunge hat viel Unheil angerichtet; allein es geht mit ihr, wie mit dem Brod beim Bäcker. Den andern Tag wird wieder frisch gebacken. — Nie, mein Sohn, das schwöre ich schriftlich vor Gott, der über mir ist, ich schwöre, nie werde ich Lebenslang einen Brief, ein Promemoria, einen Waschzettel schreiben, wo ich nicht an Minen schriftlich denke, um meine schriftliche Sünde, meinen Stank für Dank zu büßen. Sei mit dieser Buße zufrieden, lieber gütiger Gott, und sieh mich so nicht an, wie ich Minen vor der letzten Predigt in unserer Kirche! Wie könnte ich sonst vor dir bestehen!

— Straf mich nicht nach meinen Sünden, vergilt mir nicht nach meinen Missethaten! So du willst, Herr, Sünde zurechnen hier, in der ersten Instanz, vor dem Gewissen, und dort in der letzten, wer kann bestehen? Das, das, mein Sohn, ist mein täglich, mein stündlich Gebet zu Gott, das ich aus der Tiefe herauswinde, wie ein müder Wanderer einen Labetrunk aus einem frischen, kühlen Brunnen, der dem warmen Reisebecher Tropfen auspreßt. Wie gern ich sehe, wenn das Glas beschlägt, kann ich dir nicht sagen. Es ist mir so, mein lieber Sohn, als erquicke sich das Glas selbst.

Du hast mir, es ist nicht zu läugnen, einen stark gewürzten Brief geschrieben — Muskatnuß, Englischgewürz, Pfeffer und Ingwer war darin. Zu sehr indessen zeigt der Brief noch, daß du mein Sohn bist und ich deine Mutter; zu sehr, daß du unter meinem Herzen und an meiner Brust gelegen. O warum, warum vergißt du denn dieß nicht Alles? Griff ich dir zu tief in's Herz hinein? Sohn! zu guter Sohn! Jetzt, ich weiß selbst nicht, wie's zugeht, da ich dieß Alles aus der Fülle meines Herzens herausschreibe, fühle ich mich einigermaßen getröstet. O wie es mich entzückt hat, daß die Selige Mosen und die Propheten, Bibel und Gesangbuch zu ihrem Ein und Alles gemacht, und daß sie besonders in geistlichen und himmlischen Liedern ihre Wonne gefunden! O du mir sonst theures und werthes Lied!

Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt!

wie weit theurer und werther bist du mir jetzt, du, Minens Reiselied auf ihrer Wanderschaft zur seligen Ewigkeit! Weißt du auch noch, mein Erst- und Letztgeborner, wie wir unterwegs, da wir die Folianten, die uns kreuzweise zur Verewigung des vetterlichen Kupferstichs dienten, zu Hause brachten, wie wir sangen:

Man trägt Eins nach dem Andern hin,
Wohl aus den Augen und aus dem Sinn.

Behüte Gott, daß ich dich an diese preiswürdige Stelle darum erinnern sollte, damit auch die hingetragene Mine dir wohl aus den Augen und aus dem Sinn kommen möge! Nein, ewig sollst du an sie denken, aber denke an sie als Christ! Sieh, die Natur

giebt dir die Vorschrift, deinen Schmerz nicht zu verewigen. Und was die Natur nicht kann, vermag die Gnade, die in dem Schwachen mächtig ist. Dieser Gnade befehle ich deinen Geist, Seel' und Leib. Alles müsse unsträflich behalten werden bis zum allgemeinen Concilio, wenn offenbar wird, wer Gott dient und wer ihm nicht dient." — —

Nach diesem theuerwerthen Briefe folgte noch ein Postscript, ein Promemoria, wo die gute Mutter sich nach ihrer Weise über dieß und jenes erging, theils um ihr beschwertes Herz auszuschütten, theils um mich zu ermahnen und vor Verzweiflung zu bewahren.

„Es giebt Lasten des Lebens" — heißt es in dieser Nachschrift — „die auch dem Christen zu schwer zu heben sind. Allein er vermag Alles durch den, der ihn mächtig macht. Er probirt und probirt so lange, bis er hebt und trägt. Es kommt viel darauf an, wie man's angreift und sich auflegt. Die Gelehrten lassen sich gemeinhin mit einem Buch in der Hand malen, so als ob sie darüber wegsehen. Nicht also, mein Sohn, wie diese »Verkehrten«. In's Buch, sag' ich, in's Buch das Auge. Glaubt ihr Herren »Gelehrte-Verkehrte«, daß dem Beschauer das Auge verloren geht, wenn's in der Sache lebt und sich in die Tiefe versenkt? O mein Sohn, laß dich nicht bloß so malen, sondern sieh wirklich in's Buch des Lebens! Die Bibel ist davon hier auf Erden die erste Ausgabe; die zweite vermehrte wird dir in der andern Welt aufgethan!"

Daran knüpfte meine Mutter noch die Frage: „wie steht's, wie geht's dir auf der Akademie? Laß dich nicht durch Minens Tod von deinem Fleiß abwendig machen. Sie studirt dort, du hier, beide Theologiam! Vergiß nie, mein Sohn, daß du im Dienste der Wahrheit und in keines Menschen Dienst stehest; — die Wahrheit ist Gottes. Von den kopfhängenden Pietisten, dergleichen es in Königsberg an allen Ecken der Straße geben soll, laß dich nicht verführen. Bist du — noch jung und frisch — doch seelenkrank in der Welt, laß dich vom rechten Arzt heilen

und du wirst nicht der Kopfhängerei verfallen. Gedenke daran: du bist zu Superintendenten-Leiden und -Freuden geboren und erkoren, zur hohen Würde, zur schweren Bürde! Oft will sich mir die Frage auch noch jetzt aufdrängen: hätte Mine wohl füglich Superintendentin werden können? — Ja, sie hätte! — Mine hätte können. Ich möchte das jetzt dreimal hersetzen. Ja, sie hätte füglich können, obwohl es mir noch immer schwer wird zu denken, daß Hermann, der alte kaltbrandige Herr, zum Schwiegervater eines Ehren-Superintendenten, welcher unter seinen Ahnherrn mütterlicher Seits zwei Präpositi und einen Superintendenten zählt, sich geschickt hätte. Was thut's! Mine hätte füglich Superintendentin werden können. Ich aber — was soll ich thun! Zum Ja und Amen können wir es nicht immer bringen in dieser Welt. Bei keinem Menschen kommt es hier zum vollen Amen. Gott allein ist Amen. Alle Verheißungen sind Ja in ihm und Amen in ihm! Got sei gelobt! Darum liebe ich auch dieß Wort, das Amen fein, Amen bis zum Herzandruck, bis zum Küssen — o, Gott der Herr ist überschwenglich; er thut mehr als wir wissen oder verstehen."

Zum Schluß ermahnte mich meine Mutter, schon um Minens willen, ein „Schwarzröckler" zu werden. Ja, sie freute sich dessen, daß ich mich so — wegen der Trauer — frühzeitig an diese Farbe gewöhnen werde, da ich nun einmal, wie sie fest glaubte, „schon im Mutterleibe Superintendent gewesen". Außerdem kleide Schwarz einen jeden Menschen. Sie selbst erklärte, an Minens Sterbetage fasten zu wollen, bis es sie überhaupt nicht mehr hungern noch dursten werde. Sie versicherte mich in rührender Weise, daß ihre Lust zum Leben versiegt sei. Endlich berichtete sie mir, daß daheim die Geschichte Minens — schon wegen des Herrn von Eckhowen — sehr geheim gehalten werde. Alles schleiche incognito. Nur der gute alte Herr von Geldern sei jüngst, bloß dieser traurigen Geschichte wegen, nach Ilsen gekommen. ‚So was muß man sehen" — schloß meine Mutter — „wie die ganze Sache dem nahe ging. Die Frau von Geldern soll gesagt haben: Da sieht man, was nicht adelich ist und keine Convention kennt; — —

Wie wenig beneid' ich ihr diesen Adel! Bewahre du nur, mein Sohn, den Adel der Seele und gedenke daran, wozu du berufen bist. Wenn du einst, nachdem du auf Erden ein Diener am Wort gewesen, in jener Welt es erleben wirst, daß dieser und jener kommt und dir dankt, weil du das glimmende Docht angefacht oder eine gute That geweckt hast — o, da wirst du manche Frucht emporgeschossen finden, die du aus einem Wortkern gezogen. Das wird eine Wonne, eine rechte Herzensfreude und Weide sein! — — Du weißt, mein Lieber, wie ich zuweilen mich von Grund aus recht von Herzen freuen kann — in dem biblischen Sinne: freuet euch in dem Herrn allewege! Dein Vater pflegte zu sagen: bei der rechten Freude sind alle Fenster beim Menschen offen; und da hat er ganz recht. Man fühlt solche Freude durch alle Organe. — Wo ist aber jetzt diese Freudensonne blieben? — Sie ist hin — ihre Stätte ist nicht mehr. Eben war es bei mir so schön Maigrün an der Erde und Maiweiß auf den Bäumen, und siehe da, die Botschaft: Mine ist todt — zertrat jedes Gras, das sein Haupt heben wollte, und zog den Bäumen das weiße Hemd aus, so daß Alles wüste und leer steht. Ach Alles, Alles war mir so bettelarm entkleidet, daß es auch den Kaltherzigsten jammerte! Deinem Vater — das sehe ich — gehe ich so nah, daß ich ihn drob um so mehr liebe, — als habe er immer hebräisch gekonnt wie Wasser! — Deines Vaters Brief, der ihm durchweg so viel Schweiß gekostet als mir der Anfang, lege ich diesem Sendschreiben bei und beharre als Deine treue Mutter und Fürbitterin bei Gott." — —

* * *

Der Brief meines Vaters trug einen ganz und gar anderen Charakter. Man fühlte ihm das innere Ringen ab. Aber man mußte es zwischen den Zeilen lesen und aus dem herausfühlen, was er verschwiegen. Seine kurze Epistel lautete:

„Fasse dich — lieber Sohn! Bedenke das Ende, so wirst du auch in deinem Schmerz nicht übel thun. Gedenke daran alle-

zeit: Gott ist die Liebe. Liebe ist der Funke, den Gott anschlug, da er die Welt schuf. Wo Feuer ist, ist Licht — wo Licht Wahrheit. Suche deinen Trost in der Liebe. Du sollst Gott lieben, den du nicht gesehen hast und nicht siehest. Siehe — ein Hilfs-, ein Hausmittel, dich zu dieser Gottesliebe hinauf zu schwingen, da du Minen liebst, die du gesehen hast und nun nicht siehest. — Ist die Liebe nicht stärker als der Tod? — — Warum warst du denn gegen mich so — so kabinetsverschwiegen? Waren wir denn nicht Vater und Sohn? — oder waren wir nicht vielmehr du und du und gute Freunde mit einander? — ich finde bei diesen Fragestücken meinen Trost; allein du wirst ihn hier schwerlich finden."

„Friede mit Minens Seele! Friede mit der deinigen! Friede mit deiner Mutter, die unaussprechlich leidet!" —

„Fällt dir ein, daß ich es Euch — damals im Wäldchen — wohlfeileren Kaufs hätte lassen können, so wisse daß dieser Umstand mich oft ergriffen, daß er mich oft ergreift und mehr als Christen geziemt. Gott helfe unserer Schwachheit!" —

„Dieser Brief wird mir saurer, als je ein Brief mir worden. Trost zu sprechen, sagt man, ist schwer. Wer kann ihn schreiben? — Denke viel, mein Sohn — das heißt, sei mit Minen zusammen. Du hast nur Minens Form verloren. Sie lebt, und wir werden auch leben. — Besorgt sein und — sorgen, ist zweierlei." —

„Soviel von meiner Predigt über den Text: wir haben hier keine bleibende Statt. Du kennst meine Weise zu concipiren. Hie und da ein Wecker. Nimm es, wie es geht und steht, sagt deine Mutter. Bis in den Tod

Dein treuer Vater."

Es hatten mich diese Briefe, diese wehmüthigen Heimathsklänge so tief ergriffen, daß es mir eine recht unliebsame Störung war als es klopfte und auf mein „Herein" — ein mir fremder Mensch eintrat. Bald aber erkannte ich ihn als einen Boten aus Linden — mit einem Brief vom guten Pastor Friedeborn. In demselben bat

er mich, möglichst rasch dorthin zu kommen. Es seien große Dinge daselbst geschehen.

Ich machte mich rasch fertig und war froh abfahren zu können, ehe noch Junker Gotthard heimgekehrt war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Hochzeitsfeier.

Ich verließ, wie es meinen Lesern nicht unbekannt sein kann, Gretchen eben zu jener Zeit, da sich der Justizrath Nathanael zwei Stunden zuvor in dem Pastorat Linden anmelden ließ. Meine Leser wissen, daß ich bei meiner Abreise Gretchen bat, ihn zu grüßen. Nichts war mehr zu vermuthen, als daß sich der Justizrath seiner Anmeldung gemäß einfinden würde.

Auf die Verlobung folgt die Hochzeit, wenn kein Einspruch geschieht, wenn nicht wo der Wagen bricht, oder andere Hindernisse sich in den Weg legen. Nathanael kam wohlbehalten in das Wirthshaus in Linden, aus welchem er zuvor Kundschafter sandte, ob ich auch wirklich schon abgereist wäre? Und da er „Ja" zurückempfing, kam er mit einer ganz frisch aufgepuderten Perrücke und so stattlich ausgeziert, daß der Prediger sehr um Verzeihung bat, daß er ihn, den Hausherrn, so alltäglich fände. Nathanael hatte unterdessen als Gerichtsbeamter seinen Abschied erhalten. Jetzt, da er seine Aufwartung in Linden machte, war, gleich nach der Begrüßung, sein erstes und letztes Wort: Mine. Und dieß schien die einzige Ursache, warum Gretchen auf alle seine Fragen gern antwortete. Er ließ sich das Grab zeigen. Da ihm Gretchen die Stelle in Minens Testament, auf die Erinnerung des Predigers (von selbst that sie es nicht) zeigte, jene Stelle, in der es hieß: „Sag' ihm, wenn du ihn in dieser Welt sprichst, daß ich ihm von

Herzen vergeben habe" — ward er so heftig bewegt, daß er die Hände brach und sich an die Stirn schlug, ohne seine aufgepuderte Perrücke und die stattliche Verzierung zu bedenken, womit er ausgerüstet war. Mein Gruß, den ihm Gretchen warm bestellte, kostete ihm neue Thränen; allein er tröstete ihn auch.

Die Predigerin selbst lief nicht mehr vor ihm wie früher. Seine Thränen hatten sie aus dem andern Zimmer herbeigelockt. Nathanael konnte und wollte nicht aus Linden fort. Man bat ihn sogar, noch länger zu weilen, um von Minen und mir erzählen zu können. Nathanael blieb in Mitbetracht des Mondscheins. Seine Bitte bezog sich auf die Erlaubniß, Minens Andenken in Linden öfters feiern zu dürfen, eine Bitte, die ihm selbst von der Predigerin bewilligt ward. „Ohne Thränen aber nicht" — fügte die gute Hanna hinzu. „Zu befehlen" — beschloß Nathanael und fuhr seine Straße weinerlich. Der Prediger, Hanna und Gretchen begleiteten ihn bis — an den Mond, hätte ich bald geschrieben — bis in's Freie. Alle sahen auf Minens Grab, und es kam jedem so vor, als wenn der Mond hier ganz besonders sich hingewandt und es beblitzet. — Nathanael, der, ohne daß Gretchen es tiefer empfunden, so oft es die Thränen zugaben, sein Auge nicht von ihr gelassen, war so erbaut von allen diesen Vorgängen, daß er — geradezu weg war. Unterwegs spürte er einem Plan nach, in den Gretchen mitgehörte.

Nathanael wiederholte seinen Besuch, ohne sich weiter vorher melden zu lassen. Gretchen blieb, wie sie stand und ging. Ihre Nachlässigkeit machte Nathanael noch verliebter. Mine und ich blieben die Hauptmaterien ihrer Unterredungen. Indessen wußte er je länger je mehr so einzurichten, daß er Gretchen einen begehrenden Blick zuwandte, den Gretchen nie auffaßte. Sein Funke zündete nicht.

Dem Vater entdeckte er, daß er sein nicht unbedeutendes Vermögen in einem kleinen Gütchen ohnweit Linden angelegt habe. Darauf hin wagte er es, dem Prediger sein Herzensanliegen näher zu legen. Nathanael war dießmal noch geputzter wie je, obgleich ihm schon zuvor nichts abging. Der Prediger erwiderte, diesen

Antrag in Erwägung nehmen zu wollen, und Nathanael trat ab, wie alle Parteien, wenn die Richter in ihren Sachen erkennen wollen.

Der Prediger trug Frau und Tochter mit einer kleinen Anrede die Sache vor und kleidete Alles in eine wohlgemeinte Rede über die Worte ein: Willst du mit diesem Manne ziehen? Da ging Gretchen über manchen unverständlich gebliebenen Blick ein Licht auf. Hanna hatte tausend Bedenklichkeiten, die aber alle in den Umstand zusammenkamen, daß ich doch eigentlich — sie vollendete den Satz nicht, und — Gretchen ward roth. — „Nun" — sagte der Prediger — „wenn das ist, desto besser; ich bin ihm wegen meiner Sünde wider den heiligen Geist tausend Verbindlichkeiten schuldig." Er hatte schon längst den Erfolg seines Auftrags durch einen Brief von mir in Händen. — „Wenn er mit dir so umgeht, liebe Tochter, wie mit dieser Abhandlung, hast du gewonnen Spiel. Fein Papier — der schönste Druck!" —

Der Beschluß war, dem Justizrath Nein zu schreiben, weil Gretchen mit mir so gut wie eins wäre. Nathanael hatte gebeten, ihm sein Urtel schriftlich zuzusenden, welches er als publicirt ansehen würde, und war voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, heimgereiset.

Den andern Morgen fiel dem Prediger die sehr naheliegende Frage ein: ob ich denn wirklich mit Gretchen eins wäre? Und da man Alles zusammenhielt, fand man mich in weitem Felde, ja im allerweitesten. „Es giebt nicht alle Tage Nathanaels" — sagte der Prediger, der diesen ganzen Vorfall seinem Bruder zu referiren und die Sache seinem Schiedsspruch zu überlassen antrug. Hanna trat bei und bat nur, das Testament Minchen's in dieser Relation abschriftlich beizufügen, als ein Dokument, woraus ganz deutlich hervorginge, daß ich Gretchen heirathen müsse.

Der Haupteinwand, den Gretchen aber für sich behielt, war, daß, obgleich sie mit zwei Accenten verlangt hatte, daß ich wenigstens noch einmal nach Linden kommen sollte, ich doch in so langer Zeit nicht gekommen sei. —

Ein Brief von mir an Gretchen, der über meine zukünftigen Reisepläne Andeutungen enthielt, gab Allem eine andere Wendung.

Der Prediger sah diesen Brief als eine göttliche Schickung an. Und Gretchen? — Sie glaubte bedenken zu müssen, daß ihre Eltern arm waren und ihre Mutter noch obenein lindenkrank; allein dieß war nicht das Entscheidende. Es ist nicht die einzige und sicherste Art, Mädchen durch Schmeicheleien zu fahen. Man sollte kaum glauben, was in einem unbefangenen Weibsbilde Raum hat. Ich getraue mir zu behaupten, daß man ein Mädchen selbst durch die schmerzlichsten Erfahrungen eben so weit bringen kann, als durch Liebkosungen. Unglück, das man duldet, leitet uns oft zu der vertrautesten Menschenliebe. Daher sind Freud' und Leid, Sarg und Hochzeitbette' so nahe verwandt! Nichts ist natürlicher, als daß Gretchen endlich Ja sagte. Sie hätte es gesagt, wenn gleich Nathanael nicht so herzlich geweint, als er gethan. Gut ist gut, mochte sie denken, allein besser ist besser. Einer, der Buße thut, ist besser als neunzig, die der Buße nicht bedürfen. —

Ehe es sich noch schickte, die Bedenkzeit zu schließen, welche dem Nathanael gesetzt ward, erschienen Se. Hochgeboren, der hohe Eingepfarrte von Siechenau, mit einer Anwerbung — auch für Nathanael. Das Nathanael'sche Gütchen stieß an eines des Grafen von Hochheim. Wer viel im Himmel haben will, muß sorgen, daß die Welt fruchtbar sei und sich mehre. Man gab, um Alles fein und schön zu machen, dem Grafen die Einwilligung mit, und siehe da! — aus Nathanael und Gretchen ward ein Paar!

Eins hätte Gretchen sich gern ausbedungen, wenn es sich geschickt hätte. Sie wünschte, daß Nathanael, der sonst eben nicht unleidlich war, seine Haare wachsen oder sie wenigstens mit seiner Perrücke so verheirathen möchte, daß man nicht wüßte, ob's Natur oder Kunst, eigen Haar oder Perrücke wäre. Die Natur trägt ihr eigen Haar. Solche Wünsche erfüllen sich in der Ehe von selbst. Das Weinen ließ dem Nathanael, wie Hanna versicherte, nicht übel. Die erweinte Röthe, welche sich von einer andern ungefähr wie das Taufwassergrün von anderem unterscheidet, gefiel auch Gretchen.

Wer war glücklicher, als Nathanael? Daß du es noch immer seist, gutes Paar! Ich wünsche es von Herzen. Gretchen bestand

darauf, daß die Verlobung auf Minens Grabe geschehe. Der Prediger schenkte seinem Schwiegersohne zwei Autorexemplare von der Abhandlung, die auf extrafein Papier gedruckt waren, und fragte ihn, was für Bände in seiner Bibliothek hervorstächen? „Lieblingswerke brochirt — ohne Glas und Rahmen, am wenigsten goldnen!“ Indessen schien der Prediger zu wünschen, daß er mit diesem Werklein eine Ausnahme von der Regel machen und ihm eine schwarzcorduane Uniform anziehen möge. — Nathanael hätte das Werk auswendig gelernt, so lieb hatte er Gretchen. Ein schwarzcorduanes Kleid war das Wenigste, was er daran wenden konnte.

Nachdem Alles von Seiten der Verlobten Ja und von Seiten des Predigers und seiner Hanna Amen war, und man sich, wie im Brautstande gewöhnlich, das Herz ausschüttete, erschien es ihnen passend, mich in vorsichtiger Weise von der ganzen Sache zu unterrichten. Das geschah in dem Brief, den ich in Königsberg erhielt. Durch denselben ward ich eingeladen, nach Linden hinüberzukommen. Mir war es eitel Herzensfreude, ja schier Herzenserleichterung, daß Gretchen von Nathanael heimgeführt werden sollte. Es ward mir dadurch doppelt klar, daß ich sie nicht geliebt.

Gretchen's Hochzeit ward meinethalb zeitiger veranstaltet, als es wohl sonst nach der Sitte im Lande hätte geschehen können. Ich kam ein paar Tage vor dem Hochzeitstage. Gretchen, sobald sie mich sah, küßte mich so harmlos, und ich sie wieder, daß Nathanael auffuhr. Dem guten Manne ward hierbei fast eben so übel, als bei seiner Criminaluntersuchung zu Muthe; und, was das Aergste war, so durfte er sich dieß nicht einmal merken lassen. Jeder, das sah er ein, würde ihn wegen seiner Eifersucht ausgelacht haben. Er liebte Gretchen unendlich. Anfänglich affectirte er dabei so eine Heiterkeit, daß man gar nicht wußte, wie ihm geworden. Bald darauf ward er unruhig. Er schien nicht aus noch ein zu wissen. Wenn ich mit ihm allein war, fragte er mich ohne Ende und Ziel: „wann ich denn gedächte, Preußen zu verlassen?“ — Und, ohne mich zu nöthigen, auch nur einen Tag

länger zu bleiben, war wieder ein Wann da. Sobald mir über die Eifersucht, die sich jetzt mit einer ungewöhnlichen Höflichkeit gegen Gretchen verband, nur das erste Licht aufging, dachte ich auf Mittel, den armen Nathanael zu heilen. Ich fing an, gegen Gretchen mich zu einer gesuchten Kälte zu zwingen. Für den Justizrath ward auf diese Art Alles zum Besten gekehrt, so daß er von Stund an anders zu werden anfing. Ganz kam er nicht in's Geleise, obgleich er nicht mehr „wann“ fragte.

Gretchen hatte von jeher auf ein stilles, kleines Hochzeitsmahl bestanden. Ihre Mutter war zu diesen Wünschen eine Mitursache. „Wir sind in Trauer“ — sagte sie zum Justizrath und sah mich an. Einige der Eingepfarrten indessen mußten geladen werden. und hiezu ward der 14. August angeordnet. Den 13. des Morgens gingen wir alle zusammen ins nahe Wäldchen unb kamen so heiter zurück, daß wir, Gretchen, Nathanael und ich, auf den Gedanken fielen, lieber schon heute stehenden Fußes den geschürzten Knoten zuzuziehen. Der Prediger hatte Bedenklichkeiten; unfehlbar war er mit der Hochzeitsrede noch nicht fertig. Er gab indessen nach, da er unsere vereinigten Wünsche merkte. Gretchen und ich gingen zur Mutter; was konnte die uns beiden abschlagen?

Während der Zeit, daß der Prediger an seine Traurede dachte, ward nach dem Organisten und ein paar Dorfältesten gesandt. Gretchen fragte den Nathanael: ob sie ihren Brautschmuck anlegen sollte? — „Den können Sie nie ablegen“ — erwiderte der galante Bräutigam. Wir baten Alle, Gretchen möchte bleiben, wie sie wäre, und diese Bitte machte uns wenig Mühe, weil sie selbst dazu geneigt war. Sie blieb, und die Natur selbst hätte sie nicht besser putzen können, als sie's war. Wahrlich, Gretchen war eine schöne Feldblume! Wie schön sie da stand! — Nathanael konnte es ohne Puder nicht lassen: er war wie aus einem Putzkästchen gezogen. —

Der Organist und die Dorfbegleiter waren gekommen. Man ging gemeinsam in's Wäldchen, wo die Trauung still und feierlich vollzogen werden sollte.

Der Prediger hatte sich, das merkte man, vorgesetzt, über

Minchen's Leichentext: siehe ich komme bald; halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme, auch seine Hochzeitsrede zu halten. Was ihm an gerundeten Perioden abging, ersetzte er durch's Herz. Darauf folgte der Trauungsact. Das Formular alt und wohlgemeint, war mir darum so rührend, weil ich mich all' Augenblicke befragte: wenn du da so mit Minen stündest? — —

Die Braut hatte, wie es sonst wohl etwas Ungewöhnliches ist, keine einzige Thräne geweint. Es war ausgemacht worden, nach der Trauungsfeierlichkeit eine gemeinsame Wallfahrt zu Minens Grab zu machen. An Minens Grabe streute Gretchen die von mir erhaltenen Blumen hin. — Sie warf sich nieder (schwerlich hätte sie dieß thun können, wenn sie in vollem hochzeitlichen Schmuck gewesen wäre) und weinte, als ob sie bis hierher ihre Thränen aufgespart hätte. Der schwerfällige Justizrath setzte sich — ich kniete. Der Prediger und seine Frau hatten sich umfaßt. Die beiden Dorfältesten standen von ferne. Mir war nur Minchen in Herz und Sinn.

Jetzt kam der ganze Haufen von Schülern und Dorfbewohnern und blieb stehen. Allen und Jeden sah man auf den Gesichtern: „Du bist Erde und sollst zur Erde werden." Genau genommen, lieben Freunde, ist's all' eins: taufen, sterben, heirathen. Mensch, du bist Erde und sollst zur Erde werden!

Nach dieser Scene kamen wir in die Widdem. Das neue Paar fiel sich in die Arme. Man sah, wie es sich liebte. Von Stund an ließ Gretchen nicht mehr ihren Nathanael. Sie dachte an mich nicht weiter. Er war ganz der Ihrige. Ja, er fragte jetzt so wenig „wann?" — daß er mich zu bitten anfing, doch ja zur Heimführung zu bleiben. Da Gretchen fortfuhr, sich ihm ganz zu weihen, gab er in seiner Bitte immer mehr zu. Zuletzt bat er mich in ganzem Ernst, gar nicht aus Preußen zu gehen. „Haben Sie nicht hier Minens Grab?" — setzte er hinzu und konnte keinen stärkeren Bewegungsgrund anführen. — Doch warum vorgreifen?

Wir setzten uns zu einem Mahl, so natürlich eingerichtet, wie Gretchen gekleidet war. Wir alle, könnte ich fast sagen, waren so





gekleidet, bis auf den Justizrath, der wie ein sauber geschriebenes Urtel in beweisender Form aussah. Die Stimmung war eine gemüthlich stillfröhliche. Gretchen war so ganz und gar des Nathanael, daß sie auch nicht einmal einen Blick für mich übrig zu haben schien. Neigung ist so pünktlich nicht; Pflicht aber ist das Pünktlichste was ich weiß. Sie überwindet mitunter sogar leichter als die Liebe den Tod.

Unser Pfarrhaus war während dieser Zeit das glücklichste Haus in der Welt. Selbst Gretchens Mutter war so heiter, als wäre sie gar nicht lindenkrank. Auch gebrach es dem Feste nicht an Wein. Der gute Graf war von Siechenau herübergekommen mit einem Fäßchen Rheinwein, das wir mit Freuden begrüßten. Er selbst meinte, er könne nicht lange bleiben. Er habe — „einen rechten Segen Sterbender bei sich."

Wir setzten uns zu Tische. „Heute" — sagte der Prediger — „fröhlich mit den Fröhlichen!" — Gretchen, die zwischen mir und Nathanael saß, drückte mir schwesterlich die Hand und sagte: „wir waren traurig mit den Traurigen; ja wir sind es noch!" — Sie dachte so rührend an Minchen, ohne sie zu nennen, daß Alles an sie dachte. Der Prediger belebte diesen Gedanken durch ein paar herzliche Worte: „Wer seiner Todten nicht denkt, wenn er vergnügt ist, bedenkt nicht, daß auch sie leben und daß auch er sterben wird." — „Sie hat ihren Myrtentag nicht erlebt" — flüsterte Gretchen und ließ eine Thräne fallen. Nathanael küßte sie herzlich.

Nach der Mahlzeit war Gretchen fortgegangen, um ihr Reisekleid anzuziehen. Als sie zurückkam, stand die Mutter am Fenster, sah unverwandt den Reisewagen an und hatte sich betrübt aufgestützt. Gretchen ging zu ihr, fiel ihr zu Knieen und bat um ihren Segen. „Sei gesegnet" — sagte Hanna und legte beide Hände auf sie — „und sei eine so gute Mutter, als du eine gute Tochter gewesen! Nie gehe ein Lindenbaum — vor deiner Thüre aus!"

Hier hemmten die Thränen der Mutter und Tochter diese Segenshandlung, der wir Alle — insbesondere der gute Graf — nicht ohne tiefe Herzensbewegung beiwohnten.

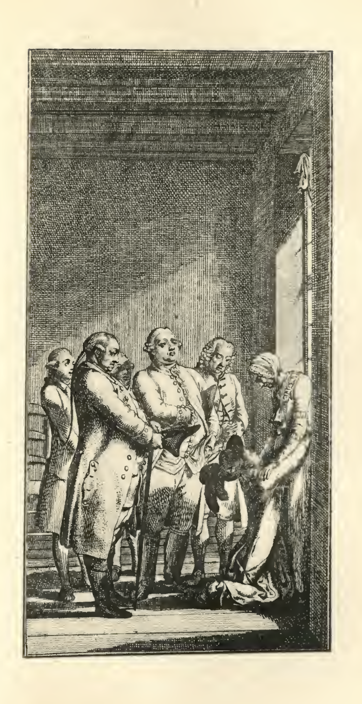
Am Abend ging Alles in sein Kämmerlein, nur ich nicht. Ich schlich mich an Minens Grab. Eine himmlische Hochzeit! — — —

Spät kam ich in mein Kämmerlein. Todmüde sank ich in's Bett. Mein Schlaf war wundersam tief — eine Entzückung in den dritten Himmel! Aber das Erwachen war schwer — bitterschwer. Und obwohl sie mich alle aufs Freundlichste aufforderten, der „Heimführung" Gretchens in das Haus ihres Gatten beizuwohnen, machte ich mich doch nach herzlichem Abschied auf, um in die kalte, graue Welt zurückzukehren.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Heimsuchungen.

In Königsberg angelangt, wollte ich den Mahnungen meiner Mutter gemäß mit aller Macht dem Studium mich hingeben. Statt der Theologie, in die ich mich durchaus nicht hineinarbeiten konnte, versuchte ich es mit ihrer Schwester, der Philosophie. Aber auch hier — war Mine der philosophische Text, über den ich studirte. Wir sind alle faul von Natur und brauchen Leidenschaftsvorspann, um weiter zu kommen. Auch in solchen Stimmungen, wie ich sie damals durchmachte, gilt der Satz, daß der Mensch durchaus einen innerlichen Sporn zur Thätigkeit braucht. Er will aus sich heraus. Hätte ich mich einsam in mich verschlossen, der Welt das Rauhe zugekehrt — was wäre Kluges dabei herausgekommen?





Und doch suchte ich gern die Einsamkeit. Der Friedhof war mein Lieblingsspaziergang. Und wenn ich nach Hause kam, fiel mir der Junker Gotthard recht schwer. Er war ja im Grunde ein ehrliches Gemüth. Er hatte auch Mitgefühl mit meinem Elend. Aber — wie soll ich sagen — er war mir zu lustig. Das Klügste im Grunde, was ein unwichtiger Mensch anfangen kann! Das sehen wir allezeit an unseren Alltagseinfältigen. Die einzige Rolle, die der Mittelmäßigkeit angemessen ist, ist: allezeit fröhlich und guter Dinge zu sein. Alle mittelmäßigen Leute sind es von Herzensgrunde.

So etwas ist schrecklich, wenn einem das Weinen näher liegt, als das Lachen. Zwar schreibt mir meine gute Mutter: „So lange dir Gott die zwei Brünnlein deiner Augen giebt, in denen Wasser des Lebens, des Trostes rinnen, und so lange der Mensch manche schwere Stunde verweinen kann, was will er mehr? Weine für Freuden, daß wir weinen können, und erhole dich, wie die versengte Pflanze nach dem Abendthau. Verstopfe nicht die Quelle, aus der Leben fleußt, durch bittere Härte. Murre nicht wider Gott.“

Alles gut, liebe Mutter. Aber nicht Alle können das. Sagst du doch selbst: „in dieser argen Welt geht Alles aus Einer Dur-Tonart.“ — So erfährt auch der Mann harte Stunden der Heimsuchung, in denen er nicht weinen oder mit Thränen sich erfrischen kann, ja vielleicht nicht darf und soll? —

Meine Mutter rechnete solche Zeiten der Heimsuchung zu den Weckstunden. „Es sind Haltrufer“ — sagte sie — „die uns zuraunen: steh doch, Seele, stille!“ — „Gott sucht den Menschen heim“ — schreibt sie mir — „wenn er ihm mit unerwartetem Unglück in die Quere kommt. Was liegt nicht Alles in dem Worte heimsuchen! Gott sucht den Menschen heimzuziehen, von der Welt ab und in sich selbst, in seinen eigenen Busen, um durch eben diese Selbsterkenntniß ihn dahin zu bringen, wo wir ewig sein werden. Kreuz und Leiden, mein Kind, sind der Zaum und Gebiß, so der liebe Gott uns, seinen Rossen, in's Maul legt, wenn wir nicht zu ihm wollen. Und wer ist ohne Kreuz und Leiden?“ —

Gewiß, liebe Mutter! Aber wer bricht nicht auch zusammen unter dem Kreuz? Ich war nahe daran. Das Studiren und Denken half nicht dagegen. Am wenigsten das Denken — über religiöse Dinge. Sage ich's gerade heraus: mir war's zum Davonlaufen aus der Welt. Soldat hätte ich werden mögen. In's Schlachtgewühl, in den Kugelregen mich stürzen — das wäre mir eine Wonne gewesen. Eine starke Aufregung wäre mir eine Erfrischung gewesen wie ein Stück Erdgeruch, den meine Mutter so liebte, daß sie einmal in schwüler Stimmung mit einem Seufzer es aussprach: „wenn ich doch an dem Erdenkloß, aus dem Adam ward, hätte riechen können!"

In solchen Stimmungen sind unerwartete Störungen — Heimsuchungen sehr anderer Art als die von meiner Mutter gepriesenen — oft ein Glück. Ich wurde in meinem Sinnen und Zagen überrascht, überrumpelt von einem Manne, der in unser Zimmer stürzte und nach Herrn von Geldern fragte.

„Er ist, wie Sie sehen, nicht zu Hause" — erwiderte ich.

„Ich muß ihn aber sprechen" — sagte der Mann sehr aufgeregt. Es war der uns gegenüberwohnende Kaufmann, der Vater der blonden Amalie, zu welcher Junker Gotthard wegen des Lautenconcerts hinüber mußte.

„Wir können die Sache nicht mehr so weiter ansehen" — meinte der bekümmerte Vater. „Meine Frau, um mit der Thür in's Haus zu fallen, wünscht den Herrn von Geldern zum Schwiegersohn. Er hat ihr sein Ja nicht etwa bloß zu verstehen gegeben, nein, so deutlich gemacht, daß es jedem Menschen sichtbar ist, nur — nur hörbar noch nicht, Die Aussprache des Wortes fehlt. Angeschrieben steht's sonst in seinen Augen, Mund, Händen und Füßen" —

„Sie sagen mir da etwas" — unterbrach ich seinen Redestrom.

„Ja wohl — was Sie Selbst wissen" — bemerkte der Vater. Auf meine verneinende Antwort fuhr er fort zu klagen: „Mein Gott! hätten Sie es denn nicht gelesen? Es stand doch so leserlich, so fraktur-groß."

„Von wem geschrieben?“ — fragte ich und muß dabei wohl sehr dumm ausgesehen haben. Denn der unruhige Vater antwortete: „Ich sehe wohl, — ja ich weiß es, daß Sie in dergleichen Schrift nicht gelehrt sind, — das habe ich von jeher Ihretwegen behauptet. Aber — einerlei! Ich kann in Sachen meiner Tochter nicht länger ansehen, wie —“

„Aber Herr von Geldern ist doch“ — unterbrach ich den Alten — „Studirens halber in Königsberg und gewiß nicht, um eine Lebensgehülfin zu suchen.“

„Aber — wenn er nun ungesucht etwas findet?“ — erwiderte der Vater.

„Ein kurischer Edelman“ — begann ich.

„Ah — ha! Da liegt der Hund begraben — wohl recht, — der Hund! Edelmann? — Er Edelmann, ich Kaufmann. — Mann ist Mann. Herr von Geldern wäre nicht der Erste und wird der Letzte nicht sein, der es so macht — ich finde nichts dagegen in den zehn Geboten.“

„Gott und Natur haben nichts dagegen“ — philosophirte ich — „allein der Lauf der Welt — und besonders die gangbaren Vorurtheile in Kurland“ —

„Kurland ist doch aber ein freier Staat, Herr!“

„Das heißt“ — erwiderte ich, indem mir das Gespräch immer peinlicher ward — „der kurische Edelmann geht in Stiefeln zur Kur, wenn es ihm so einfällt, und fürchtet sich nicht vor Gott, noch vor Menschen; aber ein Cavalier heirathet ein Fräulein und umgekehrt. Da werden Sie schwer etwas daran ändern.“

„Gewiß — gewiß, Herr! Ich hab's auch meiner Frau immer gesagt, der Herr von Geldern könnte unser Kundmann nicht sein. Aber da wollen die Weiber immer hoch hinaus. Der Henker mag wissen, was daraus wird! Ich fürchte — der Herr Jäger hat ihr das Herz getroffen und läßt sie dann liegen. So bleibt manches Mädel ein Ladenhüter, wenn sie nachher nicht klein beigiebt und den ersten Besten nimmt. Ich will Entscheidung — Entscheidung will ich, und damit basta!“ —

Er gestand mir sodann des Weiteren, daß er einen Collegen, einen reichen Krämer, im Auge habe, der das Mädel wolle. Sie aber sage nein, weil sie sich den „Jäger" in den Kopf gesetzt. Ich versprach ihm, mit Herrn von Geldern zu sprechen und er verließ mit großem Dank und vielen Bücklingen das Zimmer. —

Erst gegen Abend kam Junker Gotthard von der Jagd — nicht auf die Blondine, sondern auf gewöhnliches Wild. Er pflegte dann gleich in's Bett zu fallen und wie ein Todter zu schlafen. Dießmal mußte er sich noch ein Viertelstündchen vom Schlaf losbitten, um meine Ermahnung wegen der Blonden anzuhören.

„Hätte ich mich nur lieber an die Brünette gehalten!" — Die Leser erinnern sich wohl, daß unser kurischer Testator und abreisender Landsmann diese ihm eigentlich bestimmt hatte. — „So stolz sie war, Bruder — mit keiner Sylbe dachte sie an die heilige Ehe. Sie wollte nur singen, bloß singen; aus der Laute machte sie sich nichts. Aber — mit den lieben Blondinen" — schloß Junker Gotthard seine auffallend lange Rede — „sie wollen gleich heirathen! — Mag sie mit ihrer blonden sanften Stimme lieber dem Krämer Ja sagen. Ich würde mir aus dem halsstarrigsten Nein nichts machen." — „Mich dünkt" — fügte er nach einer Pause hinzu — „sie hätte ihm Ja sagen sollen, wenigstens kein so halsstarriges Nein, welches keiner Blondine eignet und gebühret." —

Gleichwohl kostete es Junker Gothard doch einige Mühe, die „Frakturbuchstaben" für die Blondine auszustreichen. Wir hatten schon lange mit einander geplant, unseren Wanderstab weiter zu setzen und unsere Studia in Göttingen fortzusetzen. Die Reise wäre auch der Blondine zu statten gekommen.

„Laß uns" — sagte ich dem Junker Gotthard — „sobald als möglich von hinnen gehen. Amalie wird sich bedenken und dem Collegen ihres Vaters, dem Krämer, nicht mehr halsstarrig, sondern blond begegnen, sobald du außer Schußweite bist." —

Junker Gotthard sträubte sich wegen der zu raschen Abreise.

Ich nahm das als einen Beweis, daß sein Herz doch nicht frei sei, und sann schon auf Mittel und Wege ihn abzubringen, bis es, ehe ich mich versah, herauskam, daß die Jagd-Feldmarken, die er gepachtet, den eigentlichen Grund des Widerstandes enthielten. Er hatte sie auf vier Jahre sich zuschlagen lassen; und — „wie wenig" — sagte er — „habe ich sie benutzt. Alle Augenblicke Setzzeit!" — „Eben dieser Setzzeit halber, Bruder" — erwiderte ich lächelnd, aber dringend: „komm! wollen wir fort! — Ich bin reisefertig!" —

Er gab nach. Unser Lebewohl war kurz und gut. Da wir wiederzukommen gedachten, nahmen wir keinen großen Abschied. Bei dem alten, lieben prächtigen Justizrath Friedeborn mußten wir die letzte Mahlzeit halten. Auch beim Professor Großvater verabschiedeten wir uns. Collegia hatte Junker Gotthard überhaupt keine gehört, aber alle richtig und ordentlich bezahlt. So erhielt auch er ein wohlwollendes Lächeln zum Abschied.

Mit der blonden Amalie ging es am schwersten. Sie sagte auf eine Art dem Junker Gotthard Lebewohl, daß wenig Hoffnung für den ehrlichen Krämer blieb. Ich mischte mich in die Unterredung, um einer peinlichen Scene zu begegnen. Und — weg waren wir. —

Unterwegs auf der langen beschwerlichen Reise nach Berlin unterhielten wir uns viel über die Königsberger Zeit. Wir fanden Beide, daß unser alter, treuer Diener Gottlieb, der stramm auf dem Bocke saß, Recht hatte, wenn er meiner Mutter schrieb, daß seine Sorge „zween Herren zu dienen, sich mit der Zeit gelegt habe". Uns war nämlich schon in Königsberg das Concept eines „Briefbuches" in die Hände gefallen, in welchem der gute redliche Mensch, der uns nur oft durch seine peinliche Ordnung selbst peinlich wurde, meiner Mutter auf ihren Wunsch über unser Leben nach seiner Weise Bericht erstattete. Da stand unter Anderem geschrieben: „Meine beiden Herren sind wie Mann und Frau und ich diene also nicht zween Herren. Sie sind so von einander unterschieden und wieder zusammen wie Mann und Weib. — Ew. Wohlehrwürden Sohn bekommt einen starken schwarzen Bart.

Der liebe Gott lasse ihn dabei. Mit dem Herrn von Geldern hält es wegen des Bartes schwer, obgleich er den Bartphilosophen, wie die Herren Studenten den Barbier nennen, oft hat kommen lassen. Aber was half's? Nur hier und da zeigte sich ein weißes Härchen." — Weiter philosophirte unser Gottlieb gegen meine Mutter am Schluß jenes originellen Briefbuches: „Ja, liebe Frau Pastorin, große Städte, große Sünden! Das habe ich auch in Königsberg gesehen. Hier ist's überhaupt anders als in Kurland. Habe wohl auch Manches in Kurland von Ketzern gehört. Allein wer den Teufel nicht selbst gesehen, weiß nicht, wie der böse Feind aussieht. Hier sollen viele, viele Ketzer sein. Aber — Gott sei's geklagt — sehen aus, wie andere Christenmenschen, vom Kopf bis zu Füßen. Hier ist überhaupt Jeder für sich und Gott für uns Alle. Man hat mir erzählt, daß auch unter den Doctoren und Schriftgelehrten viele wären, die nicht reiner Lehre sind. Aber wer fragt hier darnach! Zu Weihnacht hatten sie sogar vor den Judenthüren gesungen: Uns ist geboren ein Kindelein! Daß Gott erbarm! Toleranz oder Duldung nennt man das hier. Gestern bemühten sich Dero Herr Sohn, mir das Wort zu erklären. Ich glaube, Toleranz ist, wenn man fünf gerade sein läßt, welches doch nicht ist, obgleich wir an jeder Hand fünf Finger haben. Die preußische Luft ist so tolerant, daß man wie behext dasteht. Ich versichere Ew. Wohlerwürden, daß hier ein Katholik bei dem ersten lutherischen Prediger im Dienst steht. Er heißt Johann und ist bis auf den verfluchten katholischen Glauben ein guter Knabe. Nur einmal habe ich mich sehr über ihn geärgert. Er nannte mich, mit Verlaub zu sagen, einen Kosaken! Möchte wissen, ob so etwas nicht zu bestrafen? Wollte mich bei'm Gerichte beklagen, fürchtete nur, daß nicht ohne Stempelpapier abkommen würde. Mich einen Kosaken! Möchte nicht einmal Katholik sein, auch wenn Papst werden könnte, so doch ein gut Stück Brod sein soll. Neulich schleppte mich sogar der Johann in die katholische Kirche, wo ich eine Predigt gehört, die — Gott sei bei uns — mir so vorkam, als wäre sie lutherisch. Das soll mir eine Warnung sein, nie mehr in unechte Kirchen zu gehen. Daß die Tole-

ranz, von der Ihr Herr Sohn oft redet, dem lieben Gott ein Gräuel ist, weiß ich wie Einer! Daß aber die Leute dabei just so dick und fett hier sind wie anderswo, ist nicht zu läugnen. Mag aber wohl ungesundes Fett sein. Denken Sie, liebe Frau Pastorin: Hexen glaubt hier kein Kind von acht Tagen, das doch so in seinen besten Glaubensjahren ist. Gott sei's geklagt, es kommt gar nicht mehr vor — ich glaube auch in Kurland nicht — daß Eine in Rauch aufgeht. Ich möchte gern Eine prasseln hören. Muß doch einen besonderen Knall geben! — Von Ew. Wohlehrwürden Herrn Sohn kann ich noch sagen, daß Dero Abkömmling in gelber Weste und Hosen geht. Könnte wohl schwarz sein, wird's auch — will's Gott — werden! Gegen die Königsberg'schen Jungfrauen, gleichviel ob grünes oder dürres Holz, ist er wie Eisen und Stahl. Weiß nicht, wie es kommt? Wünschte, daß ich gegen Lieschen auch so wäre. Bin's aber nicht! — Weiß nicht, wie der Herr Sohn auf Gelb gefallen; keine sonderliche Farbe. Hat aber seine Grillen! Habe ihn zuweilen mit sich selbst reden gefunden und recht laut. Mir würde grauen, wenn ich allein sein und reden sollte. Der Herr Sohn wird aber doch von allen Menschen geliebt — und Credit hat er, Credit! Bei Christen und Juden! — —

So weit der gute Goltlieb, der uns oft erheiterte. —

Endlich langten wir in Berlin an, wo wir uns einige Tage aufhalten wollten. Ich schrieb meinem Vater, ganz erfüllt von dem Eindruck, der mich überwältigt hatte. Ich meine nicht die große Stadt, sondern den Einen, der sie und das Land und Alles regiert, den Einen, den Einzigen, den großen Friedrich! Ich setze den Brief selbst her, den ich von dort nach Hause schrieb:

„Den König — lieber Vater, den König, nicht einen König, den König habe ich gesehen! Gern möchte ich schlechtweg sagen: ich habe König gesehen, wenn's nicht undeutsch wäre. Von Angesicht zu Angesicht, lieber Vater gesehen! Das nenne ich sehen! Hat der Augen? — Sterne hat er, — Sonnen, die ihr eigen Licht haben und Strahlen werfen."

„Mein Reisegefährte, der, wenn auch sonst nicht, so doch in

Betreff der Ansicht über Monarchie dem Bilde seines Vaters ähnlich ist, stand, sah und war weg — weg war er. Ja, ich glaube, wenn in diesem Augenblick Wild vor ihm aufgegangen wäre, er hätte nicht angelegt. »Was wahr ist, das ist wahr« — sagte der gute Wildfänger, als wir wieder zu Hause waren und von der königlichen lieben Sonne Licht und Pracht uns im Schatten erholt hatten — «was wahr ist, das ist wahr! Ein besonderes Ding, König zu sein! Was wahr ist, ist wahr! Dieser da! Groß, sehr groß! — — Wie ein Löwe« — setzte er hinzu, um beim Wild zu bleiben — »und wenn er Liebhaber von der Jagd wäre« — — „so hörte er auf, König zu sein!" unterbrach ich ihn. Ob ich recht eingegriffen, stelle ich, lieber Vater, deiner reiferen Entscheidung anheim."

„Vater, die Augen! — Und Nase, Stirn, Hand, Gang, Alles königlich! Wenn er sie doch etwas schonen wollte, die großen Königsaugen, und sie nicht so hin und herwerfen, oft auf Leute, die des Blickes nicht werth sind und aus Frankreich herüberkommen. — Nach allem Menschenmöglichen habe ich mich erkundigt. Der kleinste Zug hat einen König. Gleich als ich ihn sah, dachte ich: warum reisen denn nicht Dichter, Maler, Bildhauer nach diesem Ideal eines königlichen Aussehens, nach diesem Bilde des Königs? Wahrlich, man braucht ihn nicht nach seiner Legitimation und Vollmacht erst zu fragen. Er trägt sie unterschrieben und besiegelt in Gedanken, Geberden, Worten und Werken — ja so viel Siegel, Vater, daß der Lack ordentlich verschwendet ist — feiner Lack, Vater!" —

„Eins, Vater, mit Sr. Majestät Erlaubniß, gefällt mir nicht: was ich mich geärgert habe, daß Er — die Flöte spielt. Das sollte er dem Apoll überlassen, wenn er in der Schäfermaske ist. Mich tröstet dabei nur, daß der König sich nie hören läßt, d. h. er bläßt die Flöte eben so, als er sich auch im Schlafgewand — wenn man es so nennen soll — sehen läßt. Eine Schlafmütze hat er nie auf seinem königlichen Haupte gehabt."

„Sein Hut steht ihm wie eine Krone! So trägt Keiner seinen Hut. Wenn der König grüßt, du solltest sehen, wie er den Hut

faßt. An seiner Kleidung ist nichts, was neu erschiene. Am Hute, der gewiß nicht neu war, keine Verzierung! Vater, durchweg ein König! Alles so natürlich. — Thäten wir es, wäre es die äußerste Affectation." —

„Noch Eins. Die Verse, die er macht, die könnte er auch lieber dem Voltaire überlassen. Französische, Notabene gereimte Verse! hättest du das gedacht, Vater? Gott der Herr hat nie in Versen geredet; selbst der Donner klingt mir wie Prosa. Und Könige tragen sein Bild."

„Du hast mir oft und viel, lieber Vater, den Schlüssel zu deiner Monarchenliebe behändigt. Der Monarchen wegen ist's nicht; sondern du bist ein Monarchenfreund, denke ich, weil du ein Menschenfreund bist. Die Monarchen sind doch im Grunde unseres Herzens Härtigkeit halber von Gott uns gegeben. Die Monarchie ist der Freiheit halber da, d. h. um die Freiheit verwirklichen zu helfen, die dem menschlichen Geschlecht trotz Allem in's Herz geschrieben ist. Und da nur Ein Gott ist, so ist nach deiner Meinung die Monarchie die klügste, die natürlichste Staatsform. — Immerhin, Vater, bleibt sie eine Theokratie in höchst fehlerhafter Uebersetzung. Wenn doch einmal ein Dr. Luther sie in gutes, ehrliches Deutsch übersetzen wollte!"

„Die meisten Menschen reden wider den Staat, wider den König. Das ist, wie überall, so auch in Preußen. Dort hilft sich aber der König mit seinen Augen, die sein Miniaturbild sind, vor dem sich Alles beugt."

„Indessen habe ich auch hier Kannegießer und Mißvergnügte gefunden, die es bloß sind, weil sie selbst den Tyrannen in Kopf und Herz haben. Sie selbst wollen auf den Thron. O der vielen Tyrannen mit ihrem Freiheitsgeplärr! Das Wort Freiheit ist so Vielen — wenn auch nicht ein Deckel der Bosheit, so doch ein Deckel des Unverstandes."

„In Kurland, pflegtest du zu sagen, ist Sklaverei und Freiheit zu Hause. Jeder Adelshof ist ein Thron, jeder Thurm Sibirien, jeder Stock Scepter. Der Edelmann ist Despot, seine Einwohner — bis auf den Pastor loci und den Hofmeister —

Sklaven! — Dann schon lieber einem großen König gehorchen, bis die Zeit der Freiheit als eine Morgenröthe eines neuen Tages anbricht, da kein Mein und Dein mehr zu verzäunen nöthig sein wird und Niemand mehr gelüstet, von der verbotenen Frucht zu essen. Bis dahin werden die Menschen ohne Monarchie kaum durchkommen." — —

Meine Leser werden aus diesem Briefstück ersehen, daß eine gewisse mir angeborene Königsfreude mich begeistert hatte. Dazu trug das Seinige bei etwas, was ich meinen Eltern verschwieg. Der König ist Soldat, Feldherr — ein großer Mann des Kampfes. Das imponirte mir. In seinen Feldzügen läßt er die Kugeln um sich herumpfeifen und heulen; so wie Mücken sah er sie an, die um seinen Kopf sich lustig machen. Man sollte fast glauben, für ein starkes Berufsgefühl, für ein Bewußtsein: das ist der rechte Weg — haben die Kugeln selbst Respect.

Ich habe den König auch auf der Parade gesehen; da war ich in meinem Element. Der jugendliche, kindische Alexander wollte durchaus zum Vorschein. Zuweilen war mir das Commandowort so nahe, daß ich's mit Gewalt unterdrücken mußte. Der Entschluß zum Kriegsdienst reifte mehr und mehr in mir. Das ganze preußische Heer schien mir nur Eine Phalanx zu sein. Ich zeigte die Kerls dem Junker Gotthard und sagte: „Siehe da, Ein schmuckes Ganze! Was dem Einen begegnet, gilt ihnen gewiß so, als sei es Allen begegnet." — „So denkt jeder Edelmann in Kurland" — fiel Gotthard ein; „nicht wahr Alexander?" — „Ja doch, ja — lieber Junker Gotthard, jeder edle Mann in Kurland! Doch wie viele giebt's ihrer?" — —

In Berlin sahen wir uns auch sonst viel um. Wer es behauptet, daß die Residenz das Extract, das Extrafeine, die Punktation aller Provinzen sei, mag so unrecht nicht haben. Ich glaube fast, daß man aus der Residenz den ganzen Staat in unsern Zeiten am sichersten übersehen könnte; es kommt nur hier, wie überall, auf den Standpunkt an.

Junker Gotthard hatte den ersten Tag schon vom Thiergarten gehört. „Ha! Thiergarten" — rief er und lief spornstreichs hin,

kam aber sehr enttäuscht wieder. „Gott ehre mir“ — sagte er „meinen Thiergarten in Neuhof, der natürlich ist; ich will den Berlinern gern den künstlichen lassen und den Sand obenein. Hol's der Teufel, Alexander, — ich kann dich versichern, keine Blume, kein Strauch, deren Laub nicht vollgestäubt ist! — Darf man doch im sogenannten Thiergarten nicht einmal eine Flinte losknallen!“ —

Die Schererei an den Thoren Berlins war dem guten Jungen auch höchst zuwider. All' die Polizeifragen: Woher? Wohin? Wer? Wie? Was? — empörten sein adliges Gemüth. „Muß man sich doch“ — sagte er — „hier geradezu durchdecliniren und durchconjugiren lassen!“ — So munterte mich denn Gotthard wahrlich nicht auf, länger in Berlin zu bleiben. Und doch — wie groß, wie reich schien mir Alles! Außer meinem Elemente, dem Paradeplatz, wie viel Nahrung für Geist und Herz! Berlin könnte Deutschlands Athen sein, wenn der König es wollte und wenn so mancher Undeutsche, der leider Gottes um ihn ist, weit weg wäre.

Wir blieben volle acht Tage und reisten dann weiter nach Göttingen, unsere Studien fortzusetzen.

Göttingen! Vortrefflich für Jeden, der Lust und Liebe zum Dinge hat. Aber hier wie überall gilt es, daß es weit schwerer zu lehren sei als zu lernen. Der Mensch hat etwas sehr Gelehriges; allein wenn er unterrichten soll, zeigt er fast überall, daß er in Rücksicht des Lehramtes das Bild Gottes verloren. Wahrlich daß es mit dem menschlichen Geschlechte so wenig fort will, daß es nicht von der Stelle kommt, liegt vielfach am Lehrstande. Auch in Göttingen mußte ich immer denken: wäre es nicht gut, wenn sich die Universitäten in Züchten und Ehren einverstünden, was sie eigenlich erziehen wollten? Da könnten ja einige erkoren werden, Professores, akademische Lehrer zu erziehen: laßt uns Professores machen, Bilder, die uns gleich sind! Aber — kommen denn alle auf die Universitäten, um wieder zu lehren? Da sind ihrer viel, die nur selbst wissen wollen, wissen für's Leben. Und wie wenig sind dazu die Universitäten angelegt!

So mußte auch ich es erfahren, daß mir die rein theoretische Gelehrsamkeit je länger je mehr mißfiel. Ich war viel auf dem Fechtboden und dem Reithaus. Der alte Gedanke, Soldat zu werden, hob sich in mir; ich fühlte seine inneren Herzbewegungen, aber er konnte noch nicht recht zur Geburt kommen. Man muß auch ihm seine neun Monden Zeit lassen.

Vorläufig studirte ich die Mathematik. Sie, dachte ich, ist zu allen Dingen nütze. Sie ist das Lineal und lehrt, sich bei allen Wissenschaften gerade zu halten. Die Theologen, die ich reden hörte, fachten in mir keinen göttlichen Beruf zum Geistlichen an. Derselbe schien sich gänzlich verloren zu haben, da ich keine Mine mehr hatte. Vergeblich erinnerte ich mich, wie mein Vater versichert hatte, daß ein rechter Geistlicher der glücklichste Mensch in der Welt wäre, und daß seine Seele in beständigem Frühling sei. — Beständiger Frühling? — Guter Vater, wenn es aber ein nordischer wäre, wie bei uns zu Hause, wo man den Frühling meist bloß im Kalender und in einer lebhaften Einbildung hat? — „Dinge der Zukunft sind der Geistlichen Beschäftigung" — sagte mein Vater. Das wäre ja allerdings ein gefundenes Essen für mich, der ich jagdmüde bin. Wie aber, wenn der Geistliche über der andern Welt diese vergäße, nur an den Lohn dächte, ohne wirklich des Tages Last und Hitze zu übernehmen! Und wie oft, den Purpur und die köstliche Leinwand selbst nicht abgerechnet, lebt er hier wie einer der sieben Brüder, herrlich und in Freuden? Man sehe sich doch nur um! Läßt sich denn der Geistliche nicht auch weit lieber beim Lehnspatron und anderen hohen Herren zu Diners einladen, als bei Abraham, Isaak und Jakob zu Tische bitten? Und wie viel Zersplitterung, Zerfahrenheit, Zerstreuung auch in seinem Leben! Sich zerstreuen, heißt denn das leben? Es heißt recht geflissentlich nicht leben.

Nein, dachte ich — Soldat, Soldat willst du werden, um dein Leben in die Schanze zu schlagen! Welch eine Kluft indessen war zwischen diesem aufkeimenden Gedanken und der Ausführung! Ich gedachte an meine liebe Mutter, an Mine — und versteckte mich mit jenen Gedanken unter die Bäume im Garten! Hatte

doch namentlich die gute Mutter mir im „Denkzettel“ das Wort hinterlassen, auf welches auch der Roßgärtner'sche Todtengräber mich hinwies: „Wer seinen Eltern nicht folgt, der folgt dem Kalbsfell.“

Ich studirte in Göttingen still für mich die Kriegskunst. Die Mathematik war auch dazu brauchbar. Innerlich währte jedoch das Schwanken fort. Ja mitunter war es mir, als käme ich mit der Denkarbeit nicht einen Schritt vorwärts. Man sagt, der Fuß schläft ein und nennt dieß „Besterben“. Wer kann in solchem Fall von hinnen? Vom Kopfe braucht Niemand jenen Ausdruck. Und doch bestirbt er eben so und aus eben der Ursache wie der Fuß. Mir schien es in dieser Zeit öfters so zu gehen. Da kam es Schlag auf Schlag und die „Heimsuchungen“ wurden mir zum „Wecker“. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Todtenglocken.

Zunächst erschreckte mich ein schwarz gesiegelter Brief, der aus der Heimath kam. Es war ein ausführliches Schreiben meiner Mutter mit einer Einlage von Frau von Geldern, in der sie mich bat, den plötzlichen Tod ihres Mannes — des alten guten prächtigen Herrn von Geldern — dem Sohne „gelegentlich“ beizubringen. Ich mußte mich erst selbst von dem Schreck erholen und versenkte mich, ehe Gotthard zu Hause kam, in den wehmüthigen, traurigen Bericht meiner Mutter. Diese Todesnachricht erschütterte meine Seele.

Die Umstände des Todes unseres theuren alten Geldern will ich nicht im Einzelnen wiederholen; aber Alles, was zu seiner

Charakteristik dient, stehe hier, zum Andenken dieses Natur-, dieses Wurzelmannes.

Seit der erneuerten Berührung mit meinem Vater, welche, wie sich meine Leser erinnern, eine Art Aussöhnung nach zehnjähriger Trennung war, kam er öfters zu ihm in's Pastorat. Da verhandelten sie über tief gehende Dinge des Glaubens und des Lebens. Man sagte, Herr von Geldern habe in der letzten Zeit sehr fleißig die Bibel gelesen. Man hörte ihn häufig die Behauptung aussprechen: wenn man etwas herausbringen will, muß man die Bibel selbst lesen. — Minens Schicksal war ihm sehr nahe gegangen. Das Gespräch mit dem sterbensfreudigen und lebensmüden Alten hatte ihn ernst gestimmt. Er zeichnete seine Gedanken in stillen Stunden selbst auf. Von diesen und von seinem Brief an meinen Vater, welcher die Bekanntschaft der beiden Freunde erneuerte, schickte mir meine Mutter Auszüge, von denen ich auch meinen Lesern die Hauptsachen mittheilen muß. Sie enthalten den eigentlichen Schlüssel zu dem Räthsel jener zehn Trennungsjahre.

Noch nie war Herr von Geldern einen Sonntag nach Ilsen gekommen. Wir wissen es, er war kein Kirchenmann. „Wer kann mit Euch auf der Kanzel aufkommen?" — pflegte er meinem Vater zu sagen: „Ihr redet da und behauptet und kein Mensch ist Euch zu antworten und einzuwenden im Stande." Nichts war ihm unausstehlicher, als die Methode mancher Prediger auf der Kanzel zu fragen: „Was könntet ihr dagegen sagen, meine Freunde?" Oder selbst fragend Einwände zu machen, die dann freilich so dumm wie möglich klingen. Er nannte solche rhetorische Künste stumme Fragen und setzte sie mit den stummen Sünden in Eine Klasse. Der gute Geldern! Er ist allen Fragen entgangen. Er hat überwunden. —

In der letzten Zeit hatte sich übrigens, wie es schien, auch in dieser Beziehung seine Ueberzeugung gemildert. Er wollte einmal meinen Vater, seinen Freund, an einem Sonntage „beschleichen" und ihn predigen hören. Nachdem er solches gethan, kam er das zweite Mal offen und stieg im Pastorat ab. Bei

einem Haar wäre er meiner sehr gastfreien Mutter wegen der Mittagsmahlzeit zuvorgekommen. Als er eben sagen wollte: „Diesen Mittag bin ich Ihr Gast, wenn Sie so wollen" — hatte sie ihn schon darum gebeten.

Er ging zur Kirche. Meine Mutter ordnete das Mahl an und, um Maria und Martha in einer Person zu sein, kam sie, wenn auch etwas spät, doch noch zum Hauptliede in die Kirche. Es ward das alte: „Wir glauben all an Einen Gott," gesungen. Von dem letzten „Wir" — das meine Mutter, um nicht zu stören, wie der Zöllner von Ferne unter'm Glockenthurme stehend mit gesungen — erlebte Herr von Geldern nur noch wenige Reihen. Bei den Worten „nach diesem Elend!" — schrie er laut auf, sank zur Erde und ward todt aus dem Kirchenstuhl getragen. Ein Schlagfluß hatte ihn getroffen.

Drei Tage darauf fand die Beerdigung oder vielmehr Beisetzung im Familiengewölbe statt, nachdem der Sarg in der Kirche ausgestellt worden war. Meine Mutter schreibt mir über diese Feierlichkeit folgendes:

„Dein Vater hielt bei dem Herrn von Geldern eine gewaltige Predigt über Ps. 139, 23: Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich es meine und siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege. — Seine Predigt handelte vom Verstande und Herzen eines Christen. Auf den Herzensglauben komme es allein an. Mancher, der nicht Herr Herr! gesagt habe, werde dort die beschämen, die Herr Herr! des Morgens, Abends und vor und nach Tische sangen und beteten. Nicht die Vaterunsers machen es aus, sondern die den Willen thun des Vaters im Himmel, sind hier auf gutem, auf ewigem Wege."

„Da bekamen nun in die Länge und die Quere alle diejenigen etwas zu hören, welche sich über den Herrn von Geldern aufgehalten, weil er lange nicht communiciret und kein Kirchgänger gewesen. Dein Vater sagte uns Christenleuten so manches theuerwerthe Wort. Und wahrlich, mein Sohn, er hatte nicht Unrecht. Die Orthodoxie des Herrn von Geldern will ich an ihren

Ort stellen. Gott gebe, daß er — wenn nicht zur Rechten — doch nicht ganz zur Linken zu stehen komme! Er bekannte es allezeit und leugnete es nicht, er sei kein Orthodoxer. Wenn man aber die jetzige neue Mode Christ zu sein erwägt, besonders die Art, wie sie unsere jungen Heren Theologen — Gott nehme dich in seinen Schutz, lieber Sohn — von einigen Akademien mitbringen, so könnte es wohl heißen! »dein Silber« — zu reden aus Jesaias dem ersten Kapitel und dessen einundzwanzigstem Vers — »dein Silber, o Christenthum, ist Schaum geworden und dein Getränke mit Wasser gemischt!« — Es ist, als ob der Herr den Leuchter von der heiligen Stätte gestoßen und statt der feierlichen, hellbrennenden Kerze prasselt dann ein elendes Talglicht, zwar in einer gläsernen Form gegossen, schön von außen, allein doch ein Talglicht! Da wird dann Stank für Gutgeruch sein und — für Bibel und Gesangbuch allerlei Naschwerk und Marzipan, das süß auffällt, aber den Magen verdirbt."

„In der ganzen Verstandes- und Herzenspredigt dachte dein Vater an den guten Herrn von Geldern. Alles, was dein Vater sagte, war wie vom Himmel gefallen. Ha! — vermuthete wohl Mancher — da wird er jetzt die zehnjährige Entfernung aufdecken, die doch wie Feindschaft aussah. Kein Wort davon. Es war in der Kirche bei dieser Predigt eine solche Stille, daß man das Wort fast in der Seele hören konnte. Selbst Frau von Geldern, die so tief zu seufzen gewohnt ist, daß die Wände es hören und wiederhallen — sie war still, ganz still! O mein Sohn! Dein Vater ist ein feuerschlagender, geistreicher Mann. Schade daß er sein Hebräisch nicht aus der ersten Hand hat; und abermals Schade, daß man nicht weiß, wo er her ist. Ich habe bei dieser Predigt bitterlich geweint, und die ganze Trauerversammlung weinte so. Dein Vater schalt nicht, er drohete nicht. Er stellte es dem heim, der da recht richtet."

„Dein Vater hob hervor, daß der Heimgegangene, der so selten die Kirche besuchte, in einer Kirche sterben mußte. Er nannte ihn einen ehrlichen Freund der Wahrheit. »In manchen Dingen dachte er nicht so wie wir« — fuhr dein Vater fort und bekannte

es frei, daß bei ihrer früheren langjährigen Trennung nicht der selige Herr von Geldern, sondern er, dein Vater, der Eiferer gewesen sei. Sein Trost war, daß sie es Beide gut gemeint." — —

Meine Mutter berichtete sodann noch Vieles, was — wie gesagt — auf jene zehnjährige Trennung ein Licht warf. Der Herr von Geldern war ein sehr natürlicher Mann. Alles was er sagte, war mit der Hand geschöpfte Natur. Wenn die Natur Lehrer und Propheten sendet, sind es alle solche Wasserschöpfer. Herr von Geldern hatte eben da seine Collegia gehört. Er war aus Kurland. Da, wo er geboren, waren schon sieben Herren von Geldern geboren und gestorben. Allein wahrlich keiner von seiner Art. Kurland hat einen solchen Mann schwerlich ganz aus eigenen Mitteln gehabt. Mein Vater wenigstens konnte sich nicht überzeugen, daß Geldern's Vorfahren Kurländer gewesen. Mir scheint, der alte Geldern war wie die Kurländer sein könnten. Warum soll nicht die Natur in einem Lande, wo Keckheit, Rauhigkeit, Trotz und Tyrannei unter dem Namen von Freiheit gang und gäbe sind, recht mit Fleiß einmal einen Mann schaffen können, der ihrem edlen Bilde ähnlich wäre. Auch sie hat vielleicht gedacht: laßt uns einen Kurländer machen, ein Ideal — und zwar ein Ideal so ganz aus dem wirklichen Leben!

Der selige Geldern hatte, wie jeder kurische Junker, in der Jugend seinen Hofmeister gehabt. Dieses war zum Unglück ein so ausgelernter Künstler, daß er wider die Landesgewohnheit viel todte Kenntniß besaß, die in der kurischen Dunkelheit hell schien, so wie faules Holz gewöhnlich im Finstern. Als Jüngling war Geldern schon seinem Führer, wenn auch nicht an Kenntnissen und Sprachreichthum, so doch an Verstand unendlich überlegen. Der Hofmeister war ein Großmaul und theologischer Goliath, so daß unser kleiner David öfters seine Schleuder brauchte und das noch häufiger hätte thun können, wenn nicht der Herr Vater den Hofmeister in Schutz genommen und dem Sohne die Widerspenstigkeit mit Härte und Strenge verwiesen hätte. So ließ unser seliger Herr von Geldern, als er aus seines Vaters Hause in die akademische Welt ging, seiner Denkungsart völlig freien

Lauf und ward ein Dreistdenker, der manchem Goliath mit einem kleinen Steinchen nach dem andern die Stirn probirte. Dieser Steinwurf ward ihm zur andern Natur. Jung gewohnt, alt gethan! Die Gewohnheit ist eine andere Natur — ja sie scheint in Wahrheit nicht die andere, sondern die eigentliche, erste, die Natur selbst zu sein.

Auf der Akademie studirte er mehr Lebens- als Schulweisheit. Die Gelehrsamkeit hielt er für Weiberkopfputz. „Pfui, da ehre mir Gott mein eigen Haar" — pflegte er zu sagen — „wenn's gleich nicht kraus ist, wie die gute Pastorin in Ilsen es liebt." — Nie hat er einen Zopf getragen oder den Puder sein Haupt besudeln lassen. Er barbierte sich immer mit kaltem Wasser, oft sogar mit Schnee. Schuhe hat er so wenig getragen, wie der König von Preußen. Und seine Stiefeln zog er fast nie um. Er schlief auf einer sehr harten Matratze fast ohne Kopfkissen, während mein Vater den Kopf beim Schlafen nicht hoch genug haben konnte. Alles, was er aus zweiter und dritter Hand hatte, war ihm nur in soweit theuer und werth, als ein gutes Stück Natur darunter war. „Ich habe die Schule durchlaufen" — pflegte er zu sagen — „spornstreichs!" — Was thuts? Er hatte mehr beim Fenstereinwerfen und beim Ständchensingen, im geselligen Leben und in dem Professorenumgang und was weiß ich wo gelernt, als hundert seiner Gesellen in den Collegien. Wie die meisten Kurländer, so las auch der Herr von Geldern blutwenig. „Wenn ich ein Buch lese" – sagte er öfters — „so lassen mich meine Gedanken nicht zu Worte kommen." — Las er ja etwas, so mußte es sehr leserlich geschrieben sein und der Autor mußte, wie er sagte, „ihn nicht breitschlagen oder zum Besten haben wollen." Selbst schrieb er wenig und ungern. Hatte er indessen die Feder einmal ergriffen, ging's — seinem eigenen Ausdruck zu Folge — wie aus der Pistole. Dabei strich er nie etwas. Er liebte es nicht, mit sich selbst sich zu entzweien, obwohl ihm Alles fern lag, was an Selbstverliebtheit streifte. Er war nur sehr für den „Hausfrieden" — „das ist, für den mit mir selbst" setzte er hinzu. Nie machte er ein Couvert. Am liebsten schrieb er auf unbeschnittenem

Papier. Gemeinhin schrieb er mit umgekehrter Feder. Denn er mochte nicht Federn schneiden. Die Federn, die ihm der alte Hermann zuweilen schnitt, waren ihm meist zu spitzig. Das Brod schnitt er sehr gerade. „Schade," pflegte er zu sagen, „daß es geschnitten werden muß." Was nur möglich war, aß er ohne Gabel und Messer. Am liebsten hatte er die Mahlzeiten, wo ohne dergleichen „Mordgewehre", wie er's nannte, gegessen werden konnte. —

Seine Lieblingsthiere waren Hühner, die er selbst zu füttern pflegte; nach ihnen folgten Hunde. Einen Menschen, zu dem Hunde und Kinder gern und vertraulich kommen, hielt er für einen guten Menschen.

Eigenthümlich war es bei ihm, daß er eine bestimmte Eßstunde fast nie einhalten konnte. Sonst sah er wohl auf Ordnung. In seinen Zimmern war ein eigener Geschmack. Keinen fournirten Tisch, keine Falschheit mochte er leiden. Alles mußte bei ihm massiv sein. Selbst eine Weste, wo hinten Leinwand war, kam nie an seinen Leib. Er behauptete, jedes Zimmer habe seine Physiognomie, und aus der Schlafstube oder überhaupt aus solchen Zimmern, wo kein Fremder so leicht einen Zutritt habe, müsse man den Geist des Hauses beurtheilen.

Er war hitzig. „Da möchte ich oft" — sagte er selbst — „gleich das Haus zum Fenster hinauswerfen; allein wenn ich näher komme, sehe ich, daß das Fenster zu klein ist." — Jeden seiner „Herren Mitbrüder" und namentlich die renommirenden Krippenritter hielt er drei Schritt vom Leibe. Nie ließ er sich zu nahe kommen; allein auch er kam Keinem zu nahe. Er fragte sich nie: was werden die Leute sagen? Ja, um von gewissen Leuten nicht gelobt zu werden, hätte er sogar etwas thun können, was er sonst nicht würde gethan haben.

An seine Gemahlin war er gekommen, wie man an Vieles kommt. Sie soll außer der Weise schön gewesen sein. Auch konnte sie, wenn sie wollte, allerliebst sein und gutherzig scheinen. Seine Ehe war trotz der Eigenheit der hochadeligen Frau die beste von der Welt. Wenn's zu arg kam, sagte er: „Punktum!" —

und die gnädige Frau ging sehr freundlich ab, wovon die Leser einer Probe beigewohnt haben. — Seine Liebkosungen waren selten, dann aber immer mit Ungestüm. Wo der Herr von Geldern geküßt hatte, war gewiß ein rother Fleck.

Um seinen Tod hat seine Frau aufrichtig getrauert, da sie ihn im Herzen hochhielt. Aber was Kurland, was die Familie an ihm verlor, hat doch — außer meinem Vater — nur noch seine Schwester, die Frau von Weesen, auf's Tiefste empfunden. Auch sie war, wie der Bruder, nur in's Weibliche und Zarte übersetzt, durch und durch Natur. Ich habe mir immer eingebildet, so würde die Natur aussehen, wenn sie Menschenkindern zu Ehren sich in unsere Gestalt verlieben sollte. Ihr Bruder hatte ihr nicht bloß von je her viel Freundschaft bewiesen. Er stritt ihr sogar die Erbsünde im theologischen Sinne glatt ab. „Gott schuf ihr Herz" — pflegte er zu sagen — „im stillen sanften Mondenstrahle. Sein Finger ist kenntlich. Sie ist das Liebchen der Natur. Sie nascht ihr, wie ein frommes Lämmchen, aus der Hand." — Wie wahr! Und wer war ein treuerer Naturkenner, als der alte Geldern?

Meine Mutter schreibt mir, daß nie eine Trauer Jemandem schöner gestanden als der Frau von Weesen, da sie über ihren Freund und hingeschiedenen Bruder tief, tief trauerte. —

Meine Mutter bemerkte ihrerseits über Herrn von Geldern, er wäre zwar ein braver, aber kein kreuzbraver Mann gewesen; und eben deshalb, weil er kein wirklicher Christ, sei er mit meinem Vater zuerst aneinander und dann auseinander gekommen. Schließlich aber haben sie sich doch gefunden.

Die Hauptsache, worüber mein Vater und Herr von Geldern uneins geworden, waren freilich die drei Artikel des christlichen Glaubens. Aber ihr scharfer Gegensatz in politischer Hinsicht hatte auch einen Beitrag zur langjährigen Scheidung geliefert.

Mein Vater war ein großer Bienenfreund. Herr von Geldern trieb seine Monarchenfeindlichkeit so weit, daß er, weil sie einen monarchischen Staat machten, keine Bienen halten mochte. Dagegen liebte er Ameisen, von denen er behauptete, daß sie in re-

publikanischer Freiheit lebten. „Mich dünkt immer“ — sagte er — „ich höre die Bienen sumsen: „Wir, wir von Gottes Gnaden.“ — „Und wenn uns die Ameisen bekriechen“ — fiel dann mein Vater ein — „ist Ihnen das lieber?“ „Ach was, so schüttelt man sie ab“ — meinte Geldern. — „Die häßlichen Thiere!“ — replicirte mein Vater. „Sind Kurländer!“ — sagte Geldern. „Könnte sein!“ — beschloß mein Vater.

Der Mensch ist ein geselliges Thier. Das erkannten Beide an. Die Menschen werden nur Menschen und können sich nur als Menschen zeigen, wenn sie in Gesellschaft leben. Ein Mensch ist kein Mensch — würde meine Mutter sagen. Die Vereinsamung ist Mutter alles Bösen. Der Verstand und Wille eines einzelnen Menschen scheinen nicht zuzureichen, ein vollständiges menschliches Sein auszudrücken. Der Pluralis von Verstand und Willen ist erforderlich, wenn der Mensch was auszurichten im Stande sein soll. Auch darin waren Beide einig, daß im Staate der Mensch in Plurali lebt. Aber mein Vater glaubte, der Staat sei der vollkommenste, welcher die meisten Menschen hat, die wie Einer erscheinen. Volkreichthum in eine Spitze zusammengefaßt, das sei das Ideal, namentlich wenn der Monarch, wie Alexander der Große, sein Volk wie den edlen Bucephalus reite. — „O! der Bucephalus litt keinen Zaum“ — erwiderte Herr von Geldern — „Bucephalus war ein Kurländer!“ — Und so kamen sie immer weiter auseinander.

Zwar hatten die beiden guten Männer schließlich ausgemacht, daß des monarchischen Staates und der politischen Gegenstände weder im Guten noch im Bösen zwischen ihnen gedacht werden sollte. Aber das war schwer zu halten; namentlich war Geldern der erste, der diesen Vertragspunkt brach. Indessen waren und blieben die drei Hauptartikel des christlichen Glaubens die Hauptsteine des Anstoßes. Da waren die Beiden, als mein Vater noch jung und sebr eifrig war, so heiß aneinander gerannt, daß mein Vater es für Pflicht hielt, so lange mit seinem weiteren Umgange zurückzuhalten, bis Herr von Geldern den ersten Schritt that. Und das war durch jenen von mir schon erwähnten Brief geschehen,

der die Aussöhnuug, die wir erlebt haben, hervorrief und schließlich mit dem Tode besiegelte. Jene „Pfändungen" — von denen ich meinen Lesern früher berichtete — waren nur die Außenseite des innerlich wogenden Religionskrieges!

Meine Mutter theilt mir aus diesem Briefe ausführliche Auszüge mit, welche zu merkwürdig und charakteristisch sind, als daß ich sie meinen Lesern vorenthalten dürfte. Sie gereichen allesammt dem redlichen, wie Gold treuen Herrn von Geldern zur Ehre. In dem ganzen Brief gesteht derselbe zu, in Religionssachen nicht competent zu sein und gern Belehrung von meinem Vater empfangen zu wollen. Nur meine er, daß es der Vernunft erlaubt sein müsse, jede historische Wahrheit — auf welche ja auch die christliche Religion sich berufe — durchzuprobiren. Ihm sei es gewiß, daß die Sache, wenn nicht vor seinen sichtlichen Augen, so doch vor dem Auge seines Geistes noch einmal vorgehen müsse, wenn er sie gläubig annehmen solle. Er verlangte dabei keine vollständig demonstrirte Gewißheit. Ein solcher theoretischer oder mathematischer Beweis z. B. vom Dasein Gottes würde nach seiner Meinung mehr schaden als nützen. Er brächte Gott nur in den Kopf, nicht in's Herz. Ein lebendiger Glaube sei mehr als eine Demonstration. Das sei aber ein Glaube, der durch's Leben thätig ist. „Dabei will ich gern von Gott abhängen" — schreibt er selbst — „ja ich dränge mich recht von ihm abzuhängen. Denn von ihm, dem Schöpfer, dem Originalgeist, kommt mir alle Kraft. Bei uns sind die Gedanken Wasserblasen; beim lieben Gott eine Welt. Da darf nur der Herr Pastor nicht gleich kreischen, er hätte dann als Monarchenfreund die Schlacht gewonnen! Der liebe Gott läßt einem Jeden so seine Freiheit, als man sie nur in Kurland haben kann. Ich bleibe bei dieser Abhängigkeit noch immer ein kurischer Edelmann, kann thun und lassen was ich will. Allein da Gott ein lieber guter Gott ist, so ist mein Gefühl der Abhängigkeit die Mutter der Ehrfurcht, der Liebe für ihn, den Schöpfer. Gottes Willen gern thun, heißt Gott dienen. Und diese Freiheit soll der Mensch im Leben beweisen. Die Menschen sollten nie von Gott reden, ohne daß sie an ihre Pflichten gegen ihre Mitmenschen,

ihre Brüder, denken. Im Wort »Bruder« liegen alle diese Pflichten beisammen. Bruder ist ein großes Wort. Mich freut es recht von Herzen, daß dies Wort in Kurland so gang und gäbe ist. Und wer wird das Wort Bruder ernst aussprechen, ohne an Gott den Vater zu denken. Gott ist in Allem und durch Alles. In ihm leben, weben und sind wir. So liebe ich Gott mit einer besonderen Liebe, über Alles und in Allem. Meinen Nächsten liebe ich wie meine ehrliche Haut."

„Vom Wissen halte ich nicht gar zu viel. Es braucht bloß — sei es durch Gott, sei es durch Gottesmenschen — jener Wachsstock in uns angezündet zu werden, der schon da ist und der wie von selbst in unserm Innern lichterloh brennt. Aber zu wissen, wie Gott die Welt gemacht und Anderes mehr — das hieße Gott selbst sein. Wie kann ein Endlicher dies wissen, dies fassen? Wenn ich nicht einmal weiß, wie ich im Mutterleibe zum Menschen geworden, wie ich — Ich geworden, wie kann ich wissen, wie die Welt, wie Himmel und Erde entstanden und zum Stehen und Gehen gebracht sind? — Moses, einer der ältesten von den Gottesmenschen und Gefühlsanzündern, hat uns die Erschaffung der Welt nicht wollen erkennen lehren, er hat sie uns gemalt. Und wie gemalt! Ein allerliebster Bibelmorgen in herrlichem Licht, in Morgenbeleuchtung, ehe die Sonne ganz aufgegangen! Wahrlich ein schönes Stück! Die neuen Maler sind Klexer gegen ihn."

„Sie sagen, lieber Pastor, mit dem Allen sei ich noch kein Christ und stünde noch nicht im Reich der Gnaden. Mag sein! Sie sind ein Königischer, ich ein Kurländer. Sie sind für Reiche, ich für freie Stände. Den Stand der Gnaden würde ich fast so bestimmen, daß es in der ganzen Welt wie in Kurland stünde — »außer diesen Banden« — wie der Apostel Paulus sagt. Denn freilich muß auch Kurland noch von vielen Ungnaden gereinigt und geläutert werden, ehe es ein wahrer Stand der Gnaden ist. Sie, lieber Pastor, denken verfänglich von Kurland und Semgallen, und ich von der Schöpfung und dem Reich der Gnaden. Alles hebt sich. Wir sind beide im Jammerthal und werden, so Gott will, Beide gen Zion kommen mit Jauchzen." —

„Jedoch im Ernst. Ich bin kein Feind der Gnade. Bewahre! Es mag es gesungen haben wer da will, wahr ist's und bleibt's, daß durch Christi Herabkunft Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen und eben dadurch Ehre dem Gott in der Höhe entstanden.“ —

„Christus brachte erst die Menschen und namentlich die Juden auf die rechte Akademie, nachdem sie vorher nur in der Schule gewesen und wahrlich oft genug Schulläufer geworden. Das Judenvolk war das einzige, das mit so entsetzlicher Mühe zum einigen, alleinigen Gott, der ein Geist ist und nicht abgebildet werden kann, vorbereitet worden. Christus gewöhnte ihnen (wie den Söhnen Zebedäi) den Gedanken ab, als sei er gekommen, ein weltlich Reich zu stiften. Er war das wahrhaftige Licht, das die Welt erleuchtet. Seine Lehre war eine Kinderlehre; allein man sieht es noch jetzt, wie groß sie sei. Wie eifrig Christus bemüht gewesen, die reine Erkenntniß Gottes zu lehren, beweisen die Evangelisten. Unter uns gesagt, lieber Pastor — es hätten dieselben auch wohl mehr von Christo aufschreiben können. Heißt es doch bei Johannes: es sind auch viele andere Dinge, die Jesus gethan hat, welche, so sie sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären. Lieber Johannes! Der Pastor und ich hätten sie begriffen: denn wir sind nicht — von der Welt. Der Pastor sagt zwar: »die Evangelien und die Apostelgeschichte seien wie die fünf Gerstenbrote und ein wenig Fischlein. Den Segen darüber gesprochen, so ist es hinreichend, daß viertausend Mann davon gespeist werden können, wenn sie auch noch so heißhungrig sind, und — wie viele Körbe bleiben nicht noch für den Denker übrig!« — Allein wir Laien möchten doch gern mehr von den Reden und Thaten und dem Leben Jesu. Er war doch der Gesandte, der in Gottes Schooß war und den Gott verkündigt hat, den kein Mensch gesehen, noch sehen kann. Seit dem Christenthum ist noch kein Philosoph gewesen, dessen Vernunft nicht von der Offenbarung geleitet oder bestochen worden. Die guten lieben Herren! Man sollte Wunder denken, wo sie es her haben! Lies das neue Testament,

geneigter philosophischer Leser, und du wirst finden, daß die Philosophie nichts weiter als Formalität, als Leisten, als Wörterbuch sei. Nicht aus der natürlichen Religion schöpfet ihr; das bildet ihr euch nur ein! Die Offenbarung Jesu ist es. Und da heißt es: Suche, so wirst du finden, klopfe an, so wird dir aufgethan."

„Obgleich Menschensatzungen die Religion Jesu so sehr verdunkeln, daß wenn Christus herabkäme, er die Christen nicht kennen würde, sagt, ist sie nicht noch jetzt, so wie sie da liegt, vortrefflich? Ist sie nicht die einzige, die den Menschen zum Gnadenreiche, d. h. zum Stande der Gnaden zu bringen Kraft und Stärke hat? Ich habe das anfänglich nicht so eingesehen. Allein jetzt glaube ich, daß in dieser Lehre Leben für diese und Seligkeit für die andere Welt liege. Daß dieselbe so viel Widerspruch wach gerufen, damals wie jetzt, war es ein Wunder? Sagt, Freunde, wenn Christus in Kurland gewandelt hätte, wo doch Alles von Freiheit spricht, wäre er nicht gekreuzigt worden? Wahrlich — Christus leidet noch. Wie seine Worte gekreuzigt werden! Und warum das? Weil er ein bitteres Recept verschrieb: Selbstverläugnung und Liebe. Er wußte es, daß man die Körpercur mit der Seelencur anfangen müsse. Auch die Hypochondrie ist gemeinhin eine im Gemüth stecken gebliebene Sünde, die ich an mir selbst verübt. Giebt's denn auch Sünden gegen mich selbst? Freilich, denn ich bin mir selbst der Nächste. Ihretwegen leiden wir die natürlichen Strafen. Denn keine unserer Handlungen, ja keiner unserer Gedanken ist kinderlos. Alle pflanzen sich fort und oft wird aus Einem Adam von Handlung eine ganze Welt der Sünde. Ich meine nicht die theologische Erbsünde, von der ich nichts halte, es sei denn, daß sie ein Bewußtsein von natürlicher Freiheit sei, mit der wir Alle auf die Welt kommen, vorzüglich ein Kurländer. Aber die Sünde — das sagt mir Christi Wort — steckt im eigenen Busen. Und ihre Folgen? — Ich sterbe ihretwegen täglich und suche mir oft durch Bewegung und ein Glas Wein die unruhigen Gedanken zu vertreiben, wenn das Gewissen mir in's Ohr raunt: du bist ein Selbstdieb! Ein Selbstmörder — das hoff' ich zu

Gott — das bin ich nicht. Wer aber nie an sich selbst gesündigt, der hebe den ersten Stein wider mich! Ich bitte — den Herrn Generalsuperintendenten nicht ausgeschlossen — ich bitte!“

„Noch Eins! Wir haben uns oft über das Gebet gestritten. Ich bin nur gegen den Mißbrauch. Wie viele bemühen sich oder gewöhnen sich's an, von Jugend auf Gott zu schmeicheln, d. h. dem Herzenskündiger mündlich Allerlei zu versichern, ob es ihnen gleich nicht so um's Herz ist; ihn mit den Lippen zu ehren und die Seele, sein Gnadenwerk, von ihm zu entfernen! Solch ein Beten halte ich geradezu für Menschentand. Wenn's mich innerlich angreift, schrei ich's aus, ohne daß ich rede und Menschen es hören. Ich bin zuweilen ordentlich bös auf den lieben Gott. Ich bekenne es frei, daß ich nicht danken, nicht beten kann, wenn mich Unglück trifft. Ich gebe aber auch zu, daß ich Manches in dieser Hinsicht von dem Herrn Pastor lernen kann und wohl auch eins mitbete, wenn's so die Gelegenheit giebt. Wenn ich aber in der ganzen Welt Gottes Güte betrachte, die auch an mir so reich gewesen, so muß ich mitunter springen, als wollt' ich gen Himmel, so ein alter steifer Kerl ich bin. Da habe ich zuweilen Hymnenstunden, wo mir das Herz die Brust durchstoßen will.“

„Aber solche Stunden sind selten. Jetzt in diesem Stande der Sünden zu leben, wenngleich Kurland noch hie und da vermöge der herrschenden Freiheit mehr Aussicht zum Gnadenreiche hat, als ein ander Land, was ist's mehr als Wüstenei? Man stirbt jetzt des Erdenleidens wegen gern, wenngleich Krankheit und Schmerzen uns den Tod verbittern. Im Stande der Gnaden lernt man gern sterben. So lange ich hoffe, lebe ich. So lange ich seufze, hoffe ich. Ich bin der festen Zuversicht, daß mein Tod mich nicht aus der Fassung bringen werde. Alles ist leicht, nur das Leben nicht. Ein wahres Wort im Stande der Sünde! Gott sei mir Sünder gnädig!“ —

„Der Herr Pastor sagt: ich wäre leichtsinnig. Allein dieser mein Aufsatz mag selbst Richter sein zwischen ihm und mir. Seine Saat ist nicht auf einen Felsen bei mir gefallen. Ein Schwärmer bin ich nicht, der Alles gierig und heiß ißt und sich total den

Magen verdirbt. Ich möchte die Sachen verdauen und in Fleisch und Blut wandeln. Keinem werde ich meine Grundsätze nahe legen. Nie würde ich mit dem guten Pastor gestritten haben, wenn ich nicht der wäre, der ich bin. Auch scheint mir, daß es zuweilen nothwendig ist, nicht übereinstimmend zu denken. Die Wahrheit hat keinen größeren Feind — und keinen größeren Freund als die Uebereinstimmung. — Warum wir uns aber zehn Jahr abgesondert, begreife ich nicht bis diesen Augenblick!" — — —

Hiermit will ich diesen merkwürdigen Aufsatz schließen, den man wohl schwerlich von einem Kurischen von Adel erwarten sollte. Um so mehr vertiefte ich mich damals mit Wonne in denselben und verstand es vollkommen, daß mein Vater — nach Empfang solcher Worte — stracks den „Braunen satteln ließ", um wieder gut zu machen, was er vielleicht mit durch seinen Eifer verschuldet.

* * *

Wie schwer es mir ward, alle diese Nachrichten und Gedanken, die mich selbst so tief bewegten, dem Sohne des alten Geldern, meinem guten Junker Gotthard mitzutheilen, kann ich nicht beschreiben. Ich hatte schon lange in seiner Seele studirt. Ich ahnte, daß er es nicht fassen würde. Er hatte seinen Vater, glaube ich, nie gefaßt. Aber geliebt hatte er ihn innig und respectirt, geachtet vielleicht noch mehr.

Unvergeßlich wird mir der Abend bleiben, da ich die Nachricht von seines Vaters Tod ihm mittheilte. Er stand lange still da und stützte sich auf drei Finger seiner linken Hand — er hatte starke Finger — und blieb so eine Viertelstunde, nachdem er nur halblaut gesagt: „Er ist geborgen, Bruder! Was meinst du — ich — werde nicht alt werden?" — Nach jener Viertelstunde sah ich ihn fortgehen in's Nebenzimmer und hörte ihn die Melodie murmeln: „wenn mein Stündlein vorhanden ist." — Dann kam er wieder und sagte: „Das Ende vom Liede, Bruder, ist — sterben. Wir leben für nichts und wieder nichts!" „Eins kommt zum

Andern“ — erwiderte ich. „Es giebt auch schöne Tage in der Welt“ — fügte ich mit einem Seufzer hinzu. — „Summa Summarum, was ist das Leben?“ — sagte Gotthard schwermüthiger als ich ihn je gesehen; und wie auffahrend fügte er hinzu: „Bei Gott, Bruder — das war ein Mann, mein Vater! Ich will nicht ruhmredig sein. Ich werde nie werden, was er war.“

„Bruder“ — fuhr ich nach einer Stille fort — „ich vergesse nie ihn und jenen prächtigen Alten mit dem Handschuh — den er jetzt mit Vor- und Zunamen kennt.“

Gotthard holte sich den Kalender und brachte ganz richtig heraus, daß sein Vater an dem nämlichen Tage gestorben, da jener ehrwürdige Alte zum letzten Mal vom Gewächs des Weinstocks bei ihm getrunken. —

Mein armer Freund aß den Abend keinen Bissen. Gotthard war ernst und feierlich; der gute Gottfried, unser Diener, — außer sich. Er weinte laut. Junker Gotthard keine Thräne! Und im Schluchzen sagte der treue Mensch, indem er seinem Junker beim Schlafengehen die Kleider fast herunterriß: „Man entgeht mit Eins — allem Elend — wenn man stirbt.“ — Und indem er seinem Herrn das Kopftuch umband, sagte er kaum hörbar: „Ist's mir doch, als wäre es dem seligen Herrn.“

Ich weiß nicht, ob dieß Wort oder was Anderes der Drücker zur Flinte gewesen. Junker Gotthard weinte, aber heimlich. Er und ich hatten die Gewohnheit, aus dem Bette gute Nacht auszuwechseln. Dießmal hielt es lange an, ehe sie seinerseits zum Vorschein kam. Ich hörte ihn weinen. Spät kam die gute Nacht und so mit Thränen versetzt, daß ich selbst bewegt ward und kein Wort mehr sagen konnte als auch „gute Nacht“. — Wer sollte glauben, daß Junker Gotthard, dieser scheinbar rauhe Jüngling, auf diese Art gute Nacht sagen könnte!

Bald aber hörte ich ihn einschlafen, sehr fest. Am andern Morgen war er ruhiger. Wir konnten mehr über die Sache sprechen. Seine drei Hunde, die er nach dem Homer „Argos“ genannt und nur durch den Ton beim Rufen unterschied, konnte er heute nicht freundlich ansehen. Er dachte wohl daran, daß der

Selige es ihm verboten hatte, Hunde zu halten. So wie sein Schmerz nachließ, so nahm die Liebe zu den Hunden zu.

„Schmerz ist Seelenbewegung!“ sagte ich ihm, als wir beim Frühstück saßen; „nimm mir's nicht übel, Bruder, ich glaube, die deinige hatte sie höchst nothwendig.“

„Ich gestehe es“ — antwortete der gute Mensch — „sie war der Stockung nahe. Weißt du aber — bei mir dauert's lange; ich kann mich nicht so geschwind auffreuen als Mancher!“

„Desto besser“ — tröstete ich ihn — „daß du geweint hast! Daß du weinen konntest!“ —

„Aber weinen!“ — sagte er und wandte sich ab, um fortzugehen. —

Die Mutter hatte ihm die Trauer sehr pünktlich vorgeschrieben. Wer aller dieser Trauergesetzgebung ungeachtet nicht trauerte, war Junker Gotthard. Er wußte, daß sein Vater es nicht mochte und sagte zu mir: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen — Vater mehr als Mutter!“

Die Mutter hatte ihn zugleich aufgefordert bald heimzukehren. Auch das wollte er nicht recht. Da ich ihn, um ihn zu drängen, an die „liebe Kleine“ — an Lorchen erinnerte, warf er den Kopf zurück. „Kinderspiel!“ — das war Alles was er sagte. Ich dachte doch: nachgerade — wenn er sie erwachsen sieht — wird's anders werden.

Junker Gotthard ward, was er sonst nie gewesen, krank und konnte also nicht gleich reisen. Er blieb, wie er mir sagte, gern — meinetwegen. Und ich läugne es nicht, daß ich mich ihm und seinem Gottfried in der Vorbereitungszeit mehr widmete, als vor diesem. Auch sollten wir noch durch ein tieferes Band, durch gemeinsame Heimsuchung mit einander verbunden werden. Denn nichts bindet so sehr, auch heterogene Naturen, als der Schmerz. Ist er doch edles Salz, um uns — das Leben schmackhaft zu machen. — —

Nach der Trauerbotschaft von des alten Geldern Tode erhielt ich einen sehr kurzen, schwermüthigen Brief von meinem Vater. Hier ist er:

„Lieber Sohn. Deine Mutter schreibt dir oft und viel und unfehlbar auch von mir. Ich bin nicht mehr der ich war. Es treten die Jahre ein, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht. Das erstemal, daß ich klage. Stöhnen erleichtert den Schmerz, so wie Aufschrei beim Schreck natürlich ist. — Was hilft es, daß du früh aufstehst, sage ich mir, und lange sitzest und issest dein Brot mit Sorgen. Seinen Freunden giebt er's im Schlafe, im Tode. Leben und Tod liegt im Gemenge. Das hat mich wieder mein alter Freund Geldern gelehrt. Was thun wir im Tode? Wir legen bloß das Kleid ab, was Jedem zu enge ist. Ueber vierzig Jahre, wer wird von denen sein, die jetzt sind? Diesen Augenblick kann man deine Seele abfordern und was wird es sein, was du in der Zeit gesammelt hast? — Ich habe mich lange genug umgesehen, um von hinnen zu ziehen in's — Vaterland! — — Lebe wohl!" — — —

Es war das letzte Lebewohl! Der Herr setze ihn über viel, diesen lieben Getreuen über wenig. Er ist eingegangen zu seines Herrn Freude, Amen. — — —

Ich kann nicht mehr als — Amen schreiben. Aus dem Original, das noch vor mir liegt, habe ich authentisch das letzte, letzte Lebewohl meinen Lesern mitgetheilt. Ich weiß es, daß sie es dem Herrn von Geldern nachsagen werden: „die Königin ist weg, das Spiel ist verloren." Der Trefflichste in diesem Buch und Lebenslauf ist gefallen. Meine Leser haben ihn gehört und ich — ich habe ihn gesehen. Noch sehe ich diesen Mann. Jede Falte in seinem Antlitz, — die beste Probe eines guten Alten — zeigte, wie gut er war. Denn die Falten formen sich nach der Seele, nach den Lieblingsmienen.

Er war ein seltener Mann. Sein Segen war die Wolken- und Feuersäule, die mich geleitete auf meinen Wegen. Meine Mutter schrieb mir über seinen Tod:

„Er starb am 24. Junius, des Abends um 9 Uhr — in seiner Lieblingsstunde. Er ging mit der Sonne unter. Es blieb unentschieden, wer schöner untergegangen. In Abendroth gekleidet war die Wolke, die ihn zum Himmel nahm. Er starb wie er

lebte. Kurland war sein Zoar, wo dieser fromme Lot Gnade fand vor Gottes Augen. Sein Vaterland habe ich auch in seinem letzten Augenblick nicht erfahren, so herzlich gern ich es auch in dieser Welt gewußt hätte. Er hat überwunden so manchen Hohn, der ärger ist als andere Leiden dieser Zeit, bei welchen wir in die Hände Gottes fallen. — Dein Großvater seliger, der allezeit Glückliche, machte, wenn er nachsann, kleine Augen. Dein Vater, der Vielgeprüfte, machte sie groß, wenn er nachdachte, wenn er mit der Seele wohin sah. Und da fielen dann Sonnenkörner, wie kleine Sterne, wie Sternschnuppen aus seinen Augen, Gott hat diese lieben Augen für diese Zeit geschlossen. Er gebe ihm den ewigen Frieden!" —

Mein Vater starb, vollständig seiner selbst bewußt. Nur in Einer Stunde, in der er viel griechisch redete, schien die Einbildungskraft das Uebergewicht über die Vernunft gewonnen zu haben. Es währte indessen nicht lange und Alles war wieder an Ort und Stelle.

Er dachte an mich — wie meine Mutter schreibt — mit herzlichem väterlichen Segen. Meine Mutter bekannte mir auch, daß sie ihn noch während seiner letzten schweren Krankheit mit der Frage gequält habe, ob es ihm nicht doch leid thäte, daß ich Alexander hieße. Er lächelte nur, statt zu antworten. Gern hätte sie ihn noch wegen seines Vaterlandes gefragt, wenn sie das Herz dazu gehabt. „Er sah aber schon so himmlisch aus, daß meine Liebe sich in Ehrfurcht verwandelte" — schreibt sie. „Liebe frägt, Ehrfurcht merkt auf." — Er starb mit den Worten: „Nimm — meinen Geist — auf!" Sobald er kalt war, sang meine Mutter das alte Pfingstlied:

Nun bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unserm Ende,
Wenn wir heimfahren aus diesem Elende.
Kyrie eleison! —

Ein Weib, wie meine liebe Mutter, war mit allen Wegen Gottes zufrieden. Der Lieblingsspruch dieser Orignalchristin war:

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. — Nicht wie ich will, sondern wie du willst!" — Wenn sie unter den Israeliten gewesen wäre, so hätte sie nach keinen Wachteln verlangt, obwohl sie ein Priesterweib und aus dem Stamme Levi war. Mit Manna hätte sie sich begnügt, so daß ihr nie die Fleischtöpfe eingefallen wären. Sie war nicht wachtellüstern. Viel für eine Pastorin! — —

* * *

Der Tod meines Vaters ging auch dem Junker Gotthard sehr nah. Er drückte mir stumm die Hand. Seine um ihn besorgte Mutter hatte ihm wiederholt geschrieben, daß er heimkehren sollte. Da er jetzt wieder gesund war, wollte er aufbrechen. An einem regnichten Tage — nach Mittag — schieden wir von einander. Unser Diener Gottfried sollte mit fort und hatte für mich etwas Schriftliches aufgesetzt, das er mir mit einer Art behändigte, die nicht zu beschreiben ist. Der gute Mensch wischte sich mit dem Aermel die Thränen aus den Augen.

„Der Jüngling" — fing Gotthard zu mir gewendet an — „lehrt den Mann, der Mann den Greis. So machen wir — Erfahrungen. Du sollst noch Freude an mir erleben, lieber Bruder!" — „Gott segne dich, lieber Gotthard" — sagte ich und konnte vor innerer Bewegung nicht mehr. — „Du — wirst dein Lebtag nicht Pastor werden" — sagte er zu guter Letzt und reichte mir nochmals am Reisewagen die Hand.

Junker Gotthard wollte seine drei Hunde durchaus mithaben. Nach einem kleinen Wortwechsel mit dem Postillon brachte er es durch Geld und gute Worte in einem Augenblick dahin, daß der Postillon diesen dreien Argos selbst ein Lager bereitete. Und nun ließ Junker Gotthard über und über blasen. Reise glücklich! —

Obwohl es mir schwer ward, mich von diesem rauhen, aber herzlich guten und ehrlichen Jungen zu trennen, empfand ich bei meiner damaligen Stimmung zum erstenmal die Glückseligkeit,

allein zu sein. Daß Leute in gewissen Jahren zum Traualtar so schwer zu bringen sind, kommt, denke ich, daher, weil sie die Süßigkeiten des Einsiedlerstandes gekostet haben. Luther sagt, wenn ich nicht irre: „wo reiche Leute sind, da ist Theuerung; wo Menschenhilfe aufhört, da fängt Gotteshilfe an." Das sollte ich bald erfahren, da mich der letzte Schlag traf. — —

Meine Mutter konnte sich schon nach Minens Tode nicht mehr recht erholen. Der Tod meines Vaters gab ihr den Rest. Ihr immerwährender Seufzer war: „Ach, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue!" Selbst den Balsam des schönsten Morgens athmete sie schwer ein. Das thränenschwere Veilchen gefiel ihrem Auge am meisten, weil sich „gleich und gleich so gern gesellen" — wie sie mir noch in ihrem letzten Briefe schreibt: „Welke gelbe Blätter — das ist meine Wonne. Und Mine, Mine — ich kann dich nicht vergessen. Ich, die ich keine Fliege auf dem Rücken liegen sehen konnte, wenn sie an's Fenster prallte und sich den Kopf stieß; ich, die ich gern ihr aufhalf, obschon sie mich oft aus der Melodie sumsete, ich — habe unschuldig Blut verrathen! O Mine, Mine — ist es ein Wunder, daß mir sogar der Blüthenschnee wie ein Leichentuch vorkommt?" —

Das war die anhaltende traurige Lage meiner Mutter um Minens willen. So blieb sie bis in den Tod. Sie war nicht mehr die Sanftfließende. Alle Augenblick schlug sie Wellen. Sie lag nicht still auf der Seite. Sie riß das Deckbette.

Es ist ein eigenthümlich Ding um das Gewissen. Es giebt ein Lebens- und Sterbensgewissen. Das letztere ist besonders zäh und läßt sich schwer beruhigen. Auf die Frage, was ist Freiheit, antwortete jener Weise: ein gut Gewissen! „Mein Gewissen" — schrieb meine Mutter — „beißt mich meines ganzen Lebens halber. Das Gewissen, wie du selbst es wissen wirst, lieber Sohn, geht von unten, ungefähr um den Magen herum, in die Höhe. Oben hält es sein richterliches Amt, unten ist sein Schlafstübchen. Wenn es aufwacht zum harten Criminalurtel, wie

brennend sind seine Tritte! Wie glühend Eisen geht's in die Höhe." — —

„Eine verstimmte Pfeife" — schrieb sie mir ein andermal — „verdirbt die ganze Orgel. Bei mir ist mehr als eine in Unordnung. Wer kann wissen, wie oft er fehle?"

So ging meine Mutter in Gedanken in ein Carthäuserkloster und sah es ein, daß der Mensch, auch bei den besten Empfindungen, unmöglich mir nichts dir nichts sterben könne. Und doch waren ihr bei ihrem lebendigen christlichen Glauben die „vier letzten Dinge" wie sie sie nannte, Tod, Auferstehung, jüngstes Gericht, und Ende der Welt — die liebsten Gesprächsgegenstände. Wer ihr einen Liebesdienst erweisen wollte, mußte von diesen vier letzten Dingen mit ihr sprechen.

Auch half ihr, nach meines Vaters Tode, die große Arbeitslast, die auf ihr lag. Sie wußte wohl, daß die Weiber schweigen müssen in der Gemeinde. Aber um die vicarirenden Confratres nicht zu sehr zu beschweren, setzte sie den Unterricht der Katechumenen fort, zeichnete die Beichtkinder an, ermahnte und tröstete sie, nachdem es ihr Seelenzustand wollte.

In allen Seelencuren war sie so glücklich, daß das ganze Kirchspiel zu ihr ein unumschränktes Vertrauen hatte. Ja die ganze Gemeinde — den Adel nehme ich aus, der zum Theil sein Gespötte mit ihr trieb — hätte meine Mutter gern in die Stelle ihres Mannes zum Predigtamt berufen, wenn nicht das Geschlecht ihr entgegen gewesen wäre.

Das Pastorat blieb wie gewöhnlich lange erledigt und meine Mutter hatte also Gelegenheit, ihre Gaben in mancherlei Art unter die Kirchspielsleute zu bringen. Da zersprang unter ihrer geistlichen Arbeit ein Felsenherz, welches vieljährige Bosheit gehärtet hatte; da thaute der Frost, wie vom Märzsonnenscheine auf, wenn sie ermahnte und tröstete. Man fand das kunstlose Alterthum, wenn man sie sah. Ihre sehr treuherzige Art zog ihr alle Herzen zu.

Namentlich lag der Krankenbesuch ihr am Herzen. So kam sie einmal zu einer schwer darniederliegenden Fieberkranken. Diese

reichte meiner Mutter die Hand und — mit derselben den Tod. Mit einem Schaudern trat es ihr in alle Glieder. Sie ward schwer krank und kam seit jenem ansteckenden Handschlage nicht mehr aus dem Pastorate, welches jener Candidat mit den langen Manschetten stellvertretend verwaltete, nicht gerade zur Freude meiner Mutter, da sie ihn wegen seines „dreigliedrigen Segens“ nicht leiden mochte.

In dieser Zeit des Siechthums ward sie von einer Pastorenwittwe gepflegt, die mir treulich über die letzten Tage und Stunden meiner Mutter berichtet hat. Von ihr habe ich das, was ich meinen Lesern noch erzählen will; es steht Alles so lebhaft vor mir, als wäre ich Augenzeuge gewesen.

„In Betreff ihrer Krankheit“ — schreibt mir jene Wittwe — „so verstellte sie nicht ihre Geberde.“ Meine Mutter hatte, wie der Graf von Siechenau in Preußen, das himmlische Heimweh, nur mit dem Unterschiede, daß es beim Grafen eine lang zehrende, bei meiner Mutter eine hitzige Krankheit war.

Der Gedanke an Mine quälte sie zwar noch. „Auf solche Sünde steht Gewissensbiß in der vorletzten Stunde“ — pflegte sie zu sagen; „aber die letzte“ — setzte sie hinzu — „wird heiter sein.“ — In einer schweren Stunde der Anfechtung sagte sie in Rücksicht der, wie sie meinte, schon erkämpften, aber jetzt sie wieder fliehenden Ruhe mit angstvollem Ausdruck: „Ach — Ach! wie gewonnen so zerronnen!“ — Indessen wurden ihre Hände bald, bald wieder gestärkt, die strauchelnden Kniee erquickt und der zerbrochene Rohrstab geleimt; ihre blutrothe Schuld ward dann wieder schneeweiß. —

Noch eine Besonderheit muß ich erwähnen, welche im ganzen Leben meiner Mutter, aber namentlich in ihren letzten Tagen deutlich hervortrat. Sie hatte die merkwürdige Gabe, einige geheime Dinge, als z. B. Diebstähle, die wie eine Pest im Verborgenen schlichen, an's Licht zu bringen, indem sie es dem Schuldigen auf den Kopf zusagte. Und wo sie so anklopfte, ward ihr aufgethan, d. h. es erfolgte meist ein offenes Geständniß. Diese Prophetengabe steigerte sich in ihren Krankheitstagen. Sie behauptete —

wie mir die Pastorenwittwe berichtete — daß sie solches nicht durch Träume erführe, sondern durch ihren „Schutzengel". Ueber diese Materie hatte sie überhaupt ihre sonderlichen Gedanken. Sie hielt die Schutzengel für unsere Vormünder und Curatores und besprach sich in der Stille mit dem ihrigen. Wenn der Candidat mit den langen Manschetten dagegen ankämpfte, sagte sie: „Ach was! Wir wissen bei der Menschenseele in unserem eigenen Hause nicht, wer Koch oder Kellner ist, und wollen über jene Einwohner der himmlischen Welt aburtheilen! Was ich weiß — das weiß ich!" — Und ohne weiter den „Schriftgelehrten" zu widerlegen, gab sie nicht undeutlich zu verstehen, daß sie mit ihrem Schutzgeist bekannt zu werden Gelegenheit gehabt. Und wenn Jemand mit ihr ganz allein zu sein oder zu sprechen wünschte, sagte sie rasch: „Kann nicht sein! Gott ist bei uns und meinen Schutzengel kann ich nicht gehen heißen." — „Bleib, Lieber!" — pflegte sie dann in stiller Vertraulichkeit ihrem Schutzgeiste zuzuraunen, wenn die Person, so mit ihr reden wollte, ihr unheimlich oder als eine ungläubige oder gottesläugnerische bekannt war.

Drei Tage vor ihrer Auflösung verließ sie die Gabe der Weissagung, der „Geist der Kraft und Macht", wie sie sagte. Die Flügel der Morgenröthe sanken. Es war dieser Tag Minens Sterbetag.

Da ließ sie Hermann, den alten Herrn, zu sich rufen. Dieser war nach Minens Tode ganz zusammengeschrumpft. Herr von Eckhowen hatte sich von ihm zurückgezogen, um sich selbst aus der Schlinge zu ziehen. Magdalene schien ihn nicht aufgeben zu wollen, da sie gern Frau eines Literatus werden wollte. Hermann aber hatte die Lust verloren, nachdem ihm meine Mutter sehr ernst zugeredet, ja ihm Himmel und Hölle vorzustellen gesucht hatte. Auch versprach sie ihm Nahrung und Kleider, und der alte Herr von Weesen zahlte ihm eine Jahrespension. So machte denn Hermann Buße und Glauben durch das gute Werk thätig und entsagte Denen.

Nach dieser Zeit mußte ihn meine Mutter oft trösten, nachdem sie dem tochterlosen Mann alles aufgedeckt. Er ging krumm und gebückt und war den ganzen Tag traurig. In der Kirche an

der Orgel war der Tremulant sein Hauptzug. Und seine größte Strafe — wie meine Mutter bemerkte — war eine stete Furcht vor dem Tode: nicht weil es ihm in der Welt gefiel, sondern weil ihm angst und bange wurde bei dem Gedanken, seinem Weibe und seiner Tochter unter die Augen zu kommen. So lebte Hermann nicht viel anders als ein Carthäuser, hatte nicht Lust und Liebe mehr, seitdem er den Kinderunterricht aufgegeben, seine Handwerke zu betreiben und weinte oft ungesehen. Indessen blieb etwas in seinem Auge, das man ein Kainszeichen nennen konnte. O — dergleichen haben Viele!

Noch nach dem Tode meiner Mutter empfand er ihre milde, kalte Hand, da sie ihm — aus Rücksicht für Minen — etwas vermacht hatte. Auch erhielt er von Benjamin, der nach seiner Genesung von jener schweren Fieberkrankheit in preußische Dienste gegangen war, alljährlich hundert Thaler zugesandt. Trotz alledem überlebte er meine Mutter nicht lange. Jedesmal, wenn er jenes Geld erhielt, fiel er so tief in Gedanken, daß er stundenlang dasaß, ohne sich zu rühren. Nur der eine Fuß bewegte sich, wie beim Töpferhandwerk, hin und her. All seine Aufgeblasenheit war dahin, sowie seine Einfälle aufgehört hatten. Er war — in wirklichen Wahnsinn gefallen! Welch ein Unterschied gegen eine — Lindenkrankheit! Drei Tage vor seinem Ende soll er vernünftig gewesen sein. In den Anfällen von Raserei hat er sehr laut Benjamin gerufen, Mine aber so hohl als dürfte er nicht. Dann starb er — einsam und von Allen verlassen. Gott erbarme sich seiner! — —

Nachdem meine Mutter den alten Hermann gesprochen, ward sie von Tag zu Tage schwächer. Der Geist immer noch willig, thätig, kräftig, — das Fleisch schwach. Sie war oft, wie abwesend, wie außer dem Leibe. Dann war ihr's, als hörte sie Minen singen. — „Hört doch, hört" — rief sie in ihrer Fieberhitze — „hört sie singen! Sie ist des alten Herrn Tochter nicht mehr; sie ist meines Mannes Tochter und ihrer Mutter Tochter! O wie schön sie singt: Es ist das Heil uns kommen her! Wie eine Lerche wölbt sich ihr Gesang, wie eine Wachtel fällt er! Da

steht sie — wie ein Stern ob meinem Haupte — o des schönen, schönen Morgensterns!“ Sie sang selbst leise:

Also werd ich auch stehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal. —

Und fast flüsternd und halbbewußt setzte sie hinzu: „aus — »Nun ruhen alle Wälder« von Paul Gerhard.“ —

„Ach Kinder, Kinder“ — rief sie nach einer Weile — „Gott läßt uns sinken, aber nicht ertrinken! Ich weiß, ich weiß, — ich habe viele Einfälle und Ausfälle gehabt — ach Gott, ach Gott! Wenn der Klügste Alles, Alles berichten sollte, man würde ihn des Irrenhauses schuldig erachten!“ — Sehr gelassen stimmte sie dann an:

Was willt du, armes Leben!

„Ja wohl, armes, armes Leben — noch tausendmal ärmer, wenn wir — nicht singen könnten. Und wie schön, daß so Viele zusammen singen und klingen können. Wollten sie zusammen reden — wie machte sich das! Prosa ist leuteschеu, einsiedlerisch, tückisch — aber Gesang ist gesellig. Wie wird es klingen im himmlischen Chor! — Meine Stimme ist schon begraben. Aber sie wird auferstehen im ewigen Leben.“ — Und kaum hörbar summte sie noch das Lied — es war ihr letztes:

Die Welt ist mir, ich ihr nicht gut;
Mir ekelt Alles was sie thut;
Was kann sie mehr als Fromme schmähen?
O nimm mich, nimm mich hin in's Grab,
So sterb' ich meinen Sünden ab
Und werde sauber auferstehen!
Komm so, mein Tod, — und sei gegrüßt,
Der mehr als tausend Leben ist! —

Nachdem sie eine Weile ganz still gelegen, bat sie die Pastorenwittwe, die ihr stets Diakonissendienste leistete, den benachbarten Amtsbruder rufen zu lassen. Von ihm, nicht vom Candidaten, wollte sie die Communion empfangen und zum Sterben eingesegnet werden.

Bis der Pastor kam, bat sie die Gesellschafterin, ihr die Füße

zu waschen. Das war meiner Mutter Gewohnheit vor jeder Communion. Dabei ließ sie sich Joh. 13 vorlesen und dachte bei solchem Fußbade an „die Reinigung der Seelen, ohne welche Niemand wird Gottes Angesicht schauen“.

Nach dem vollendeten Fußbade faltete die Gewaschene die Hände und sprach: „Das Lamm mitten im Stuhl wird sie weiden und leiten zu dem lebendigen Wasserbrunnen. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen.“ Flüsternd fügte sie hinzu: „Offenbarung Johannis das neunzehnte Kapitel vom siebenten bis zum neunten Vers!“

In dieser fußgereinigten, geduldigen, nachgebenden Lage traf sie der Pastor. Meine Mutter hielt eine Beichte, die sie aus dem Innersten des Herzens nahm. Mine war Anfang und Ende. Nach mancherlei Herzensnöthen schloß meine Mutter mit den Worten: „Gott helfe meiner Schwachheit! — Amen.“

Mit welcher Inbrunst empfing sie die Communion! Sie aß und trank Trost und Beruhigung. Von dieser Minute ab klagte sie nicht mehr über Angst. Sie ward von Stunde zu Stunde schwächer; ließ sich aber doch noch die Leidensgeschichte Christi vorlesen aus allen Evangelisten. „Wir sollen“ — sagte sie — „des Herrn Tod verkündigen, bis er kommt.“ — —

Es war ein Sonnabend. Sie glaubte, daß sie den andern Tag sterben würde. Ihr ganzes Leben, wie wir wissen, war Ein Sonnabend. Nun ward aus Sonnabend Sonntag. Die Nacht, die dazwischen lag, hatte sie noch die entsetzlichsten Schmerzen. Um vier Uhr in der Nacht waren dieselben gewichen. „Der Schmerz ist weg“ — flüsterte sie — „aber die Seele, die Seele thut mir sehr, sehr wehe! Sie hat sich — an die Melodie des Körpers zu sehr gewöhnt.“ — Stoßweise kam noch die Angst. Sie verlangte das Lied: „Herr Gott dich loben wir“ und ließ sich — singen konnte sie nicht mehr — die vierte Strophe vier Mal, nach der Zahl der vier letzten Dinge, vorsingen:

> Behüt' uns heut, o treuer Gott,
> Für alle Sünd' und Missethat.
> Sei uns gnädig, o Herre Gott!
> Sei uns gnädig in aller Noth!

Da sah sie plötzlich zum Fenster hin. Das Zimmer schien ihr so dunkel. Die Pflegerin mußte den Vorhang an dem Fenster, wo die Sterbende lag, mitten entzwei reißen. „So, so“ — sagte sie — „so reißt's hier, hier! — Licht, Licht!“ rief sie. — Der Vorhang ward weggezogen. Sie sah Licht. „Grün, grün“ — lispelte sie — „Frühling! So schönes Grün als das Taufwassergrün! — Paradies!“ — Sie ward wieder still und ließ sich ein Crucifix dahin setzen, wo der Vorhang gerissen war. Sie sah es lange starr an, verlangte es dann näher, näher, faßte es krampfhaft mit beiden Händen, drückte es an ihr Herz mit den Worten, die sie auffallend vernehmlich sprach:

Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein! —

Dann brach sie ohnmächtig zusammen und verschied. Ihre gewaschenen Füße lagen in's Kreuz. So im Kreuz mit Händen und Füßen wollte sie auch begraben werden. —

Beim Begräbniß war die ganze Gemeinde, jung und alt, gegenwärtig. Man trug den Sarg ihrer Bestimmung gemäß durch die ganze Kirche. „Bei Nummer 5“ — hatte sie gesagt — „bitte ich anzuhalten;“ und dabei sollte die Gemeinde singen:

Mein Mund wird nichts als lachen,
Und meiner Zungen Klang
Wird lauter Lieder machen,
Gott, unserm Heil, zu Dank.

Nach der Rede über den von ihr gewählten Spruch: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig,“ ward der Sarg neben meinem Vater in die Erde gelegt. Man hatte keine Schaufel nöthig, sie zu bedecken. Jedes warf eine Handvoll sanft auf ihren Sarg.

Ruhe sanft, theure Mutter — du kindlich frommes, edles Weib! Wahrlich, du warst wie ein schöner nordischer Maitag. Eine grüne Taufwiese warst du, ein holdes Thal, das einen Berg

zum Nachbar hat, ein Lied im höheren Chor, ein Sonnabend, auf den ein Sonntag folgt! Eine Glorie von hellem Mondschein war hier dein Theil. Dort bist du gekleidet in die Sonne der Gerechtigkeit. Sümpfe zu verurbaren, gemeine Seelen zu adeln, in den Schwachen mächtig zu sein, so wie Gott es in dir war, das hieltest du für deinen Beruf. Du bist eingegangen zu deines Herrn Freude. Gott webe seine Hand über deinem Staube! — —

Ihr Todtenglocken, klaget laut und wimmert nicht so dumpfig, so innerlich, daß es Mark und Bein durchtönt. Rufet es aus, damit jedes, Klein und Groß, wisse woran es sei: Vater todt! Mutter todt! Alles todt! — Unsere Kirche daheim eine vater- und mutterlose Waise!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Soldatenleben.

Nach Kurland konnte und wollte ich nicht. Durch Minens Testament und durch ihr Andenken fühlte ich mich gebunden und verpflichtet, nichts gegen Eckhowen zu thun. Aber so weit hatte ich mein wogendes Herz noch nicht bezwungen, daß ich mit jenem Menschen Eine Luft hätte athmen oder gar ihn sehen können, ohne — ja ich weiß nicht was zu thun. Mir erzitterte jede Nervenfaser, wenn ich an ihn nur dachte.

So war mir die Heimath verleidet, obwohl eine dunkle Erinnerung, welche im tiefsten Grunde meiner Seele erwachte, mich doch auch wieder hinzog. Junker Gotthard — so dachte ich — wird wohl die „liebe Kleine" jetzt wiedergesehen haben und anderer Meinung geworden sein. Das „Kinderspiel" wird sich in Ernst gewandelt haben. Ich hätte gern darüber eine Gewißheit gehabt.

Aber nein, nein — jetzt noch nicht, rief es in mir. Fort, fort — in die weite, weite Welt! Heimathlos, wie du bist, findest du vielleicht im Schlachtengewühl eine Heimstätte! —

Soldat also! — — Daß ich mich nach dieser Lebensart, schon da Mine todt war, herzlich gesehnt, ist ein Umstand, den ich, zur Steuer der Wahrheit, sonder Arglist und Gefährde, hie und da schon meinen Lesern zu erkennen gegeben. Daß mein seliger Vater durch seine Denkungsart vielfach diesen Weg bei mir eingeschlagen, daß er mich mit zum Soldaten erzogen, brauche ich hier nicht nochmals zu bemerken. Nie aber würde ich jene Sehnsucht befriedigt haben, wenn es nicht dem Herrn über Leben und Tod gefallen, meine liebe theure Mutter aus der streitenden Kirche dieser Welt in die triumphirende zu versetzen. Schon in meiner frühesten Jugend erinnere ich mich, daß sie oft mit meinem Vater diese Streitfrage erörterte, wenn er auf die himmlischen Heerschaaren hinwies, auf Gottes „starke Helden" und „edle Streiter" und auf jenen Engel des Herrn, der in einer Nacht einhundertfünfundachtzigtausend Mann schlug. Meine Muter blieb bei ihrer Meinung, das sei „durch eine Feldpredigt" geschehen. Und wenn mein Vater an den „Cherub mit dem Schwerte" erinnerte, fiel meine Mutter mit dem Spruch ein: „Ja — aber wer das Schwert nimmt, wird durch's Schwert umkommen."

Trotzdem daß all diese Erinnerungen in mir aufstiegen, bin ich noch nie über etwas so stimmig gewesen, als über die Ausführung meines damaligen Entschlusses, Soldat zu werden. Es war mir göttlicher Ruf. Es war Alles Ja und Amen in mir! —

So lange die Welt so ist, wie sie ist, scheint der Soldatenstand so etwas Männliches, so etwas Rüstiges an sich zu tragen, daß ich keinem jungen Menschen, falls er nicht eine Mine hat, verarge, wenn er dem Kalbfell folgt. Man sieht den Krieg als einen Staatsaderlaß an und vielleicht nicht ohne Grund. Mir sollte er zum persönlichen Aderlaß werden. Ich dachte es mir als Wonne, mein Blut für eine große Sache zu verströmen.

Aber wo? — Der preußische Dienst hatte so viel Anziehendes für mich, daß ich lange kämpfen mußte, wo ich den Tod, den

lieben Tod suchen sollte. Eigentlich ist man doch Soldat — für's Vaterland. Da Kurland indessen kein Vaterland ist oder da Kurland keine Soldaten hält, so war mir die ganze Welt offen. Der königliche Rath, mein Freund Friedeborn in Königsberg, hatte mir oft von der „überwiegenden Würde eines preußischen Soldaten" geredet. Aber da lag kein Krieg vor, der mich irgend hätte begeistern können, während in Rußland, dem Nachbarstaate, eben der Kampf gegen die gewaltsamen Moslems entbrannt war, ein Kampf für die Freiheit der Unterdrückten, für die Rechte der Christen, der Griechen! Außerdem gab auch mein Freund den Russen ein gutes Zeugniß. Ein Verwandter von ihm, der während des dritten schlesischen Krieges in Preußen den Russen zu huldigen verbunden gewesen, hatte viel Liebes und Gutes von diesen „guten Feinden" genossen. „Alles" — fügte er hinzu — „alles Werthvolle und Gute hatten die Russen von uns. Wer weiß es nicht, daß die Russen trefflich nachzuahmen verstehen?" —

Dazu kam, daß die Russen von Riga aus den Kurländern in die Fenster sehen, und daß Katharina, die große Kaiserin, unwillkürlich eine begeisternde Macht ausübte auf Jeden, der von ihren gewaltigen Weltplänen hörte.

Das erste Wort in meiner Gedankenreihe war also: Russen! das zweite Krieg! und das dritte: Türken! So viel Worte, so viel Gewichte in die Wagschale. Die Türken gaben den Ausschlag. Selbst mein Vater wäre wider die Türken als Feldpropst gegangen und hätte bald, wie ich fürchte, seine Bibel mit dem Degen vertauscht. Nach seiner angestammten Milde hatte er keinen Feind in der Welt als — die Türken. Und darin hätte ihm sogar meine Mutter — schon wegen des bekannten Luther'schen „Kinderliedes" — beigestimmt. Als Protestant, sage selbst, liebe Mutter, was konnte ich anders als Soldat werden? Galt es doch als eine Hauptaufgabe in der erneuerten, in der reformatorischen Welt zu steu'rn „des Papst's und Türken Mord". Ich folgte nicht dem „Kalbsfell", sonder der Todesfahne, in der ein Kreuz hing, dein Lieblingszeichen, theure Mutter. So und nicht anders konnte mir der Soldatenstand willkommen sein. Ich wollte — das weiß

Gott — keinen Bürger kränken, keinen Unschuldigen schädigen. Siegen wollte ich oder — sterben. Ehre mischte sich mit in meinen Entschluß; und wo ist sie nicht, wenn was schmeckt? Ich war nicht verliebt in mein Leben; allein ich wollte es auch nicht um ein Linsengericht dahingeben.

Ich reiste ab aus Göttingen, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen. Selbst in Preußen vermied ich es wohlbedächtig, die alten bekannten Stellen aufzusuchen. Ich wollte stark sein und keinerlei Nebenrücksichten aufkommen lassen. Selbst an dem mir heiligen Grabe reiste ich rasch vorbei. — —

Ich kam in's russische Lager zu einer theuren Zeit. Die Türken hatten alle Lebensmittel aus der Moldau aufgeräumt, um das Bahnmachen, um das Vorrücken zu behindern. Solche Zäune sind im Kriege die gefährlichsten.

Fürst Gallizin — sein Name sei in der Geschichte ehrwürdig — ließ zwei Brücken über den Dnjestr schlagen und brach auf mit uns.

Die Hauptmaxime des Krieges ist ein freier Kopf und freie Füße. Sich den Feind vom Leibe halten ist im Großen und Ganzen mehr Sache des Glücks. Was kann meinen Lesern mit Scharmützel- und Schlachtrissen gedient sein? Daher vorwärts — mit Extrapost!

Ich war beim Treffen, da es zwischen dem Vortrab des Fürsten Prosorowsky und dem ottomanischen Haufen, der von Karaman Bassa angeführt wurde, zum Angriff kam. Ich war bei der Belagerung von Chotzim. Ueberall drängte ich mich in die Avantgarde. Mein lebensgleichgültiges Herz hatte mir den Uriasbrief geschrieben; die Ehre hatte ihr großes Siegel mit einem Adler draufgedrückt. Bei Chotzim gab mir der Tod, mit dem ich wie mit einem guten Freunde umging, nur die Hand. Zur Heimath wollte er den Heimathlosen noch nicht führen. Ich ward nur durch den Arm geschossen. Und merkwürdig genug! Ich kam dieser Armkugel nicht in den Weg d. h. ich sagte nicht, du irrst dich, hier ist der Fleck — auf's Herz zeigend. Es ist und bleibt ein besonderes Ding, das Leben, auch wenn man eine Gemüthskrank-

heit hat, die das Leben schwarz wie eine mondlose Nacht und den Tod weiß wie einen schönen Lenztag poetisch verkünstelt. Es ist doch das Leben, worauf es abgesehen ist. Und ich war ganz froh, so abgekommen zu sein. Ich kann nicht sagen, daß ich Minen darüber vergaß. Aber Einbildung und Wirklichkeit, Gedanke und Handlung sind sich oft so entgegen wie Feuer und Wasser. —

Ein Armbruch ist im Kriege ein Aderlaß. Ehe ich's selbst dachte, war ich wieder da und froh, daß ich als Dienstfähiger da war. Gallizin, unter dem ich's bis zum Hauptmann gebracht, übergab das Commando dem trefflichen Romanzow. Auch er verdient einen großen, undanksichern Platz in der Geschichte. Persönlich stand ich unter dem braven General Elmpt bei der Einnahme von Jassy. Hier erlebte ich den großen Sieg, da das ganze türkische Lager erobert ward. Da sah ich den Prinzen Wilhelm von Braunschweig siegen. Warum konnte der prächtige Mensch nicht auf dem Schlachtfelde sterben, warum mußte dieser Held nach dem Siege von einer Civilkrankheit weggerafft werden? Ich erinnere mich noch, wie mir sein Tod nahe ging, hauptsächlich weil es ein Bett-Tod war. Kein Held sollte einen Civiltod sterben.

Romanzow commandirte mich zum Panin'schen Corps. Da sah ich Bender mit Sturm erobern. Es war Ein schrecklicher Wirbelwind. Ob es gleich nur Türken galt, wandte ich doch mein Auge von der Plünderung. Die Haare standen mir zu Berge über diese Unmenschlichkeiten. Mein Herz rief wehe! — über sie. Der Bericht über dieselben soll nicht meinen „Lebenslauf“ hier verunreinigen! —

Romanzow hatte mich persönlich kennen gelernt und wünschte während der nun eintretenden Ruhezeit ein paar vornehme, jugendliche Russen mir auf die Seele zu binden. Sie sollten nicht an der Schnur eines eigentlichen Unterrichts einhergehen. Vor solchem Garn seien sie schon gewesen. Ueberhaupt, meinte Romanzow, seien die Russen es gewohnt, die Antwort aus der Frage zu nehmen d. h. par force zu jagen nach der Regel: reim dich oder ich freß dich. „Durch Umgang“ — sagte er zu mir —

„wünschte ich, daß Sie dann und wann einen Funken Ihres natürlichen Verstandes in das Herz und die Seele dieser Jünglinge fallen ließen. Zünden wird es, hoffe ich.“ —

Es waren ein paar allerliebste junge Helden. Sie wußten vom Kriegshandwerk mehr als ich. Indessen sollte ich sie in die Geschichte und Philosophie tiefer einführen. Sie schlossen sich bald so fest an mich an, als brauchten sie über Alles, was sie wußten, meine Bestätigung. Die Russen ziehen selten aus dem Kern etwas groß. Alles wird mit der Wurzel verpflanzt. Ich legte es nach Kräften darauf an, in den Herzensacker dieser beiden Jünglinge die besten Samenkörner aus meines Vaters reicher Scheuer zu pflanzen. Und ich hatte die Freude, daß manches Korn aufging.

Ich sprach zu ihnen viel von dem Unterschied des deutschen und russischen Militärs. Ich war für Soldaten von deutschem Schrot und Korn. Und — Gnade dem Gott, der sich unterstand, mir den Deutschen zu verargen! Das thaten auch meine beiden jungen Freunde nie.

Sehnlichst wünschten sie, daß auch im Felde Lustbarkeiten, Bälle und Theater erlaubt wären. Ich schlug es ihnen rund ab. Im Felde muß man dessen stets gewärtig sein, daß im Kampf der Ehre und Liebe wir selbst im fünften Act stehen und den Tod nehmen müssen, wie er kommt. Im Felde muß man Flinten blitzen sehen und Soldaten Volkslieder singen hören. Ein Marsch, ein Feldgeschrei — das ist Alles, was hier von Instrumental- und Vokalmusik erlaubt ist. Und gute Mannszucht ist Strenge. Wo die nicht ist, wie kann da wahre Güte sein? Liebe ohne Gerechtigkeit ist ein Unding.

Viel sprachen wir von der Todesfurcht, dem Hauptfeinde des Soldaten. Manche meinen, daß man dazu vom Stoicismus Handgeld genommen haben muß. Das mag eine sehr erhabene philosophische Sekte sein, entwickelte ich meinen Schülern. Aber — enthalte dich von allem Gewissensvorwurf, wenn du wider deine Feinde ausziehst, ficht für eine gerechte Sache, lerne zu rechter

Zeit und in rechter Weise retiriren, halte dich an strenge Regeln — das hilft Alles wider die Furcht.

Bei mir hieß es, in Rücksicht auf meine Herzensgeschichte: die Liebe treibet die Furcht aus. In Wahrheit — ein großes Wort! Der ist gewiß unschuldig, der keine Furcht hat. Die Flamme, die nur vom Wind angefacht wird, verfliegt bald. Auf's innere Feuer kommt es an. Wer nach Grundsätzen oder aus Begeisterung herzhaft ist, wer nicht schnöden Gewinnstes oder Zeitungsewigkeits halber die Waffen ergreift, was kann den stören? In allen Sachen Herz zeigen, heißt ein großer Mann sein.

Hand in Hand ging ich mit meinen beiden Kriegskameraden in's Feuer, wenn's galt. So war's vor Bukarest! — Bukarest! — Mit welchem Herzen schreibe ich diesen Namen! Einer meiner Jünger starb hier einen schönen Tod vor meinen Augen. Gott! welch einen Blick er mir gab! Du hast mir meinen Unterricht herrlich bezahlt. Ein unaussprechliches Honorarium! Kein König kann so lohnen. Seinem Milchbruder, dem jungen Kameraden, konnte er noch die Hand reichen. Mir nicht. Wir waren zu weit auseinander. Da wollte er mir seine Liebe noch sterbend beweisen. Er riß die Hand, die er auf's Herz gepreßt hielt, von der Wunde los, winkte mir einen Abschied und besprengte mich mit seinem Blute! — — Den Abend vorher hatten wir viel vom Tode gesprochen. Er war der froheste unter uns. Gern hätte ich den hochgeborenen Todtengräber hergewünscht, um diese und so manche Sterbescene zu besichtigen. Da wäre er von seiner irrigen Meinung abgekommen, daß der Heldentod, der Feldtod, wo der Mensch nicht Zeit und Raum habe sich in Ordnung zu legen, ehe er dahin fährt, keiner Observation werth sei. Hier ist die große Welt des Todes.

Gott, o Gott! Wann kommt dein Reich, das Reich des Friedens! Wahrlich der Krieg, auch wo man ihn schulmäßig zu rechtfertigen sucht, ist und bleibt ein übertünchtes Grab. Kein Irrthum kann so übertüncht werden, als die Idee vom Kriege.

Bukarest — schrecklicher Name! sage ich noch einmal. Das war der Ort wo auch ich — den Tod fand? — Ach Gott, nein

— nein, aber tödtliche Wunden davontrug, während meinem anderen Lehrling die Brust contusionirt wurde. Alles gab mein Leben auf. Mir war der rechte Armknochen zerschmettert und außerdem hatte ich eine Quetschung an der linken Seite. Mein Sterbelager im Lazareth war vier Schritte von dem meines jugendlichen Genossen. Für mich eine halbe Welt. Ich konnte ihn kaum mit meinen Augen erreichen, als dieser mein zweiter Lehrling acht Tage darauf starb.

Mein Arzt verbot mir sogar, ihm Trost zu spenden. Wie konnte ich ihn aber ohne den sterben lassen? Mehr aber vermochte ich nicht, als ihm einige Worte des Lebens zuzuflüstern. Ich sah an seinem Kopfnicken, daß er mich verstand und mir dankte. Oft wenn er lechzte — wie gern hätte ich ihm ein Glas Wasser gereicht! Konnte ich denn? Da lag ich selbst — noch ärger als todt. So etwas, Freunde, wer kann es erzählen? Ich bitte euch, laßt mich — ich kann nicht mehr. — —

Meine beiden Freunde waren hin. Ich lag vier Wochen ohne alle Hoffnung. „Ist's denn Sünde" — dachte ich oft bei mir — „ist's Sünde und Schande, in solcher Lage die Lebensschnur selbst abzureißen, die ein Arzt mit unaussprechlichen Schmerzen verlängern oder neu anknüpfen will? Oder hält die Schnur da, wo sie angeknüpft ist, am längsten, wie ein eisern Band, wenn es da, wo es brach, durch Feuer und Schlag zusammengeschmiedet ward?" — Keine dieser Fragen konnte ich in meiner Leidenszeit klar beantworten. Ich hatte nicht Zeit, im Allgemeinen zu fragen.

Romanzow, wie er gehört was vorgefallen, war höchst zufrieden mit meinem Unterricht, den ich den jungen Helden gegeben. „Kommt er auf" — sagte er in meiner Gegenwart zum Obrist — „so ist er Brigadier." — Ich war schon seit einiger Zeit Major worden.

Als es etwas bergauf mit mir ging, da kamen alle die Schreckensbilder des Kriges wieder vor meine betrachtende Seele. Mir war es furchtbar, daß man im Grunde nichts thun, sondern nur leiden kann in unseren großen Kriegen. Glaubt nicht, meine

Freunde, jenen Schreihälsen, die nicht aufhören können, Schlachten zu verherrlichen als wären es Thaten! Der commandirende General allein hat gethan; Alles, was nicht er selbst oder sein Rath ist, leidet.

Wer kann mir sagen, daß ihn nicht ein Schauder ergriffen, wenn er zwei Heere auftreten gesehen und sich selbst mitten unter ihnen? Auch mich schauderte. Das war nicht Todesfurcht, nein — eher Menschenfurcht, Mangel an Lebensart, als Schrecken des Todes! Vom Gefühl der Thatkraft keine Spur! Man ist übertäubt durch Kanonendonner und Feldgeschrei. Erst wenn man sich näher kommt, wird man auf einander erbittert. Man schlägt, weil man geschlagen wird. Gehört denn dazu Herz? Der Lärm schon, der übrigens sehr wohlbedächtig und mit wohlerwogener Absicht erregt wird, läßt die Vernunft zu keinem Gedanken kommen. Man stirbt, man weiß nicht wie. Ist das ein schwerer Tod? Hunger, Durst, Hitze, Frost — die sind schwer. Die Schlacht ist's nicht, bis auf die Invalidenfurcht, an die mitten im Kampf kein braver Soldat denkt.

Jetzt — bei meiner zunehmenden Genesung — mußte ich fortwährend daran denken: du bleibst ein Krüppel dein Lebelang! Die unaufhörliche Versicherung der Wundärzte, daß ich nie mehr werde dienen können, war mir schrecklich. Das hätten die kunsterfahrenen Herren bei sich behalten können, da ich es ohnedieß so sehr fürchtete.

Zwar beunruhigte mich der Gedanke: was wirst du essen, was trinken, womit dich kleiden? — obwohl er sehr natürlich gewesen wäre, keinen Augenblick. Er hat mir überhaupt wenig Kummer in dieser Welt gemacht. Als Mensch kann Jeder leben, wenngleich nicht Jeder als Major.

Romanzow ließ mich bei aller Gelegenheit Proben seines Wohlwollens empfinden. Und das war auch Oel und Wein in meine Wnnden. Ich konnte mit gutem Gewissen meinen Abschied nehmen, ja ich mußte es, nach dem Wink meines rechten Armes, der auch bereits Abschied genommen hatte.

Meine Gesundheit war äußerst zurückgesetzt. Krank sein, noch

mehr: kränkeln — ist nicht leben nicht sterben. Fast ist's ein Mittelding, bei dem einem Jeden einfallen muß: o daß du kalt oder warm wärest! Es gab eine Zeit, wo ich den Tod schlechthin aufsuchte; und siehe da, ich hatte weder ihn gefunden, noch das Leben behalten.

Ich erhielt meinen Abschied nicht, sondern einen Auftrag „zu einer wichtigen Reise" — wie es in dem Amtsschreiben hieß. „Ich weiß keinem dieß Geschäft zu übertragen, der es so wie Ihr betreiben könnte" — schrieb mir die Kaiserin eigenhändig. Die hohen Verwandten der beiden gestorbenen jungen Helden und vielleicht Romanzow selbst hatten sie auf mich aufmerksam gemacht. Der Wunsch, den ihre Majestät im Schreiben hinzufügte, daß die Veränderung der Luft meine Gesundheit herstellen möchte, war mir das, was jedem jungen Menschen ein Rausch ist. Ich fühlte keinen Schmerz mehr und reiste nach Petersburg, das Nähere wegen jenes Auftrages zu erfahren.

Wie bald ich in Petersburg von meinem Jesuitenräuschchen wieder nüchtern worden, darf ich nicht erst bemerken. Mein Auftrag war ein „geheim" diplomatischer. Fragt ihr wohin? Da er „geheim" ist, kann ich nur sagen: dorthin, wo man früher als in Rußland eine Pfeife im Grünen raucht, früher Spargel ißt und den Wein aus der ersten Hand hat.

Ich richtete treulich und sonder Gefährde aus, wozu ich gesandt war. Allein meine Gesundheit hatte durch die Luftveränderung noch mehr gelitten. Ich glaubte schon, ich würde lau zu sein aufhören und — kalt werden. In dieser Stimmung lag es mir nah genug, auch zu dem mir in Aussicht gestellten Andreas-Orden zu sagen: Geh' mir aus der Sonne. Ja selbst ein gnädiger Brief der Kaiserin konnte mir in dieser Lage keine wahrhaft frohe Stunde bereiten. Aber ihr zu Ehren — dastehen soll er. Er lautete:

„Ich entlasse Euch aller Dienste in Gnaden und, da Ihr durchaus nicht mehr als Major dienen wollt, so bleibt, was Ihr seid, mit der Versicherung, daß mir Eure seltene Bescheidenheit zum Wohlgefallen gereicht."

„Ich wünschte, daß dieser Brief Euch auf dem Wege zu den Bädern träfe, wenn sie anders Eurer Gesundheitsverfassung dienlich sind. Zu dem Zweck sende ich Euch die beiliegende Summe und theile Euch mit, daß ich es gern sehen würde, wenn Ihr in Livland, auf dem Gute, welches ich Euch schenke, Euren Lebensabend verbringen wolltet. Wenn Ihr Eures Standes wegen Ansprüche befürchtet, so ertheile ich Euch hiermit den Adel mit allen seinen Vorzügen, und soll Euch das Diplom ausgefertigt werden, sobald Ihr es verlangt."

„Lebet so glücklich, als Ihr es verdient und als es wünschet

Eure gnädige Kaiserin"

(gez.) „Katharina."

Wenn solch ein Brief Einem keine frohe Stunde verleihen kann, wie lebensmüde muß man sein! Gott! — was kann denn solch ein Brief, der einem Zerschlagenen den Wunsch nahe legt, so glücklich zu leben, als er es verdient!! —

Und doch, die allerdurchlauchtigste — nein, die gute Kaiserin, die Mutter eines Staates, der nach der strengen Vaterregierung Peter's des Großen einer Mutter bedurfte, um das zu werden, was er allbereits unvermerkt ward — sie hatte es so gut gemeint, daß es doch tief mein Herz bewegte.

Wenn diese Monarchin mit dem Könige von Preußen, mit Friedrich dem Großen, Ein Paar worden wäre, Welt, was meinst Du? — — —

Ich folgte dem Winke, den mir der Gnadenbrief gab, und ging nach Pyrmont. Schon die Reise — frei und ungebunden durch geschäftliche Aufträge — schlug bei mir an. Wie gar anders ist's doch, reisen müssen und reisen wollen. Jeder kann diese Erfahrung beim ersten besten Spaziergange anstellen.

Den Winter hindurch blieb ich im Süden. Dort lernte ich je länger je mehr den kaiserlichen Brief empfinden, bis ich endlich so weit hergestellt war, als ein Invalide es sein kann, dessen Körper ein immerwährendes Wetterglas ist. Aber es wuchs der

Muth zur Heimreise. Und als der Frühling anbrach, machte ich mich auf den Weg, um meine neue Heimstätte kennen zu lernen und in Empfang zu nehmen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Rückkehr.

Meine Absicht war, so schleunig als möglich nach meiner Heimath zu gehen, das heißt nach Livland, auf das Gut, so die Kaiserin mir verehrt. Aber dießmal konnte ich unmöglich an Königsberg und all dem, was mich an die frühere Zeit erinnerte, vorbei, ohne die mir lieben Menschen und das mir heilige Grab noch einmal, vielleicht zum letzten Mal in meinem Leben, aufzusuchen.

Von meinen Königsberger Bekannten sah ich nur Seine Spectabilität den „Professor Großvater" und meinen Freund, den königlichen Rath Friedeborn. Der gute Professor, der mich einst examinirt hatte, empfing den invaliden Major mit großem Erstaunen, fing aber, ohne nach meinen Schicksalen zu fragen, nachdem er mich gebeten, an seine „grüne Seite" sich zu setzen, sofort mit philosopischen Expectorationen an. Er war kein Religionsfreund, obwohl seine Bibel ebenso wenig wie sein Homer bestäubt war. Aber so ein Professor hält selten viel von der lauteren Milch des Evangeliums. Vielleicht hat er sogar unbewußt das Wahre in seiner Lehre aus Gottes Wort geschöpft. Aber weil er einsieht, daß — wenn er seine Wissenschaft auf's Volk oder auf gewöhnliche Menschenkinder herabstimmen sollte — man nicht anders lehren würde als Christus, der wahrhafte Professor des ganzen menschlichen Geschlechts, so verharrt er bei der Einbildung, sich sein System natürlicher Religion selbst erfunden zu

haben. O ihr guten Philosophen! Ihr reißt bei eurem Jäten Unkraut und Weizen aus, so daß die Erde nackt und bloß da ist, als wär's Wintertag, wenn der Wind allen Schnee weggetrieben. Bei Gott, mich friert in eurer Nähe! — Was wollt ihr denn, ihr hochgelahrten Nichtswisser? Was weiset ihr spottend auf die Winkelzwiespalten in der Kirche? Fasset doch in euren eigenen Busen. Die Demonstrierzeiten — à la Wolf — haben Gott sei gelobt aufgehört. Jetzt observirt man — man geht auf die Jagd, auf Entdeckungen — verschießt dabei auch viel Pulver und Schrot und geht im Cirkel herum. Erst soll die Vernunft Alles sein, dann die Sinne! O über den Wortkram! Ihr lieben Philosophen legt den Menschen Daumenschrauben an und wenn man sich recht umsieht, ist man Tag und Nacht mit euch gefahren und immer in die Runde und auf einem Fleck geblieben — schwindlich obenein! —

Das Alles sagte ich zwar nicht dem Professor Großvater, aber ich dachte es, als er mich vergeblich zur Rückkehr, zur akademischen Laufbahn zu bereden suchte. Ich wies auf meinen Beruf hin, war froh, in der Praxis thätig sein zu dürfen; und er — wünschte mir Gottes Segen.

Mein alter Freund Friedeborn war aus Rand und Band, als er mich in meiner neuen Verfassung sah. Was mußte ich ihm nicht Alles erzählen und er mir! Der Kreisrichter, bei dem ich als Student gewohnt, war gestorben. Die Meisten aus dem Kränzchen, das sich beim königlichen Rath zu versammeln pflegte, waren todt. Da mir der Justizrath davon berichtete, ward er selbst sehr bewegt. Er empfand seine Einsamkeit je länger je mehr. Da er keine Erschütterungen gewohnt war, sondern immer seinen geraden Weg ging, so kostete ihm — wie er mir den folgenden Morgen versicherte — mein unerwarteter Besuch eine schlaflose Nacht. —

Da ich schon den andern Tag wieder reisen wollte, hatte mich Friedeborn gebeten, zuvor doch noch bei ihm zu frühstücken. Es würden einige andere Bekannte von ihm, die ich zum Theil früher gesehen, auch hinkommen, namentlich ein ihm sehr lieber

verabschiedeter preußischer Offizier, der jetzt als Inspector am Königsberger Zollamt angestellt und versorgt sei.

Ich kam hin. Dieser Zöllner und ich sahen uns, prallten zurück und wie aus Einem Munde erscholl es: „Alexander!“ — „Darius!“ — Wer hätte das gedacht! Es war im ersten Augenblick Alles Du und Du, und wir lagen uns in den Armen! Benjamin hier in Amt und Würden! — Ja wahrhaftig er selbst! — Ich muß seine Geschichte — wenn auch per Extrapost — erzählen.

Wir verließen Benjamin in einem schrecklichen Zustande. Mine, welche ihm damals aufgetragen, ihre Reise nach Mitau vorzubereiten, fand ihn selbst reisefertig zur andern Welt und ging von seinem Bette, betrübt bis in den Tod. Ihr Bruder erholte sich zwar allmählich. Indessen konnte er in einem halben Jahre zu keiner Fassung kommen. Die Nachricht von Minens Tode gab ihm einen neuen Stoß. „Ich aß eben“ — erzählte er mir — „Brot in frische Milch eingebrockt, da ich die erste sichere Nachricht von ihrem Tode erfuhr. Und so hungrig ich war, ich konnte den ganzen Tag nicht mehr den Löffel an den Mund bringen.“ — Man gab schon die Hoffnung auf, daß er je ganz zu sich selbst zurückkehren werde. Endlich kam er doch so weit, daß er „wandern“ konnte; und er that das um so lieber, als die guten Meistersleute, deren Töchterlein Christinchen zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen war, ihn gern als Schwiegersohn im Hause behalten hätten, er jedoch nicht gewillt war, mit dieser Weibsperson in das Joch der heiligen Ehe sich zu begeben.

„Auf meiner Wanderschaft“ — sagte er — „hat mich manch harter Sturm erschreckt. O, wie manche rabenschwarze Nacht habe ich erlebt und wie oft bin ich ganze Tage gegangen, ohne einen Hüttenrauch zu entdecken; — an einen Kirchthurm war dort ohnedieß nicht zu denken!“ —

Sein Fuß hatte sich wunderbarer Weise ganz zurecht gezogen und auch seine rechte Hand hatte er durch Uebung gebrauchen lernen. Er kam in eine preußische Stadt, wo er dem Commandeur vorgeführt wurde. Der wollte ihn werben und „pfiff ihm den Offizier so süß vor“, daß mein Darius, nach überwundenem ersten

Schreck, Lust bekam und sich selbst nach vier Wochen zum Freiwilligen meldete. „Unser Dariusspiel“ — sagte er — „hat viel dazu beigetragen. Ich warf den Plunder — Scheere und Nadel 2c. — weg und ward Soldat.“ Wegen seiner Geschicklichkeit im Schreiben wurde er bald Corporal. — „Wie war's denn, wenn es an's Feuer ging?“ — fragte ich ihn. — „Mußte gut sein“ — erwiderte er. „Freilich hatte ich bis auf den Tag, da ich Menschenjäger ward, keine Flinte losgedrückt. Indessen fand sich Alles nach und nach. Beim Soldatenstand, wie du selbst wissen wirst, ist nicht viel Geist nöthig, aber so mancher blauer Dunst, den man machen kann. Und da es mit meinem Bein immer noch schwach aussah, unterrichtete ich die Kinder beim Oberstlieutenant. Du meinst wohl — nein! das konnte doch der Benjamin nicht! — Weißt du, Alexander, so mancher Mensch im Regiment glaubte wirklich, ich hätte studirt! Da habe ich zuweilen gedacht: es ist doch gut, wenn man so zu einer Erbliteratenfamilie gehört.“

Auf ganz besondere Empfehlung seines Obersten ward Benjamin auf Werbung ausgesandt; und da er hier Gelegenheit hatte, sich durch Ordnung und Redlichkeit hervorzuthun, wurde er vom Könige zum Lieutenant avancirt. Nach dem Kriege ward er in Gnaden entlassen und in Königsberg als Zollinspector angestellt. „Hier“ — erzählte er wieder — „ging mir das Glück auf. Ich fand ein Mädchen, das mir wohlwollte. Es ward meine Frau. Wir leben glücklich und zufrieden, außer dem Aergerniß, wie es im Amt immer vorkommt. Aber — so viel kannst du glauben — ich vergebe mir nichts. Ehre verloren, Alles verloren!“

Benjamin ließ nicht nach, mir das Versprechen abzufordern, noch etwas länger in Königsberg zu bleiben und bei ihm das Nachtlager zu nehmen. Zwar wurde er bedenklich, als er hörte, daß ich verabschiedeter Major sei. Aber sein Subordinationsfieber beschwichtigte ich mit ein paar freundlichen Worten.

Ich lernte eine recht artige, gute Frau Lieutenantin oder, wie sie lieber hieß, „Inspectorin“ kennen. Sie hatten schon ein paar Kinder, Sohn und Tochter. Ich erschrak, an der Tochter einen entfernten Zug von Minen zu treffen; und da ich ihm nachspürte,

fand ich ihn auch am Vater. Wir sprachen viel von der Seligen. „Ja, ja!" — sagte die Frau Inspectorin nach eingetretenem Stillschweigen: „so nagt doch immer etwas am Mark des Lebens!" — Die gute Frau! Schade, daß ihr Mitleid etwas mit Affectation versetzt war. Sie las viel Romane, die alle vortrefflich gebunden waren. Daher mochte es kommen, daß sie sich gern in verblümter Rede bewegte. Ja, selbst ein Capriolchen nahm sie sich nicht übel. Mein Benjamin war darin anders; er blieb bei seiner Weise „geradeswegs Einem auf's Dach zu steigen" — während, wie er sagte, seine Frau „immer rund herum gehe und Alles erst zur Schau ausstelle".

Ich freute mich aber, bei ihrem Stillleben zu sehen, daß mein guter Jugendfreund doch glücklich war. Beim Abschiede gab ich dem „Herrn Inspector" noch den Brief der Kaiserin zu lesen, den ich außer dem Justizrath Friedeborn Keinem gezeigt hatte. Da war denn Benjamin ordentlich erschreckt und kam vor Staunen und Verehrung ganz aus dem Du-Geleise. Er bat um Verzeihung, die „Subordination so beleidigt zu haben." Ich lachte ihn aus und hatte wirklich Mühe, ihn in's Du zurückzubringen. Er lief zu seiner Frau, stieg ihr wirklich zu Dach und sagte: „stelle dir vor, unser Gast ist auch geadelt und — ein Gutsbesitzer!" — Das Gesicht, das sie, die Romanheldin, machte, war in der That etwas zur Schau! Gut, daß es beim Schluß war.

Bevor ich abreiste, erfuhr ich noch vom Justizrath, daß die blonde Amalie wirklich mit dem „Krämer" ehelich verbunden und glücklich genug gewesen war, fünf Kinder in vier Jahren mit ihm zu erzielen, ohne daß ich in Erfahrung bringen konnte, ob Zwillinge darunter waren! Junker Gotthard hatte sie bei seiner Durchreise nicht besucht, worüber sie sich beklagt haben soll, obwohl ihr Mann, der Krämer, solches nicht zu bedauern schien.

Schließlich empfahl ich dem Darius und seiner Frau Minens Grab in Linden. Und als sie hörten, daß ich dorthin noch einen Abstecher auf einige Tage machen wollte, versprachen sie, da sie den Pastor Friedeborn schon kannten, mir nachzukommen, um länger mit mir zusammen zu sein. —

In Linden angekommen, wollte ich zuerst — ohne die Menschen zu begrüßen — still das Grab aufsuchen. Allein mein Auge fand es nicht! — Mit innerer Unruhe begab ich mich in's Pastorat. Der gute Pfarrer, obwohl er damals nicht gerade in die „Sünde wider den heiligen Geist" versunken schien, erkannte mich nicht. Kein Wunder! Der Invalid mußte sich ihm vorstellen. Da umarmte und küßte er mich voll Theilnahme und ging fort, Hand in Hand mit mir, zum Grabe: „Da, da" — sagte er, auf zwei Hügel hinweisend, die reich verzieret waren — „da liegt mein Weib neben Minen!"

Er weinte still in sich hinein. Sie war vor einigen Wochen sanft entschlummert, die gute arme lindenkranke Hanna! —

Der Pastor verließ mich, um sich zur Fahrt nach Wiesenthal — so hieß das Gut von Nathanael und Gretchen — fertig zu machen. Denn ich wollte nicht fort, ohne meine und Minens liebe Jugendfreundin noch gesehen zu haben.

Da ich allein an Minens Grab mich auf die Erde warf, begegnete mir etwas, das einen Andern vielleicht zu Tode erschreckt hätte. Ich lag da, in stillem Gebet. Weinen konnte ich nicht. Und siehe da, plötzlich stürzt die Erde unter mir in die Tiefe. Das Grab fiel ein — offenbar in Folge des frischgegrabenen Nachbars oder weil der Sarg nachgelassen und die Erde ihm gefolgt war; „als ob sie mir Platz machte" — dachte ich. — „Ich komme bald" — sagte mein inwendiger Mensch. — „Bald, bald" — wiederholte ich so laut, daß es unheimlich vom Walde wiederhallte und mich tief erschütterte.

Ich setzte mich auf die Bank am Grabe, das halb geöffnet vor mir lag, nahm das Packet von meinem seligen Vater, das immer — auch während des Krieges — in meiner Tasche lag, und riß schnell das letzte Siegel auf. Da stand Folgendes geschrieben:

„Lieber Sohn — du bist ein geborener Edelmann. Einen Buchstaben nur habe ich in meinem Namen geändert. Wirfst du den weg, bist du, was deine Vorfahren seit undenklichen Jahren gewesen. — Mein ältester Bruder, der mich verfolgte, ist Schuld

an diesem Allen. Die Beilage ist die Asche von den Papieren, die im Brande drauf gingen, der sich zutrug, als du krank warst. Gott segne und behüte, da mein Bruder heimgegangen, die Seinen für und für! Auch dich segne er — mit oder ohne den Buchstaben.“ — —

Mehr konnte ich vorerst nicht lesen. Das Blatt entsank meinen Händen. Ich holte den Brief der Kaiserin aus der Tasche und nahm beide Adelsbriefe zusammen und legte sie im Geist auf Minens Grab zu ihren Füßen. Es war mir unbeschreiblich weh um's Herz. Es war mir eine Wohlthat, daß ich es erleichtern konnte in sanften, süßen Thränen. Die Erinnerung an Mine war mir Welt, Leben, Alles! — Dank sei dir, mein lieber seliger Vater, daß du diesen Pomp eines vergilbten Adelsbriefes in Asche verwandeltest und diese zur Beilage gemacht hast. Wahrlich — wir sind Staub und Asche! — —

Der Prediger kam in zierlicher Kleidung wieder, um mich zur Fahrt nach Wiesenthal abzuholen. Ein Besuch bei Nathanael und Gretchen war mir Herzensbedürfniß. Mußte ich nicht ihr und ihrem Manne für die treue Pflege danken, die sie Minens Grabe angedeihen ließen? Die Zeit hatte meinen Schmerz über Minen in Poesie gewandelt, wie sie es immer thut — o, so sanft lyrisch. Auch war ich Gretchen noch die „Heimführung“ schuldig geblieben.

Es war ein gutartiger, allerliebster Frühlingstag. Ich wäre am liebsten stille gewesen, um die Natur zu Wort kommen zu lassen. Aber der Prediger unterhielt mich über sein Werk, das, wie er sagte, nunmehr bereits die zweite Auflage erleben sollte. Er vertraute mir an, daß er „sehnlichst wünsche, einen Sünder wider den heiligen Geist dieser zweiten Ausgabe in Kupfer vorstechen zu lassen.“ — „Sollte nicht eine Silhouette mehr anzurathen sein?“ — erwiderte ich zerstreut, während der Prediger fortfuhr darüber zu deliberiren, ob „es nicht billig sei, daß der Verleger den Titelbogen auch für voll bezahle, wenngleich nur ein Blatt beschrieben sei?“ — „Ist es doch der Titel!“ — meinte der besorgte Autor, dem — wie so manchem Anderen —

gerade dieses Aushängeschild so viel Mühe und Kopfbrechen gekostet.

Endlich waren wir angelangt. Mein Gott, wie sich Gretchen freute! auch Nathanael! Sie küßte mich herzlich, ohne daß der Herr Gemahl eifersüchtig wurde. Als sie von meinen Schicksalen das Nähere gehört, brachte Nathanael, der sich ungemein auf die Politik gelegt hatte, eine Karte und wollte alle Details hören. Der gute Mann war immer mit marschirt, hatte immer mit gekriegt und mit gesiegt. Er wie sein Schwiegervater waren wohlbedächtig russisch gesinnt, obgleich sonst jeder Mensch die Neigung hat, sich der Unterdrückten anzunehmen. Aber hier — ist's Wunder? Es ging ja gegen die Türken!

Gretchen war dagegen so unpolitisch, daß sie recht geflissentlich diesem Blutvergießen auswich. Ein politisches Weib ist wahrlich das Unausstehlichste unter Allem aus der siebenten Bitte. Fast sollten sie das Wort Krieg nicht über ihr Herz zu bringen vermögen. — Gretchen drängte zu einem Spaziergang in den benachbarten Wald. Auf einem freien Platz streckten wir uns hin. Gretchen's fünf Kinder — so viel hatte Nathanael in sieben Jahren aufzuzeigen — krabbelten um mich her. Das Eine brachte mir ein Vergißmeinnicht, das Andere nahm mir den Hut ab, um damit zu spielen. Die beiden kleinsten Mädchen ergötzten sich an den blanken Knöpfen meiner Uniform. Das älteste Kind war eine Tochter und hieß Mine. Wie habe ich dieß liebe Mädchen an mein Herz gedrückt!

Gretchen erzählte mir das Ende ihrer Mutter. Sie starb sehr heiter. Ihr Tod war kein Lindentod. Ihr Auge hatte die Wildheit verloren. Sie hatte noch viel von Minchen und mir gesprochen und mich wiederholt grüßen lassen.

Kaum hatte Gretchen diese für mich so rührende Geschichte vollendet, so marschirte Nathanael schon wieder zum Türkenkriege; und, wollte ich wohl oder übel, ich mußte erzählen. Gretchen protestirte. Wider die Türken sollte wahrlich jedem Christenmenschen ein Wort zu seiner Zeit erlaubt sein. Da ihr Protest

nichts half, ging sie fort und bestellte während des Türkenkrieges ein natürlich schönes Mahl.

Wer Gretchen mit ihren Kindern sah und nicht Lust bekam zu heirathen, mußte kein Gefühl für Unschuld und Glück haben. Sie zeigte mir nach Tisch auf einem Spaziergange ihre neuen Anlagen. Den Acker rohden oder einen Graben ziehen und „der Gegend zu Ader lassen" — wie Gretchen es nannte — überließ sie dem Herrn Gemahl. Nur das Milchdepartement nannte sie das ihr beschiedene Theil und zeigte mir ihr allerliebstes Büdchen, ihren „Thron" — wie sie sagte. Hier ward frische Milch genossen, und die schönste Wiese, die das Gütchen aufzuweisen hatte, lag vor'm Auge. Mich interessirte Alles um so mehr, als ich an meine zukünftige Landwirthschaft dachte. Aber — allein! allein! — Ein schreckliches Wort! —

Den folgenden Tag fuhren wir hinüber nach Siechenau zum Grafen. Ich wünschte, daß Gretchen mitkäme. Allein sie bat mich zu Hause bleiben zu dürfen. Der Geruch des Lebens zum Leben war ihr lieber als der Gedanke des Todes. Ich glaube, weil sie die Folge der mütterlichen Lindenkrankheit selbst fühlte und nicht fühlen wollte. Das liebe Gretchen!

Als wir uns in den Wagen setzten, sah sie uns so traulich beisammen, daß sie doch von selbst mitkam, die gute Grete! So fuhren wir alle viere.

Der Graf freute sich über alle Maßen. Nur ein Sterbender hätte ihn mehr freuen können. Er führte uns in sein Schloß, aber dießmal nur in die Wohnzimmer. Gleichwohl wehte Einem auch hier der Geruch des Todes entgegen. Und mir war es, als ob ich Gretchen unvermerkt in Rücksicht ihres Geruchsinnes beitrat. Der Graf schien es selbst zu merken, daß ich nicht den früheren Antheil an seinen Sterbeanstalten nahm.

„Dießmal" — sagte er sehr fein — „werden Sie nicht in Siechenau krank werden!" —

„Weil ich es schon bin" — erwiderte ich; und wie mich dünkt, war meine Antwort eben so richtig wie seine Frage.

„Ja, ja — Sie haben ein größeres Sterbehaus gesehen, Herr Major, als das meinige!“ —

So waren wir denn wieder im Türkenkriege. Ich überzeugte ihn, daß es auch im Felde viel Gelegenheit zu Observationen gebe und eröffnete ihm dadurch eine neue Aussicht.

Da langten plötzlich Benjamin, der Inspector, und seine Frau an. Sie hatten uns in Wiesenthal gesucht und waren, da sie uns nicht gefunden, weiter gefahren, weil sie von früher her auch den Grafen als einen wohlwollenden Mann kennen gelernt hatten. Er begrüßte sie auf's Freundlichste und wollte mich ihnen vorstellen. Da erzählte ihm Benjamin von unserer alten Bekanntschaft und daß ich jetzt, von Seiten der Kaiserin, so hoher Ehren gewürdigt worden.

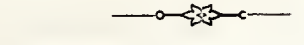
Der Graf gerieth in ein wahres Entzücken über meinen Adel und hätte mich schier vor Freuden umarmt. Wie, Herr Graf, Sie, der „täglich sterben lernt!“ Mein Gott! Wie kann doch Jemand, der täglich zu sterben behauptet, an dergleichen Kleinigkeiten Theil nehmen. Ich mußte jener Grabschrift gedanken: „Hier liegt der lebendig Todte!“ Vorurtheile, gegen die doch jeder Mann, welcher sich vom großen Haufen unterscheidet, ankämpfen sollte, können die auch solch einen Mann so beherrschen! Es ging mir wirklich nahe, den Vorhang vor der Bühne so aufgezogen zu sehen, und ich erinnerte mich an jene „verfluchten Wappen“ in der Todtenkapelle.

Merkwürdig! Nur Gretchen war gegen mich wie vorhin. Auf sie hatte meine Rangerhöhung gar keinen Eindruck gemacht. Der Graf wollte die Lebensläufe aller meiner Ahnen. Du lieber Graf! Ich weiß selbst noch nichts und würde vergeblich versuchen, die Lücken auszufüllen.

„Hier oder dort!“ — waren die letzten Worte, die ich wieder beim Abschiede mit dem Grafen wechselte. Wer hätte damals geglaubt, daß das „Hier“ eintreffen sollte und zwar ein recht eigentliches „Hier“, voll Geruch des Lebens. Wie sich die Luft selbst in Siechenau erfrischt hatte, bloß weil ich Edelmann war! Zwischen „Sein und Schein“ — welch eine Kluft, wie der gute

Drosselpastor mir und seiner Gemeinde eingeschärft hatte! Jetzt Abschied auf ewig, so wie ich ihn auf ewig von dem mir heiligen Grabe in dieser glorreichen Gegend nahm.

Bis nach Königsberg fuhr ich mit Bejamin und seiner Frau, nahm auch von ihnen herzlichen Abschied und fuhr der Grenze, der Heimath zu! — —



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Lorchen.

In Mitau machte ich Halt, da mein Rechtsfreund mir dort entgegen kommen sollte, um wegen meines neuen Besitzes Alles fein zu berichtigen. Auch Junker Gotthard hatte ich dorthin bestellt, da ich aus schon genannten Gründen nicht das Herz hatte, nach Ilsen und Neuhof-Geldern zu reisen.

Mit meinem Rechtsfreund ward das Nöthige bald in's Reine gebracht. Er hatte in meinem Auftrage von deu Gelde, das ich vom reichen Geschenk der Kaiserin erübrigte, ein benachbartes Grundstück zur Arrondirung meines Gutes angekauft, so daß nach den Beschreibungen meines dortigen Geschäftsträgers mich ein nicht unangenehmer Aufenthalt erwartete.

Gotthard fand ich in Mitau nicht. Er hat ein Weib genommen, dachte ich, und kann nicht kommen. Das veranlaßte mich, bevor ich nach Livland übersiedelte, wenigstens einen Abstecher nach Alt-Wesselshöfen zu machen. Etwas Unsagbares trieb mich, die gute Frau von Weesen und Fräulein Lorchen, die Gotthard wohl nächstens heimführen werde, noch ein Mal zu sehen.

Geradezu den Gutsherrn und namentlich einen, der so dem Ceremoniell huldigte wie Herr von Weesen, zu überfallen, schien

mir nicht passend, obwohl ein solcher Ueberfall namentlich bei „Wurstreisen“ und bei den „Krippenrittern“ in Kurland Sitte ist. Ich fühlte auch darin, daß ich — wie mein seliger Vater — in Kurland nicht eigentlich zu Hause gehörte. Ich fuhr also beim Herrn Amtmann in Wesselshöfen vor und erkundigte mich, ob die Gutsherrschaft zu Hause sei. Da erfuhr ich denn, daß „die einzige Baronesse Tochter seiner hochwohlgeborenen Herrschaft morgen priesterlich verlobt werden sollte“.

Ich weiß nicht, warum diese Nachricht mich eigenthümlich berührte. Ich wollte schon umkehren, um dieses Haus nicht in seiner hochzeitlichen Freude zu stören. Der Gedanke aber an meinen früheren Reisegefährten veranlaßte mich doch, zu bleiben. Ha, dachte ich, nun weiß ich gewiß, warum mein guter Gotthard sich nicht in Mitau eingefunden. Ich freute mich herzlich, wenn auch in Gedanken an meine einsame Zukunft nicht ohne Wehmuth, daß Fräulein Lorchen und Junker Gotthard Ein Herz und Eine Seele worden.

Ich ließ mich am Hofe melden. Ein Major sei da, der den Herrn zu sprechen wünsche, hatte ich sagen lassen, ohne meinen Namen zu nennen. Ein Livreebedienter kam zu mir herüber und fragte mit vielen Bücklingen und Entschuldigungen: „ob ich wirklich als Major gestanden, oder nur meinen Abschied als Major erhalten?“ — Nach der Zeit erfuhr ich, daß dieser Umstand, so klein er auch scheinen dürfte, in der Etikette des Herrn von Weesen einen beträchtlichen Unterschied machte.

Der Diener lief mit der Antwort voraus und Herr von Weesen empfing mich, einen Fuß über die letzte Stufe zum Hause gesetzt. Hätte ich es weiter als bis zum Major gebracht, würde er den andern Fuß gefälligst nachgezogen haben.

Man sah dem Vater des Hauses eine gewisse Zufriedenheit an, die nicht von ungefähr entstand, sondern durch eine fröhliche Begebenheit veranlaßt war. Es war nicht seine Gewohnheit, sich ungewöhnlich zu freuen. Aber heute war der frohe Tag, wo schon sein seliger Herr Großvater, ruhmwürdigen Angedenkens, sich mit der seligen Frau Großmutter ehelich verbunden. Der heilige Abend

vor dem Verlobungsfest seiner Tochter war eingetreten; und den brachte mir Herr von Weesen mit seinen weißen Strümpfen und glänzendem Gala-Anzug so sichtbarlich als Brautvater entgegen, daß ich mich unwillkürlich an eine seiner Aeußerungen in Neuhof-Geldern erinnern mußte. „Beim weißen Strumpf“ — hatte er dort wohlweislich bemerkt — „ist der Fuß dicker, beim schwarzen schrumpft er vor Ihren sichtlichen Augen ein.“

Daß mich Herr von Weesen, da er mir also entgegenkam, nicht erkannte, konnte ich ihm wahrlich nicht übel nehmen. Von einem Manne, der nie in der Gegenwart lebt, sondern stets hin- und zurückdenkt, wie kann man von dem erwarten, daß er den invalid gewordenen Retter seiner Tochter, dem er bei der Abreise mit steifem Arm zu umarmen die Ehre erwies, jetzt nach mehr als zehnjähriger Trennung kennen sollte. Ich fand den Mann in Allem wieder, das griesgrämige Leichenbittergesicht nicht ausgenommen, auf das ich mich sehr lebhaft besann und das jetzt nur dem feierlichen Augenblick zu Ehren in den Hintergrund getreten war.

Nach einigen ausgewechselten Complimenten sagte ich, ohne meinen Namen zu nennen, daß ich gekommen sei, zur morgenden Tagesfreude meine herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Da sah ich diese „Tagesfreude“ des Herrn von Weesen sich lichterloh vermehren. Ich konnte mich nicht länger halten, obwohl es in seinen Augen vielleicht indiscret war, nach dem Bräutigam des Fräulein Tochter zu fragen.

„Wissen Sie ihn denn schon hier?“ — fragte erstaunt der Brautvater.

„Ich sollte denken“ — antwortete ich — „da morgen“ —

„Ah, mein lieber — Herr Major, da kennen Sie unsere Kurländer nicht, wie ich sehe. Die Herren wissen von keinem heiligen Abend! — Hochzeit — Brautnacht ist da die Losung!“ —

In dieser Beschreibung verkannte ich meinen guten Gotthard so wenig, daß ich ihn vielmehr augendeutlich vor mir sah, obgleich er noch nicht da war. —

Wir waren in's Haus getreten. Ich kann nicht sagen, daß

ich eine Neigung empfand, die Braut zu sehen. Welch eine Mannesperson, die selbst allein steht, sieht eine Braut gern? — Ich sprach meine Freude aus über das wohnliche schöne Haus. Das machte dem Herrn von Weesen entschieden Freude. Aus dem wohldecorirten Prunkzimmer führte er mich in ein anderes, um mir die „allerliebste Aussicht“ zu zeigen.

Da traten Mutter und Tochter ein. Man sah es ihnen an, daß sie uns hier nicht vermutheten. Sie begrüßten mich, die Mutter mit einem warmen Händedruck, die Tochter aber mit einer etwas schüchternen Verbeugung. Das frühere Lorchen hätte ich am dritten Ort in ihr kaum wieder erkannt. In lichtem, weißem Gewande mit blasser Gesichtsfarbe und großen dunklen Augen unter schattenden Wimpern sah sie beinah wie ein Leibniz'sches Körperchen aus. Sie erkannte mich auf den ersten Blick. Wir sahen uns einander an und — die Fassung schien uns beide im Stich zu lassen. Obgleich die Andern zugegen waren, kam es mir doch so vor, als wären wir unter vier Augen. Nach den ersten Fragen, im Augenblick des Grußes verloren wir den Faden. Ich fand ihn zwar wieder in der nächsten Secunde, aber — Lorchen schien sich nicht recht finden zu können.

„Was fehlt denn der Braut?“ — fragte der Vater und setzte lächelnd hinzu: „etwa der Bräutigam?“ — Lorchen wandte sich ab, um ihr Gesicht nicht zu zeigen. Und die Mutter antwortete auf die Frage ihres Mannes: „Mein Gott, Weesen, kennst du denn nicht deinen Gast, Tinchen's Retter?“ — Ehe ich mich noch von meiner Verwunderung über diese Namensänderung erholen konnte, stürzte Weesen auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte: „Herr Major! Bitte tausendmal um Vergebung! O des frohen Tages! Sind Sie denn wirklich — Major? Wirklich?“ —

Auch dießmal fand ich, daß die als Höflichkeit gemeinte Frage an Grobheit streifte. Ich bejahte sie aber höflichst und wandte mich an die Mutter. Frau von Weesen fand, daß ich mich in der That sehr verändert hätte, worauf ich der Wahrheit gemäß erwiderte, daß ich sie fast unverändert wiederfände. Darauf reichte ich der Tochter meine Hand, der sie fast nachlässig die ihrige ent-

gegenreichte, und sprach ihr zum heutigen heiligen Abend und morgenden Verlobungstage meinen Glückwunsch aus. Da bemerkte ich, daß Mutter und Tochter einen geheimen Kummer hatten, der tiefer liegen mußte. Denn die Mutter brachte sofort das Gespräch auf andere Dinge. Und die Tochter schien so außer sich, daß ihr Auge feucht wurde und sie rasch das Zimmer verließ. Ich ward an unsere jugendliche Rettungsscene erinnert. O wie gern hätte ich das arme Mädchen wieder aus dem gegenwärtigen Wasser der Anfechtung gezogen, wenn es in meinen Kräften gewesen wäre. Der Junker Gotthard muß also nicht der rechte sein, dachte ich, und wollte fortan von der ganzen Angelegenheit schweigen.

Nachdem sich die Mutter nach meinen Schicksalen erkundigt und ich ihr kurz Rede und Antwort gestanden, fragte sie mich: „Nicht wahr — Sie hätten unsere Tochter nicht gekannt, Herr Major, wenn sie nicht mit mir gekommen wäre?“ — „Nein, gnädige Frau“ — erwiderte ich sehr aufrichtig. — „Und woran würde es gelegen haben“ — fuhr sie fort — „an Bild oder Rahmen?“ — „An beiden, gnädige Frau“ — sagte ich. Nachdem die Mutter noch bemerkt, daß die Tochter leider nicht ganz wohl sei, entfernte sie sich um nach „Tinchen“ zu sehen.

Ich wandte mich an Herrn von Weesen, der noch immer von dem wiederholten Bitten um Vergebung kaum Luft schöpfen konnte, und fragte ihn — warum ihre Tochter den Namen gewechselt habe? Er wurde etwas verlegen und sagte mir: sie heiße eigentlich Leonore Albertine. Da aber in der Nachbarschaft ein gewisses Lorchen sich Manches hatte zu Schulden kommen lassen, das auf diesen Namen einen Fleck zu werfen schien, so hatte der Vater verlangt, daß die Tochter von nun ab Tinchen genannt würde. Für mich blieb sie Lorchen, das kleine liebliche Lorchen, das ich einst in seliger Zeit aus dem Wasser gezogen.

Frau von Weesen war wiedergekommen und forderte mich zu einem Spaziergang in den schönen parkartigen Garten auf. Der höfliche Wirth ging mit einer Entschuldigung und mit der an mich gerichteten Bitte, doch länger zu bleiben, auf sein Zimmer. Die Mutter führte das Gespräch wieder auf Lorchen und entdeckte

mir vertrauensvoll, daß schon von lange her etwas an ihrem Herzen zu nagen scheine. „An ihrem Gewissen nicht" — fügte sie hinzu — „wahrlich nicht. Sie ist so kindlich und harmlos, als wie sie in's Wasser fiel und Ihnen den Abschiedskuß gab. Ja, lieber Major — Tinchen" —

„Warum nicht Lorchen — gnädige Frau?"

„Nun gut — Lorchen" — fuhr sie fort — „konnte anfänglich nicht aufhören, Ihr Lob zu verkündigen. Und die Geschichte mit Mine — die hat sie mit viel, viel Theilnahme verfolgt. Wie viel Ehre haben Sie damit eingelegt! — Aber, ich weiß nicht, seit einiger Zeit hat Lorchen, wie es scheint, Sie und Alles vergessen, mich dünkt auch sich selbst. Sie ist so ungewöhnlich still — träumerisch — tief — was weiß ich! während sie sonst so fröhlich, ja in ihren Bemerkungen und hingeworfenen Reden nadelspitz sein konnte."

„Es ist vielleicht" — wagte ich zu bemerken — „der Gedanke an die Mutter, die sie jetzt verlassen soll" —

„Nein — das glaube ich nicht" — unterbrach mich die Mutter. „Wir bleiben uns ja nah und ich kann sie im Auge behalten. Und ich weiß es — sie kann es mit so manchem Lebensvorfall aufnehmen! Nein, ihre Entfernung ist es nicht; — aber" — setzte sie mit einem Seufzer hinzu — „vielleicht die Art des Bräutigams" —

„Der Bräutigam ist zwar ein wenig rauh, aber bieder und gut" — sagte ich, um für meinen Freund Gotthard eine Lanze zu brechen.

„Wie? Sie kennen ihn?" —

„Gewiß, gnädige Frau, gewiß! Und solch ein Mann ist jedenfalls behaglicher als Einer, der vorher kriecht und nachher sein Weib kaum ansieht — wie das hier zu Lande öfters vorkommt."

„Ach — Gott gebe es, daß Sie Recht haben!" sagte die besorgte Mutter, die kaum mit der Wahl zufrieden und sich mehr den Wünschen des Herrn Gemahls gefügt zu haben schien. — „Lorchen hat — wie soll ich's Ihnen sagen — deuten Sie mir's

nicht falsch, daß ich so offen und vertrauensvoll darüber zu Ihnen rede. Sind Sie doch durch Gottes Fügung ihr Lebensretter gewesen! — Lorchen hat ein so — zartbesaitetes Herz“ —

„Gnädige Frau, ich kenne es“ —

„Doch kaum in aller seiner Feinheit. Man weiß ja, wie junge Leute hier zu Lande sind. Allein er hätte wenigstens bedenken sollen, was Lorchen — zu ertragen vermag — und — und was ihr zu schwer ist.“

Die gute Mutter war den Thränen nahe. Da kam der Herr von Weesen, voll Unruhe, die man ihm an jedem Zuge des Gesichts ansah. Er merkte, wovon wir gesprochen. Er sprach seine Besorgniß aus, daß der Bräutigam immer noch nicht käme. Auch er schien gegen ihn so manche Bedenken zu haben, aber äußerte doch seine Meinung dahin, daß „Güte des Herzens und Biedersinn über eine gewisse Zärtlichkeit gingen, woran in Kurland bloß darum so viel Mißwachs wäre, weil die Höflichkeit nicht betrieben würde, die zu allen Dingen nütze sei“.

Ich erfuhr nun von den Eltern, daß ihr Sohn Peter, der Bruder Lorchen's, dem Bräutigam entgegengefahren sei, um ihn abzuholen. Da sie immer noch nicht erschienen, gingen wir ohne sie zu Tische.

Lorchen war wieder da und auffallend heiter. Vater und Mutter schienen ausnehmend mit ihr zufrieden. Sie saß neben mir und unterhielt sich auf's Lebhafteste über die alten Jugenderinnerungen. Sie erinnerte sich an die geringste Kleinigkeit, die zu der Zeit, da ich nach Königsberg ging, vorgefallen war. Herr von Weesen, dem unsere Unterhaltung vielleicht zu lebhaft erschien, hatte Mühe, durch Querfragen uns von einander zu bringen. Und wenn wir anstanden, mündlich zu sprechen, waren unsere Augen in einer immerwährenden Unterhaltung. Ich rettete wiederum Lorchen und sie dankte mir. Lorchen — richtete wieder Salat an und ich nahm mir die Erlaubniß, sie an das Examen zu erinnern, das sie in Neuhof-Geldern überstand. Ja — mir kam es vor, daß des strengsten Augenmaßes und Händegewichts unerachtet, das die Mutter damals an ihr gerühmt, diesesmal die Salat-

ingredienzien nicht nach richtigem Maß und Gewicht gemischt wurden. Es war offenbar zu viel Salz — zu wenig Essig! — „Wer solch ein Wesen nicht auf Händen trägt, verdient keine Hand zu haben" — seufzte ich in mich hinein und dachte an Junker Gotthard, der zwei Hände hat und nicht Invalid ist.

Es wurde noch viel vom Türkenkrieg gesprochen. Ich mußte erzählen und Lorchen, das fühlte ich an ihrem Auge, nahm mir die Worte vom Munde. Wir standen von der Tafel auf. Ich sprach allein mit Lorchen. Sie interessirte sich so lebhaft für Alles, was ich durchgemacht. Die Theilnahme, die ich für Mitleid gemischt mit Dankbarkeit nahm, that mir unsäglich wohl. Weder sie noch ich gedachten des morgenden Verlobungstages. Wie kam das? — Um Alles hätte ich sie nicht daran erinnern können. —

Abends hatte Herr von Weesen die Gewohnheit, mit seinen Leuten eine Betstunde zu halten. Es war, wie er's nannte, ein „schuldiger Gottesdienst." Es gehörte zur Hausordnung und zum Ceremoniell. Die Hausfrau sprach zu mir von dieser „Gewohnheit" mit einer so herzlichen Art, daß ich diese Abendstunde um Vieles nicht verlieren wollte, obwohl Herr von Weesen fast geflissentlich es darauf anlegte, mich hinaus zu complimentiren. „Warum wollen Sie sich incommandiren?" — fing er an, als ob das Gebet eine Beschwerde wäre. — Ich ließ nicht nach und fand allerdings, daß Herr von Weesen durch's Gebet auch mit dem lieben Gott complimentirte und offenbar bewies, daß er das Gespräch nicht angehört, welches zwischen meinem Vater und dem alten Geldern bei unserer Ankunft in Neuhof im Hause des letzteren vorfiel.

Wir gingen in das Betzimmer, wo auch, wenn das Wetter zu schlecht war, um in die Kirche zu fahren, eine Predigt gelesen ward. Und Lorchen nahm mit einer Unschuld, die über Alles ging, ein in schwarz Korduan gebundenes Buch und las ein Gebet mit so schlichter Herzlichkeit, daß es mir durch die Seele ging. Sie erschien mir als das Ideal einer erhörten Beterin. Ich erinnere mich noch des Schlußwortes in diesem Gebet: „Herr Gott,

— lehre uns zufrieden sein mit dem, was du uns sendest in dieser Welt. Laß uns nie vergessen, daß es an uns liegt, wenn sie nicht — sehr gut ist. Und in allem Schmerz und Kreuz lehre uns sprechen: dein Wille geschehe!"

Bei diesen Worten brach sich ein Thränlein Bahn, das Lorchen so lange zurückgehalten. Man hörte es an ihrer Stimme. Sehen konnte es Keiner; — so weit ließ sie es nicht kommen.

„Dein Wille geschehe!" — Hundertmal möchte ich diese Worte hersetzen. Vielleicht träfe Eine meiner Leserinnen den Ton, mit welchem Lorchen sie sprach.

Ich fühlte es, sie ging mit schwerem, schwerem Herzen an ihr Geschick. Wir schieden den Abend sehr still von einander.

Ich konnte die Nacht kein Auge schließen. War es Wunder? — Lorchen, wie ihre Mutter des anderen Tages versicherte, hatte eine noch ärgere Nacht gehabt. Die Nacht vor der Verlobung — dachte ich in Erinnerung an die Erzählung meiner seligen Mutter — ist sie nicht in so manchen Fällen eine „arme Sündernacht?"

In welcher Nacht ich lag so hart
Mit Finsterniß umfangen.

Ich weiß nicht was mir war. Schlafen konnte ich nicht, gewacht habe ich auch nicht.

Der Verlobungstag erschien, und die hell aufgehende Sonne durchleuchtete den Morgen. Das macht, bei trüber Herzensstimmung, uns oft noch schwermüthiger. Ich sah zeitig aus meinem Fenster, das ich öffnete. Wahrlich — ich betete, so voll war ich; — bei aufgestoßenem Fenster natürlich! Der Garten in Alt-Weesen war sehr anders als in Neuhof-Geldern, wo ich mit meinem seligen Vater am Fenster stand. Alles war hier geschnörkelt und beschnitten; lauter gerade, grün umränderte Wege. Aber im Hintergrund schien das Revier der Frau von Weesen zu beginnen, ohne Zäune, freiere Parkanlagen mit hübschem Teich.

Da — plötzlich! Was sehe ich? Ist sie es? — Ja, sie ist es. Ich sah durch mein Fenster Lorchen an diesem Teich herumgehen und immer in's Wasser schauen. Sollte sie wirklich — dachte ich

— am Morgen des Tages, da ihr Herr Aeltervater mit der Frau Aeltermutter sich ehelich verbunden, und auch sie nunmehr Gottharden auf ewig die Hand zu geben in dem Herrn entschlossen ist — sollte sie da das Andenken jenes Falls und der Lebensrettung feierlich begehen? — Und gleich unterdrückte ich diesen stolzen Gedanken. Aber mein Auge verfolgte sie doch. Wir thaten, als sähen wir uns beide nicht; und doch sahen wir uns beide und wünschten es, daß wir uns sähen.

Sie verschwand! — —

An diesem Vormittage war eine feierliche Stille im ganzen Hause — mehr als ein Pianissimo. Das Frühstück ward Jedem auf sein Zimmer gebracht, und es kann etwa zehn Uhr gewesen sein, da Herr von Weesen in vollem Staat, mit dickem Fuß wegen der frisch angelegten weißseidenen Strümpfe paradirend, mir die Visite gab, nachdem er schon des Morgens früh durch den Diener sich nach meinem Wohlsein hatte erkundigen lassen. — Nach einer halben Stunde erwiderte ich dieselbe. Und nun war bis zum Verlobungsmittag Alles nach Ortsgebrauch berichtigt.

Herr von Weesen gab mir zu verstehen, ob ich nicht Lust und Liebe hätte, das feierlichst hergerichtete Verlobungszimmer zu sehen. — Ich hatte nicht Lust und Liebe, aber ich mußte folgen und fand ein Zimmer, wo ein Sopha stand, karmoisinroth beschlagen, darüber Großvater und Großmutter in Oel, so unaufgeräumt gemalt, daß es mir vorkam, als wäre dieß gute alte Paar unwillig, daß man sie aus dem Schlafe störe.

Ich ging durch die zwei geöffneten Flügelthüren in die anderen Zimmer. Dort herrschte eine solche allerliebste Uebereinkunft, daß es schien, als freuten sich die Zimmer, daß sie einander sähen. Ueberall fand ich die Hand der lieben, lieben Frau von Weesen. Aber weder sie noch die Tochter waren zu sehen. Alles war bereitet und Niemand fehlte als der Bräutigam, freilich bei der Verlobung ein wichtiges Stück.

Da rasselte endlich ein Wagen — mit vier schnaubenden Rossen davor. Alles, was nur von Domestiken laufen konnte, lief auf den Posten. Herr von Weesen war nicht Willens, seines

Schwiegersohns halber die letzte Stufe der Treppe zu beschreiten. Er wollte den Ankömmling oben erwarten. Denn erstens war er der Schwiegersohn. Sodann verstand er nicht, was heiliger Abend war. Und schließlich hatte er selbst an seinem Ehrentage viel zu lange auf sich warten lassen.

„Wo sind die Damen? — wo sind sie?“ — hörte ich den Herrn von Weesen schreien. Da kam ein Mädchen gelaufen und meldete: Fräulein Tinchen wäre wie todt! Eben sei sie in ihrem Zimmer hingefallen, da der Wagen in den Hof einfuhr.

Ich erschrak über diese Nachricht ärger als einst Lieschen über jenen Flintenschuß am Ufer des Teiches, wo Lorchen als Kind hineingefallen war. — „Todt“ — schrie der alte Weesen — „todt? Was hilft dann der Bräutigam, wenn die Braut fehlt?“ — Er lief zu seiner Tochter, mit welcher er die Mutter beschäftigt fand, um sie in's Leben zurückzurufen. Bald kehrte er zurück mit der Nachricht, daß sie sich nicht erholen könne. „Soll denn aus dem Tag der Freude ein Tag des Trauerns werden?“ — jammerte er.

Alles lief durcheinander. Die Mutter hörte ich rufen: „Meine Tochter, meine Tochter!“ — so kläglich, wie damals Lieschen's „Rett', rett'!“ und „Hier, hier!“ mir entgegenschallte. Wird Gotthard, der eben gekommen, es nicht ebenso machen, dachte ich, wie damals, und eher die Flinte abzuschießen bereit sein, als seiner Kranken die Hand reichen?

In diesem Mischmasch, mitten in dieser Verwirrung fuhr der Wagen vor und es stieg aus — nicht der Bräutigam, sondern bloß der Junker Peter, Lorchens Bruder. Er ging etwas verlegen auf den Vater zu, der ihn schon mit Vorwürfen überhäufen und über die kurische Denkart des Herrn Bräutigams sich sonder Glimpf auslassen wollte, als Junker Peter erwiderte: „Verzeih, Vater, der Herr von Koberstein ist verhindert zu kommen und läßt sich für heute entschuldigen.“

Koberstein? — Wer war denn das? Ich traute meinen Ohren nicht und wagte doch nicht sofort zu fragen. Also Junker Gotthard war nicht Lorchen's Bräutigam? Wie doch Alles in

der Welt durch Mißverständnisse geschlängelt wird. Warum war es denn Junker Gotthard nicht, da er doch von Jugend auf dafür bestimmt war, und Herr von Weesen seine warme Schwiegervaterempfindung so handgreiflich bei unserer damaligen Abreise nach Königsberg zu Tage treten ließ?

Ich leugne nicht, mir fiel ein Stein vom Herzen, da ich mein Mißverständniß erkannte. Aber es drohte ein anderer darauf gewälzt zu werden. Wer ist denn dieser neue Bräutigam? Und warum ist's Junker Gotthard nicht? Ich will versuchen beide Antworten unter Einen Hut zu bringen und erzählen, was ich nach der Zeit selbst erfuhr, theils durch Frau von Weesen, theils durch Junker Gotthard selbst.

Es hatte mein alter Freund und Reisegefährte in Göttingen und Königsberg wenig Aufmunterung zur heiligen Ehe gefunden. Was ihm den Rest gab, mag wohl die Art gewesen sein, wie Lorchen ihm bei seiner ersten Aufwartung in Alt-Weesen begegnete. Der Vater hatte ihn mit offenen Armen empfangen. Die Mutter reichte ihm die Hand. Lorchen benahm sich dabei so, als wenn sie nur zum Zusehen da wäre. Von Liebe, das fühlte wohl der ehrliche Gotthard, keine Spur! Jede Liebe hat einen Götzen, den sie anbetet. Idol oder Ideal ist hier nicht weit von einander.

Junker Gotthard empfand, daß er gekommen, gesehen und — nicht gesiegt hatte und ging gerechtfertigt in sein Haus. Er sah ein, daß hier keine Aussicht für ihn wäre, wenn er mit gutem Gewissen verfahren wollte; und es kostete ihm wenig Mühe „umzusatteln“ — um aus seiner Sprache ein Wort anzubringen.

Lorchen und Gotthard fanden bei dieser Scheidung vollkommen ihre Rechnung. Aber der alte Weesen war in heller Verzweiflung, und Frau von Weesen war auch nicht sonderlich davon erbaut, was jedoch Gotthard's mindester Kummer war.

Fast hätte man glauben sollen, Lorchen und Gotthard hätten sich aus bloßer Liebe verlassen. So wenigstens schien es, da sie einander los waren. Lorchen legte ein Jahr nach dem andern zurück, und — was noch mehr ist — sie war dermaßen in sich gekehrt, daß die Eltern ihrethalben fürchteten. Sie mochte ihr

Idol oder Ideal im Herzen getragen haben. Aber welches? und wie lange? Von mir hatte sie zuletzt durch Junker Gotthard gehört, der ihr das Einzelnste aus der Zeit unseres Zusammenlebens berichten mußte. Seitdem war ich für sie verschollen, und nur gerüchtweise hatte sie von meinem Zuge gegen die Türken gehört.

In dieser Lage war Lorchen von einem reichen Junker der Umgegend gesehen worden, von jenem Herrn von Koberstein, einem Manne, der nie aus dem Lande gekommen, als Majoratsherr sehr selbstbewußt war und hart in den alten Herrn von Weesen drang, ihm seine Tochter zu übergeben. — Auge auf, Beutel auf! — dachte Herr von Weesen und widerstand nicht lange. Er hatte vom Anfang ihrer Bekanntschaft an fast gröblich sich für diese Heirath interessirt. Das große Vermögen des reichen Junkers zog er in eine der Sache gemäße Erwägung. Lorchen's Freier hatte schon längst eine Art Freundschaft mit Lorchen's Bruder angeknüpft, unterstützte diesen in allerlei wilden Vergnügungen und erwartete dafür mit Recht, daß der Bruder Alles thun werde, bei seiner Schwester den werbenden Freund in das günstigste Licht zu stellen.

Dazu kam, daß Koberstein eine wohl aussehende männliche Erscheinung war, etwas wild und ungeberdig und galanten Abenteuern sehr ergeben; aber in der Gesellschaft suchte er den Anstand zu wahren, und in kurischen Raufereien benahm er sich mit einer gewissen ritterlichen Vornehmheit. Freilich waren Geiz und Verschwendung eigenthümlich in ihm gepaart. Geld war des Junkers von Koberstein Losung. Aber auch in dieser Hinsicht war Alles in ihm widerspruchsvoll. Er liebte und haßte auf eine so brüske Art, daß freilich bei der Verbindung mit dem zarten Lorchen keine sehr glückliche Ehe abzusehen war.

Obwohl ich's nicht begreife, wie es zuging — denn mir sind solche Misch-Charaktere höchst ekelhaft — Lorchen's Mutter glaubte, nachdem die Sache Jahr und Tag gedauert und der Vater immer mehr gedrängt hatte, nachgeben zu müssen und war nicht wider diese Heirath, wenn ihr auch die eigentliche Freudigkeit abging.

Lorchen ward allmählich durch das ewige Zureden eingeschläfert, im Schlafe wieder aufgesprengt, und da — hatte sie den Kopf nach vorn genickt, wie alle guten Leute, wenn sie schlafen, den Kopf nach vorn zu neigen pflegen. Dieß Nicken hieß beim Vater, dem Herrn von Weesen, um so mehr Ja, als nach seinen Regeln der Höflichkeit er keinem jungen Mädchen ein deutliches Ja auszusprechen gestattete. Die gute Mutter empfand um so mehr, daß Kopfnicken und deutlich Jasagen verschieden wären. Sie hatte noch kurz vor dem bestimmten feierlichen Verlobungstage eine Unterredung mit der Tochter, die nicht sehr verheißungsvoll klang. Frau von Weesen war trotz ihres feinen Gemüthes in diesem Punkt, wie es schien, nicht frei von jener allverbreiteten Eva-Natur schwacher Mütter.

Auch der Junker Peter, Lorchen's Bruder, hatte bei dieser Einschüchterungs- und Einschläferungsmethode in seiner Art mitgewirkt. Dieser junge Mann war vom Vater auf eine so höfliche Art erzogen worden, daß nichts darüber ging. Von jener Hauptregel der Erziehung: wen ich lieb habe, den züchtige ich — hatte er wenig oder gar nichts erfahren. Vor dem Vater brachte er es zu einer gewissen Heuchelei der Höflichkeit. Sobald er in's Freie kam, ward er ungezogen kurisch in jeder Hinsicht. Schon als Knabe, wenn er mit der zartbesaiteten Schwester spielen sollte, trat seine innere Rohheit zu Tage. Während sie kaum eine Mücke verscheuchen konnte, wenn diese ihr Blut entzog, war es Peter's Hauptleidenschaft nicht bloß Mücken todtzuschlagen, sondern sie und andere Thiere nach Herzenslust zu quälen. Gleichwohl glaubte der Herr Vater einen wohleingeschlagenen Sohn in Junker Petern vorzeigen zu können und hatte nie etwas dagegen, wenn es dem jungen Herrn einfiel, seinen Vergnügungen Thür und Thor zu öffnen. Die Mutter, die kein doppeltes Gesicht ausstehen konnte, weil sie das Gesicht für ein Patent des Herzens, des Gemüthes ansah, hörte nicht auf, einzulenken und dem Unwesen zu steuern. Allein, da war der Herr Sohn, so wie es die Zeit mitbrachte, oft höflich, wie gegen seinen Vater, oft rauh und kurisch, wie mit seinen Genossen.

Dieser Mückenheld war, wie gesagt, mit dem Herrn von Koberstein seit längerer Zeit vertraut. Sie hatten nicht bloß die gleichen gemeinen Vergnügungen, sondern Peter ließ sich von seinem zukünftigen Schwager viel, viel Geld zahlen, um es in seiner Art zu verschleudern und zu Hause für ihn zu wirken. Seine Zudringlichkeit brachte die ganze Sache fast zum Scheitern. Bei Gemüthern, die selbst zu wissen glauben, was zu thun ist, ist alle Zudringlichkeit unausstehlich, sie kleide sich schwarz oder weiß.

Lorchen war offenbar die ganze Zeit vor dem Verlobungstage in sich zwiespältig und der Verzweiflung nahe gewesen. Meine Ankunft war ihr etwas so Wunderbares, daß sie völlig aus dem Zusammenhang kam. Wer glaubt nicht Wunder, wenn er liebt? Und wo geschehen in diesen wundergeizigen Zeiten anders Wunder als in der Liebe? Der eine Tag, da wir uns gesehen und gesprochen, reichte hin, die Unmöglichkeit jener Verbindung ihr sonnenklar vor die Seele zu stellen.

Auch Koberstein hatte seinerseits Anlaß genommen, sich über Lorchen's Benehmen zu ärgern. Er hatte die Frechheit gehabt, indem er seiner Braut ein Geschenk darbringen wollte, auf eine recht kurische Art baares Geld ihr anzubieten, damit sie selbst — wie er sagte — nach ihrem „weltberühmten" Geschmack davon Gebrauch mache. „Wer kann das so, wie Sie!" — hatte der galante Herr hinzugesetzt. „Weltberühmt?" — hatte Lorchen erwidert und, indem sie mit einem verächtlichen Lächeln ihm den rothen Netzbeutel zurückgab, hinzugefügt: „Wir sind beide nicht über Kurland hinausgekommen. Jedenfalls scheint Ihr Horizont nicht weiter zu reichen!" — Sie sagte das mit einem Tone, den selbst Herr von Koberstein verstand. Es muß eine sehr deutliche Art gewesen sein — etwas von der nadelspitzen Weise, die ihr in Momenten der Erregung eigen war.

Wir wissen schon, daß Lorchen, als die Bräutigamspferde ansprengten, in Ohnmacht fiel. Warum? braucht wohl nicht gesagt zu werden. Denselben Morgen war sie, wie wir Alle wissen, gesund und heil an's Wasser gegangen. Jene Bräutigamspferde brachten nur den Junker Peter, bepackt mit Entschuldigungen.

Er schien nicht undeutlich zu verstehen zu geben, daß der Ton Lorchen's bei jenem Präsent viel zu diesem Ausbleiben des Bräutigams beigetragen.

Den andern Morgen kam ein Brief von Herrn von Koberstein, worin er alle Unterhandlungen einfach abbrach und vom Vater unseres Mückenhelden die Summe von drei Tausend Thaler Albertus verlangte, welche sein Sohn ihm schuldig sei. Das stieß dem Faß den Boden aus. In seiner ersten Hitze — sonst hätte er es gewiß nicht gethan — gab Herr von Weesen der Alte mir diesen Brief zu lesen. Ich gerieth über Koberstein's Frechheit in Empörung. Das that dem alten, verletzten Schwiegervater wohl, trotz seiner Neigung zur Höflichkeit.

Er bat mich länger zu bleiben, da er in Erfahrung gebracht, wie Lorchen sich, nachdem sie gehört, daß der „Bräutigam" nicht gekommen und wahrscheinlich gar nicht mehr erscheinen werde, sofort erholt hatte.

Ich blieb und verbrachte noch vier schöne Tage in Alt-Weesen. Der Mückentödter benahm sich ziemlich fremd gegen mich, und ich bezahlte ihm mit gleicher Münze. Mutter und Tochter kamen mir mit zarter Freundlichkeit entgegen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Werbung.

Noch an demselben verhängnißvollen Tage versammelte sich die Familie zu einem etwas späten Mittagsmahl. Nur mußten zwei Schüsseln nach Anordnung des Herrn von Weesen ungegessen abgetragen werden, weil — wie er sagte — sie von uran Verlobungsgerichte wären. Die eine war, dünkt mich, sogenannte „Kälbermilch". Die Damen schienen so zufrieden und wohlgelaunt,

daß selbst von „Tinchen's“ Erkrankung nicht viel gesprochen wurde. — „Ein Fall in's Wasser!“ sagte sie, da ich mich darnach erkundigte; „wenn man wieder auf dem Trocknen ist, was ist's mehr?“ — So schien mir das liebe Kind auch wirklich — frisch wie nach einem kalten Bade. Und die Mutter? Auch sie brauchte so wenig wie damals Lieschen meinen Hut voll Wasser zur Erfrischung. Die sichtliche Zufriedenheit ihrer so liebenswürdigen Tochter hatte sie hinreichend getröstet, während der Vater unsicher tastend seine innere Bitterkeit so gut es ging zu verbeißen suchte.

Ich erkundigte mich bei Lorchen, ob Lieschen, ihre frühere Wärterin, noch im Hause sei?

„Nicht gerade in unserm Dienst“ — antwortete sie — „aber sie lebt auf unserem Hofe als das getreue Weib unseres Amtmanns. Sie ist noch jetzt in vielen Dingen meine Vertraute, und ich ziehe sie gern zu Rathe in mancherlei praktischen Lebensfragen.“ — Da ich mich ihrer so lebhaft erinnerte, ward die Frau Amtmännin herbeigeholt.

Frau Lieschen kam und freute sich so, mich zu sehen, daß nichts darüber ging. Wir sprachen längere Zeit im Vorzimmer allein mit einander. Sie fand, daß ich „recht alt geworden“ und daß ich „mit Einem Arm jetzt schwerlich ein Fräulein Lorchen mehr aus dem Wasser holen würde. Ein Fräulein Tinchen noch weniger“ — setzte sie schmunzelnd mit einem theilnehmenden Blick auf meinen invaliden Zustand hinzu. Frau von Weesen und ihre Tochter, die herbeigekommen waren und den letzten Ausspruch gehört hatten, fanden der Keines und schienen durchaus anderer Meinung.

Die Frau Amtmännin besuchte mich nachher öfters auf meinem Zimmer, wenn ich allein war; und unser einziger Text war „Tinchen“ — das liebe, zarte Kind, das sich zusehends in diesen Tagen erholte und wie eine blaßrothe Rose erblühte.

In den vier schönen Tagen wagte ich es noch nicht, mich ihr gegenüber zu erklären. Ich wollte den wunden Fleck nicht berühren und war mir selbst über mich nicht klar. Der Gedanke an

Mine legte sich wie eine Wolke dazwischen. Da ich Abschied nahm, um auf meinem Gute in Livland einige unaufschiebbare Besorgungen zu machen, fragte mich Lorchen in einem Tone, der mir durch die Seele ging und fast alle meine Absichten in Betreff meiner Zurückhaltung zerstört hätte: „Wann kommen Sie wieder?" — In großer Verwirrung antwortete ich, da die Mutter Lorchen's die Frage wiederholte: „Hoffentlich bald." — —

Meine Geschäfte in Livland waren rasch besorgt. Ich kehrte in kaum vierzehn Tagen wieder nach Alt-Weesen zurück. Lorchen fand ich so, wie ich sie gelassen. Ihre Mutter desgleichen. Nur kam mir die Tochter dießmal herzlicher und harmloser entgegen. Der Vater hatte etwas entschieden Rückhaltendes angenommen. Der Grund war, wie ich später erfuhr, kein anderer, als daß — wunderbar genug — Herr von Koberstein wieder angeknüpft hatte. Der Junker Peter, ohne einen Auftrag vom Vater selbst zu haben, war wieder zu seinem Freunde gereist. Der schändliche Plan, den Vater durch jenen Drohbrief für die Auszahlung der Schuldsumme geschmeidig zu machen, war mißlungen. Nun war der Mückenheld wieder hingezogen und hatte dem Herrn von Koberstein erzählt, was er gesehen und gehört, und was er zu glauben Ursache hätte in Betreff meines Verhältnisses zu Lorchen. War es nun Eifersucht von Seiten des Majoratsherrn oder gekränkte Ehre, daß ihm bei dieser Spröden nicht gelungen sei, was dieser einarmige Major sich einbildete — kurz Junker Peter hatte von ihm Macht und Gewalt erhalten, mich zur Rede zu stellen, wie ich zur Dreistigkeit käme, in einem adeligen Hause, wo er Regent gewesen, mich aufzudrängen.

Ohne von diesen Intriguen etwas zu ahnen, war ich den ersten Abend nach meiner Rückkunft in mein Schlafkämmerlein gegangen mit unbeschreiblichem, halb bangem, halb seligem Gefühl. Anfangs hatte ich an Lorchen nicht anders, als an ein liebes, herzensgutes, seltenes Mädchen gedacht. Was war es, das mich weiter, das mich zur Entscheidung brachte? In solchen Augenblicken muß uns eine unsichtbare, im Stillen wirkende Hand leiten, wenn wir nicht auf eine Thorheit gerathen sollen. Beim

Auskramen meiner Sachen fiel mir der Packen mit Minens Testament in die Hand, welcher mich bisher auf allen meinen Reisen begleitet hatte. Als ich ihn in großer Erregung aufmachte, fiel mir die Stelle in's Auge:

„Ich bitte dich vor Gott und beschwöre dich bei Allem, was heilig ist im Himmel und auf Erden — dich zu seiner Zeit ehelich zu verbinden! Gott segne dein zukünftiges Weib und die Kinder, die sie dir schenken wird!"

Wie mir dabei ward, das weiß Gott! Ich konnte kein Wort mehr lesen. Jene Beschwörung Minchen's kannte ich ja. Sie war meiner Erinnerung wahrlich nicht entschwunden. Aber die Worte waren mir nie an die Seele gegangen, so lange das Herz frei war. Wie anders jetzt! Hätte ich Lorchen noch wach oder im Garten gewußt, ich wäre hinausgestürzt, um eine Entscheidung herbeizuführen. Es war recht gut, daß es nicht ging. Ich ward ruhiger, da ich, auf meinem Lager mich schlaflos hin und her wälzend, Alles überlegte. Ich wollte nichts erzwingen, nichts erstürmen. Mein Ertschluß war, Alles dem Ungefähr zu überlassen, mich nicht jetzt gleich um Lorchen zu bewerben, allein ihrer Hand auch nicht auszuweichen. Ich schlief diese Nacht wirklich keine Stunde, und doch hatte ich ausgeschlafen!

Den andern Tag — es war ein prachtvoll frischer, sonniger Morgen — fand ich Lorchen im Garten, eben an der Stelle, wo sie so gern in der Nähe des Wassers herumzuirren pflegte. Nachdem ich mit ihr einige Male auf und ab gegangen war, und wir nur Gleichgültiges gesprochen, trat eine für uns beide peinliche Stille ein. Endlich brach ich das Schweigen und konnte sehen, daß meine Erregung auch sie angesteckt hatte.

„Was würden Sie sagen" — platzte ich unbesonnen genug heraus — „was würden Sie sagen zu einem Wechsel zwischen dem Herrn von Koberstein und mir!" Dummer — das fühlte ich später oftmals in meinem Innern und schämte mich dessen — dummer konnte eine Ansprache kaum ausgedrückt werden. Ich war eben meines Verstandes nicht mächtig.

„Was ich zu einem Wechsel sagen würde?" — wiederholte sie





langsam, mit weicher Stimme und doch einigermaßen spitz. „Daß es kein Wechsel ist" — schloß sie mit erregter Betonung.

„Wie so?" — fragte ich stürmisch.

„Fragen — Sie — das?" — erwiderte sie mit einer Art von Vorwurf in ihrer Stimme und in den Augen, daß ich Alles, Alles wußte.

Ich nahm ihre Hand fest in meine Linke, und sie legte ihr Gesicht auf meine Schulter. Wir weinten beide. Reden konnten wir lange kein Wort.

Gott ist die Liebe! Ist es denn Schande, so zu lieben? Alles was nur diesen süßen Namen führt und mit ihm in Verbindung ist, stammt von ihm — ist seines Geschlechts.

Lorchen und ich — wir waren so Eins am Wasser, daß Alles „Er und Sie" — „Sie und Er" war. Warum wir uns nicht gleich dutzten, weiß ich bis diesen Augenblick nicht.

„Ihre Mutter?" fragte ich zuerst, nachdem wir die Sprache wiedergewonnen. — „Weiß Alles!" sagte sie. — „Gott Lob" — erwiderte ich, ohne an den Vater zu denken. Mir war es rührend, aus jenem „Weiß Alles" zu entnehmen, daß Lorchen schon vorher ihrer Mutter das Herz ausgeschüttet. Auf meine bescheidene Frage, wie sie dazu gekommen sei, bevor wir mit einander gesprochen, antwortete sie mit sehr bewegter Stimme: „Schon seit langer, langer Zeit machte ich es, wie jenes korinthische Mädchen, welches Striche zog um den Schatten ihres schlafenden Liebhabers — Striche, in denen sie dann sein Bild sah! Die Phantasie füllte diesen Schattenriß mit einem wohlgerüttelten und geschüttelten Maß aus. So ging es mir mit Ihnen, seit ich Sie — in meiner frühen Jugend sah; nur daß meine Einbildungskraft auch alle die Striche zog." — O liebes, liebes Lorchen! — Wir gingen zusammen zur Mutter, die keinen Schatten von Bedenklichkeit fand. Allein sie wünschte, daß ich mich an ihren Mann oder, wie sie sagte, „an Herrn von Weesen" wenden möchte.

Ich that's und merkte, daß er sich sogleich freute, wieder eine Gelegenheit zu haben, von seiner Complimentensammlung Gebrauch zu machen. Nachdem ich aber Alles sichtete, fand ich unendlich

mehr Spreu als Körner. Und was noch Korn war, lief auf die „wohlhergebrachte Landesmanier“ hinaus, daß man „ein Vierteljahr seiner Geliebten die Aufwartung machen und nach so mancherlei Beiurteln endlich die Definitivsentenz abwarten müsse“.

Herr von Weesen hätte einfach Nein gesagt, wenn er nicht von dem öffentlich bekannt gemachten Brief der Kaiserin und meiner Besitzung in Livland gewußt hätte. Wie hätte er sonst überhaupt an die Möglichkeit gedacht, seine Baronesse Tochter einem Pastorensohne, auch wenn er Major geworden, zu überliefern! Zu seinen Bedenken kam noch hinzu, daß Herr von Koberstein wieder angeknüpft hatte. Wer will nicht das haben, wonach er einen Andern ringen sieht? Wer hätte nicht ein Landgut, ein Haus — gern im Besitz behalten, wenn es eben verkauft ist? So wenigstens sah es der Majoratsherr an. Ferner überlegte Herr von Weesen, daß — wenn ich auch mein Auskommen hätte — Koberstein doch ein sehr reicher Junker war. Aber die Hauptsache blieb die Herkunft. „Ehre und Geburt“ — meinte der alte Weesen — „sind doch die Wurzel alles Guten.“ — O des verfehlten Wurzelmanns! Wie kam dieser Blätterliebhaber selbst auf das Wort Wurzel, das nur dem Herrn von Geldern zustand, den ich bei dieser Gelegenheit schmerzlich vermißte.

Dem Adel gebührt es, sich zu gürten, wenn sich der Unadel etwas herausnehmen will. Ein Edelmann — besonders in Kurland, in Livland habe ich es weit weniger gefunden — dünkt sich wie ein verstärkter Mann; er repräsentirt sich und seine Vorfahren. Junker Peter kam, in Harnisch gejagt, im Auftrage seines „Freundes“ mit lauter Entschlüssen, die nicht Fisch nicht Fleisch waren. Stolz verzog er seinen Mund, als wollte er Hohn sprechen; und, da er seinen Vater Hochwohlgeboren gesattelt fand, behandelte er mich so unartig, daß ich, da er Lorchen's Bruder war, zunächst nicht anders konnte, als ihn großmüthig übersehen. Zum Mückenfange war ich nicht aufgelegt. Ich gab auf alle seine Reden, so lange er sie gegen die Andern richtete, von denen ich sie erfuhr, kein Wort. Da aber dieß Mückchen eben hierdurch dreister ward und sich gerade an meine Stirn klebte, sah ich mich gedrungen, es

wegzuscheuchen. Unfehlbar hatte unser Held einige Romane gelesen, wo der Zweikampf in einer Kinderlehre abgehandelt wird. Da unser Mückenheld mir als einem Invaliden meinte großprahlerisch seine Kinderlehre vorhalten zu können und eine Katechismusantwort erwartete, sah er mich über Hals und Kopf blank.

„Was wollen Sie, junger Mensch?" rief ich. „Ihre Schwester? — Ich werde sie nicht nehmen, wenn sie nicht selbst will, und wenn die Eltern nicht wollen, Vater und Mutter. Was haben Sie für Rechte auf Ihre Schwester, so lange Ihre Eltern leben, und so lange Lorchen selbst denken und handeln kann? Bitte mir nicht in den Weg zu kommen. Denn was mir in den Weg kommt, unberufen, zertrete ich."

Ich weiß nicht, erschreckte ihn meine Entschiedenheit oder lag etwas in meiner Stimme, was ihn bang machte, er gerieth in Verwirrung und stammelte: „Aber — Herr von Koberstein — dem sie eignet — wird sich das nicht gefallen lassen!"

„Hat er sie denn nicht selbst aufgegeben?" — erwiderte ich.

„Hat er nicht seine Absicht bereits erklärt, sie wieder zu nehmen?" — replicirte der Mückenheld.

„Ja — da sie nicht mehr frei war!" — schloß ich diese widerwärtige Unterredung und entfernte mich.

Herr von Koberstein that oder war wirklich unerträglich verliebt. Er bereute seine Uebereilungen, wie es hieß, und schrieb und sandte Boten ohne Ende. Er selbst konnte nicht kommen, denn er hatte wegen einer galanten Angelegenheit mit seinem Nachbarn Eckhowen auf Riendorf ein Pistolenduell gehabt, bei welchem — wie gewöhnlich — nicht viel herausgekommen war. Indessen hatte dießmal Koberstein doch eine kleine Verwundung davon getragen. In Betreff Eckhowen's — an den ich jetzt fast ohne Bitterkeit denken konnte — erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß er mit jenem Testamentsfräulein sich wirklich verheirathet hatte und, nachdem er alle seine Reiseschulden mit dem Ihrigen bezahlt, in einer sehr trostlosen Ehe lebte. Es wäre ihm zu gönnen gewesen, daß die Kugel des Herrn von Koberstein ihn getroffen. Denn

sein häusliches Leben war, wie man mir berichtete, eine Hölle auf Erden. —

Herr von Weesen hatte darauf eine lange Unterredung mit seiner Frau, der er alle seine Bedenken mittheilte.

„Aber so bedenke doch, liebe Frau, der Vater — Pastor!"

„Lieber Mann, der Sohn Major!"

„Aber, liebe Frau, beim Adel gilt der Vater immer mehr als der Sohn."

„Mein Gott — will denn Tine den Vater?"

„Wenn sie aber in der Person des Sohnes auch Vater, Großvater, Eltervater und so weiter das ganze Geschlecht mit heirathen kann?"

Die Frau von Weesen, um diesen Ahneneifer zu beschwichtigen, legte endlich ihrem Gemahl an's Herz, was sie im Vertrauen von mir gehört, daß ich nämlich nicht bloß von der Kaiserin geadelt sei, sondern durch meinen Vater von einer altadeligen Familie in Süddeutschland stamme. Darob erstaunte Herr von Weesen. Das Geheimnißvolle zog ihn an. Er wollte die Sache in Ueberlegung ziehen.

Ich bin es meinen Lesern schuldig zu sagen, wie ich darauf kam, der guten Frau von Weesen, die wie ihr seliger Bruder durchaus keinen Adelsstolz besaß, doch mein Geheimniß zu offenbaren. Um Vieles hätte ich das Vergnügen nicht hingegeben, erst Lorchen zu heirathen und ihr und den Ihrigen dann zu beweisen, daß sie in Betreff dieses Punktes keine Ungezogenheit von dem adeligen Pöbel der Umgegend zu fürchten hätten. Aber Frau von Weesen legte mir die Frage in so zartfühlender Weise nahe, daß ich nicht umhin konnte, mich gegen sie vertrauensvoll und rückhaltlos auszusprechen.

„Die Liebe" — hatte sie zu mir gesagt — „das Einzige, was die Natur uns noch zurückgelassen, sollte freilich über alle Vorurtheile erhaben sein. Meine Tochter ist die Ihre und Sie sind bereits mit ihr verbunden — für Zeit und Ewigkeit. Aber Sie sehen es selbst — wer ist heut zu Tage ganz natürlich und ganz frei von Kunst? Mein Mann — nun Sie kennen ihn! Er erklärt

auf's Entschiedenste — einem »Gewissen« so und so, ohne Geschlecht und Namen — seine Tochter nicht geben zu wollen. Können Sie sich so viel von Ihrer Denkart auf einen Augenblick abmüssigen und ihm klar, in der Nähe, zeigen, was so viele von Weitem geahnt und gesehen? Sind Sie ein Edelmann?"

Das traf. Frau von Weesen hatte Recht, das fühlte ich. Ein „Gewisser" — so vortrefflich das Wort sonst sein mag — ist doch ein erniedrigendes Wort in gewissen Fällen. Ein „Gewisser" heißt Einer, der wegen seiner Existenz besorgt zu sein Ursache hat.

„Liebe gnädige Frau! Ich will Alles thun, um mich aus dem »Gewissen« in's Ungewisse zu setzen. Der vorliegende Fall ist von der Art, daß ich's kann."

Ich wollte der Frau von Weesen die Papiere meines Vaters zeigen. Allein — wie doch die Weiber sind! — das Siegel war ihr genug. Sie ging zu ihrem Mann, eröffnete ihm das Geheimniß, und er war nicht bloß befriedigt — nein, jetzt sah er die Sache größer an als sie war. Dennoch war und blieb er voll Bedenklichkeiten.

„Sie wissen" — begann er, nachdem er mir lange die Hand gedrückt und Kraft suchte zum Athemholen — „Sie wissen, wie es in Kurland geht! Die Wahrheit zu sagen, ich bin froh, daß Eins von meinen Kindern aus diesem Waldhornstaate, aus diesem Du-Lande erlöst wird! — Wer ist hier vor ein Paar Pistolen sicher?" —

„Jeder, der Herz hat" — erwiderte ich.

„Nicht immer, Herr Major! — Es giebt hier unter den Krippenrittern Leute, die ihr Leben keinen Pfeifenkopf werth halten. Und wenn es Herr von Koberstein darauf anlegt, so ist mein Haus belagert, und ich mit Mann und Maus verloren. Der Junker hat Geld — das will in Kurland viel sagen. Er hat eine ganze Garde von solchen Leuten um sich. Der verstorbene Herr von Geldern, mein Schwager, hatte es freilich verstanden, sie weit von sich zu entfernen. Wenn sie ihn überfielen und sein Haus wie eine Herberge für ihr tolles Vergnügen ansehen wollten, begegnete er diesen Don Quixoten und ihren Waffenträgern nicht wie hoch-

wohlgebornen Leuten, sondern wie bettelnden Schneidergesellen. Forderten sie den Schlüssel zum Gastzimmer oder zum Stall — so antwortete er: »Hier ist der Schlüssel« — und schlug auf seinen Degen. Sein Haus war seit dieser Zeit von der ägyptischen Plage der kurischen Heuschrecken verschont geblieben. Ich aber — das nenne ich — tolldreist. Ich habe es mit meiner Höflichkeit so weit nicht bringen können." —

Ich versicherte ihn, daß all dieß mein geringster Kummer wäre. Und er schien wirklich die Meinung von mir zu fassen, daß mir nicht leicht das Haar zu Berge stünde.

„Sie versprechen also, mein Herr Major" — sagte er mit feierlicher Beschwörung — „bei Allem, was Gott geben, die Seele denken, das Herz wollen, der Mund sprechen, die Hand greifen kann — meine Tochter zu lieben, bis der Tod Sie scheidet?"

„Ich verspreche!" — sagte ich ihm, indem ich meine Hand ihm reichte.

„Wohlan!" — beschloß er nach kurzem Sinnen — „so will ich als Verlobungstag den Tag festsetzen, an dem ich mich mit meiner Frau verlobte!" —

Die Sache mit Koberstein wurde auf eine Art beigelegt, wie ich sie mir nicht schöner hätte denken können. Selbst mit ihm zu kämpfen, erlaubte mir — abgesehen von meiner schon oft geäußerten Ueberzeugung, daß jene Duellwirthschaft ein Feigenblatt der Rohheit und ein Deckmantel der Feigheit sei — der invalide Zustand meines Körpers nicht. Da kam ganz unverhofft mein Reisegefährte — der gute Gotthard. Er, Gotthard ganz allein — wer sollte es denken — legte alle diese Neckereien ein für allemal bei. Er war im Stande, in Kurland solche Strahlen zu sprühen, daß Alles wie vom Blitze gerührt stand.

Gotthard, den mein Brief nicht getroffen, hatte durch viele Mühe erfahren, daß ich in Alt-Weesen wäre, und flog in meine Arme. Entzückt über Alles, was vorgegangen war, versicherte er mich auf Ehre, daß er Lorchen mir aufrichtig gönne. „Nur dann" — fügte er hinzu — „wäre gar keine Schlacke unter'm Golde, wenn du mit deiner Frau in Kurland bliebest!"

Was sich Gotthard freute! Aus lichterloher Freude ward er sogar gegen Herrn von Weesen höflich, der ihm wegen der nachbarlichen Befehdungen seine Noth klagte, worauf ihm Gotthard seinen kräftigsten Beistand versprach.

„Bruder“ — wandte er sich zu mir — „ich will den Kerls schon zeigen! — Da gehen viele auf der Heerstraße, manche über Stock und Stein — viele durch Blumenbeete — andere durch Dick und Dünn! — Nicht auf den Weg — auf's Ziel kommt's an — das muß man fest im Auge behalten, Bruder!“ —

Junker Gotthard löste selbst diese Räthsel. Es ergab sich, daß er auch seine „Helfershelfer“ hatte, die er quasi besoldete, um der Anderen Helfershelfer abzuhalten. „Wer dafür zu sorgen weiß, Bruder — ist schußsicher! Er hält sich seine Leibwache. Und Trotz geboten dem, der es sich erfrecht, ihm zu nahe zu kommen und nicht drei Schritt vom Leibe zu bleiben. Bei Gott — jetzt macht's mich wild!“ —

Herr von Weesen stand im Begriff, dieses kurisch ritterliche Anerbieten mit vielen Complimenten anzunehmen. Ich schlug es rund ab, so daß Gotthard verwundert sagte:

„Hör' — Bruder! Die Kerls, so dich anfallen wollen, sind ja keine Türken! — Sie sind keines Tropfens Christenblut werth. Solchen Lumpen auszuweichen oder sie sich vom Halse zu halten, ist Ehre.“

Ich konnte ihm nicht völlig beistimmen. Er aber lief stracks zu Peter. Und nachdem er mit dem Mückenhelden gesprochen und ihm, wie ich vermuthe, eine Bürgschaft wegen der nächst zu bezahlenden Schuld zugesagt, hatte dieser andere Saiten aufgezogen. Da außerdem verlautete, daß augenblicklich Koberstein in Folge seiner Verwundung noch krank darniederläge, so ward Alles ruhig. Lorchen drückte dem Junker Gotthard herzlicher denn je zuvor, da sie noch seine „Braut“ war, die Hand — ich glaube, sie hätte den Vetter jetzt schwesterlich umarmen können — und es ward für die folgende Woche das Verlobungsfest angesetzt. Mich umarmte der Junker Gotthard brennend und zeigte mir, wie man auch bei der größten Rauhheit bieder und gut sein könne.

Unausstehlich würde es meinen Lesern sein, wenn ich ihnen die ganze Procession des Verlobungsfestes erzählen wollte. Nur einige ungesuchte Züge, wie sie fallen!

Herr von Weesen wollte durchaus, daß ich auf Knieen Ja sagen sollte. Es lag ihm so etwas Ritterliches, so etwas Altadeliges darin. Da ich ihm indessen sehr entschieden widersprach, ließ er mich auf meinen Füßen und nahm mir nur das Versprechen ab, meiner Prinzessin unter vier Augen diese schuldige Ehre zu erweisen. Bei soviel Natur, die bei der Verlobung herrschte, insoweit sie zum Departement meiner Schwiegermutter gehörte, stach die Unnatur des Alten um so greller ab. Kurz vor der Ceremonie hatte er sich so wohlriechend gemacht, daß Jeder einen Schlagfluß befürchten mußte, der ihm zu nahe kam. Zwar duftete er jederzeit, noch nie aber so wie heute.

Lorchen war — wie der aufblühende Lenz. Sie warf sich der Mutter in die Arme und bat um ihren Segen. Der Vater schien bei diesem natürlichen Armwurf bemüht, die Frisur der Tochter vor Unglimpf zu bewahren! — —

Mein lieber Gotthard blieb noch acht Tage und reiste dann mit der Versicherung ab, so lange er lebe unser Freund zu sein. „Solch' eine gute Nachbarschaft" — sagte Herr von Weesen beim Abschied Gotthard's ganz zufrieden — „ist doch die beste Mauer!" — „Und Muth der leichteste Harnisch" — fügte ich rasch hinzu.

Ich blieb noch weitere drei Tage in Alt-Weesen, da mich Alle und vor Allen Lorchen herzlich darum baten. — „Herzlich" ist nämlich meines Lorchen's Leibwort!! Wir beide waren so seelenfroh, daß Alles, was uns sah, Theil daran nahm. Die Liebe ist wahrlich die Sonne des Lebens. Durch sie leben und sind wir. — „Du bist nicht werth, daß dich die Sonne der Liebe bescheint" — ist die schauderhafteste Injurie, die je ausgesprochen worden. Dagegen ist Sinai's Fluch — Segen! —

Viele meiner Leserinnen werden unfehlbar einen gewissen Unmuth in ihrem guten Herzen haben aufkeimen lassen, wie ich über der zweiten Brautschaft die erste so bald und so tief habe

vergessen können? — — Ich muß es gestehen, daß Lorchen und ich in jener Zeit nicht laut von „Minen“ redeten. Das menschliche Herz ist ein wunderliches Ding. Warum vermieden wir den Namen Mine? War es, weil Lorchen befürchtete, ihre Vorgängerin im Amte würde ihr Abbruch thun? War es, weil ich befürchtete, daß Lorchen dieß befürchten könnte? Oder was war es? — Das weiß Gott, in unserem Herzen ward ihrer oft gedacht. Wir sprachen sogar viel von meinen früheren Erlebnissen, von Minens Art, von ihren unsäglichen Leiden. Aber wir nannten sie nie. Sie war und blieb der selige Schutzgeist unserer Liebe. Und wenn wir, Lorchen und ich, auf's Innigste die Herzen austauschten, so war mir's, als müßte ich, wie meine Mutter ihrem Schutzgeiste gegenüber that, diesem unsern Schutzgeiste zurufen: „Bleib' Lieber!“ — Mich störte diese Erinnerung nie. Sie heiligte meine gegenwärtige Empfindung. Auch waren Lorchen und Minchen sehr verschieden. Und das war kein Unglück, sondern ein Glück. —

Es war die höchste Zeit, daß ich nach Livland ging. Manche kleine Einrichtung wartete auf mein Auge. Lorchen sah selbst die Nothwendigkeit meines Hinganges ein. Ich hatte die geringste Kleinigkeit mit ihr überlegt. Die Liebe macht Alles wichtig, was die Liebenden betrifft; außerhalb ihrer Grenze ist eine Krone des Aufhebens nicht werth! — Da sollte ein Sopha, dort ein Nähtischchen, hier ein Schränkchen sein; — in dem Zimmer eine blaue und wieder da eine rothe Tapete zu stehen kommen. Nur an die Schlafkammer ward mit keiner Silbe gedacht. Die bleibt immer dem Geschmacke der Schwiegermutter anheimgestellt. Und die Frau von Weesen — wie fein war sie darin wie in Allem! —

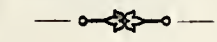
Lange wurde über den Termin meiner Abreise verhandelt. Ich wollte sehr früh Morgens abreisen, um in zwei Tagen auf meinem Gute sein zu können. Nach vielem Hin und Her kamen auch diese Präliminarien in Richtigkeit. Früh Morgens um fünf Uhr sollte ich abreisen, nahm den Abend noch von Allen Abschied und drang darauf, daß Niemand sich des Morgens sehen lassen sollte.

Um vier Uhr war ich in Reisekleidern. Und eben da ich mich durch den Saal schleichen wollte, kam mir mein Schwiegervater in voller Früh-Toilette entgegen. Wie ein wachsamer Chef schnüffelte er schon eine Viertelstunde vor der bestimmten Zeit auf dem Platze. Die etwas kränkliche Frau von Weesen erschien nicht. Als wir uns eben zum Frühstück hinsetzen wollten, kam Lorchen — trotz meinem Verbot.

O dieser Morgen! Wie klar und duftig! Lorchen im reizenden Negligé. Die Milch, die auf dem Tisch stand, noch von keiner Sonne getroffen! Alles so frisch! — Lorchen verlangte auf's Genaueste zu wissen, wo ich unterwegs jeden Mittag essen und jede Nacht schlafen würde.

Der Vater hatte sich auf einige Augenblicke entfernt, unfehlbar um auf die „letzte Oelung" — wie er jeden Abschied nannte — zu studieren. Kaum war er fort, so waren wir — Lorchen und ich — mit einem so herzlichen Kuß zusammen, daß kein Wort Platz fand; — es wäre erstickt.

Ich riß mich los, eilte zum Wagen, ward unterwegs noch von Beiden umarmt, grüßte nochmals Lorchen mit den Augen und fuhr in den thauigen Sommermorgen hinaus — uns die Heimstätte zu bereiten.



Dreißigstes Kapitel.

Daheim.

Je weniger Saiten bei einem Instrument, desto leichter läßt es sich stimmen. Mit diesem Gedanken kam ich auf mein kleines, aber reizendes Gut. Ich wollte keinen Luxus, nur Harmonie. Hier, dachte ich, wirst du endlich Ruhe oder noch besser: Stille athmen. Das Wort: Stille, Stille — hat schon so et-

was von Silberglockenton. „Ruhe" ist hart gegen „Stille"! — Was will man überhaupt mehr in solchem stillen Daheim, als sich und sein liebes Weib? Das ist, glaube ich, eine Eigenliebe, die Gott selbst wohlgefällig ist. Denn wahrlich, der Nächste kommt dabei nicht im mindesten zu kurz.

Ich richtete auf meinem Gute Alles nach dem mit Lorchen verabredeten Risse ein, wovon ich ihr sofort getreuen schriftlichen Bericht erstattete. Die Gegend bot viel Anlage zum Garten: Bäume, große Bäume und — Wasser, das die Bäume unvermerkt belauschte. Wie ich über dieß Alles fröhlich und guter Dinge war! Dabei stellte ich mir bei jedem neugepflanzten Baum so lebhaft vor, was da noch Alles werden sollte; und das ist immer noch schöner, als was schon da ist.

Der erste Platz, den ich in meinem Hause wohnlich herzurichten suchte, war eine stille Zelle, ein Betkämmerlein für Lorchen. Ich wußte es, sie war eine fromme Beterin. In dieser „Kapelle" sollte auch Minens Bild hängen — ein Beweis, daß ich ihr Andenken nicht fürchtete. —

Als ich mit Allem im Laufe einiger Wochen fertig war, reiste ich zurück nach Alt-Weesen, um mein theures Weib heimzuführen. Ich fand schon Alles zur Hochzeit vorbereitet. Mein Schwiegervater, der so ein Tagewähler war, daß bei ihm, wie wir wissen, jeder Tag nicht bloß seine eigene Plage, sondern auch seine eigene Freude hatte, bestimmte den Hochzeitstag nach der Anlage des Verlobungstages. Sehr natürlich! — Auch wünschte er — dem russischen Herrn Major zu Ehren — daß „Tinens Brautschmuck für diesen tabelnoi prasnik (russischen Tabellenfesttag) etwas Nationales an sich tragen sollte". Ich protestirte und wollte Alles echt deutsch. Und da mir die Mutter beistimmte, so blieb es dabei.

Darauf folgten die sogenannten „Ehepacten!" Ich habe sie nie recht ausstehen können. Indessen mußten sie unterschrieben und besiegelt werden, indem ich verlangte, daß mein Gut förmlich meiner künftigen Frau Gemahlin zugeschrieben werde. Und so geschah es.

Zur Hochzeit war nur Junker Gotthard und seine Mutter geladen worden. Letztere kam aber nicht. Sie hatte sich, wie ich von meiner Schwiegermutter erfuhr, entschuldigen lassen. „Warum" — fragte ich Gotthard — „kommt sie nicht?" — „Wäre sie nicht meine Mutter" — antwortete der gute Junge — „würde ich mir die Freiheit nehmen, zu sagen — warum?" — Von den Andern erfuhr ich seiner Zeit, daß die hochadelige Frau von Geldern meine Ehe mit Lorchen doch für eine arge Mißheirath ansah, weil — „mein adeliges Blut durch das poetische Blut meiner unadeligen Mutter Schaden gelitten und vor Allem, weil meines Vaters Adel dadurch, daß er die Kanzel bestiegen, einen unauslöschlichen Fettfleck erhalten!" —

Mein Freund Gotthard brachte noch einen Hochzeitsgast mit, auf den Niemand gerechnet hatte, den auch ich nicht kannte. Gotthard stellte ihn mir als einen Herrn von Reckenburg vor. Nachdem ich ihn flüchtig begrüßt, nahm Gotthard mich bei Seite und sagte: „Das ist einer von dem Corps, welches ich commandire — ein so toller Hund, daß nichts darüber geht — stolz, Bruder, und barsch, sehr barsch." — Mir war es lieb, daß dieser „Barsche" einen unerwarteten Auftrag — wahrscheinlich in irgend einer Duellaffaire — erhielt und nicht bleiben konnte, so daß seine Gastrolle eben nicht lang währte. Und so kommen auch meine Leser darum, dieses kurische Original näher kennen zu lernen. Gotthard erzählte mir von ihm, daß — wenn es irgendwo in der Nachbarschaft donnere — er Jenen schießen lasse, um „die Dünste zu zertheilen". Er selbst, der Baron von Reckenburg, thue es oft beim wirklichen Donner, wie ein Herr den andern begrüße; — Gott donnere im Himmel, er auf Erden. Er sehe den lieben Gott wie seinen Gevatter an. Seinen Hund machte er zum „Wagger" (d. h. Bauernaufseher) und alle seine Bauern mußten den Hut vor demselben abziehen. Wenn seine Kinder getauft wurden, mußte der Pastor sie fragen: „Wollen Ew. Hochwohlgeboren getauft werden?" Und wenn er selbst zum Abendmahl ging, mußte der Geistliche ihn mit Ew. Hochwohlgeboren anreden.

Ich glaube, meine Leser werden es gerne sehen, daß dieser

tolle Kurländer abgerufen worden. Wie Oel und Wasser paßte er zu uns Allen.

„Wie kommst du zu dem Menschen, Bruder?“ — fragte ich den Junker Gotthard.

„O — es sind deren Etliche in meinem Regiment! Der ehrlichste Kerl, den du dir denken kannst. He, he, he — den lieben Gott zu Gevatter bitten! Ein Teufelskerl! Sieh — Bruder! Er hat eben nicht viel und will sich doch zeigen!“ —

Dieser „Gottes-Gevatter“ hatte, bevor er abfuhr, einen großen Wildbraten verzehrt, zwei Bouteillen Franzwein und eine Ungarisch „ausgepfiffen“, gab uns Allen die Hand und zog seine Straße — fröhlich, wie es schien. „Starke, gesunde Kinder!“ — wünschte er mir, da er beim Abschied meine Hand fast zerdrückte. „Eine glückliche Reise“! — rief ich ihm zu.

Hoffentlich auf Nimmerwiedersehen! Gottlob — dachte ich — daß ich in Livland wohnen darf. So etwas war mir selbst in Kurland noch nicht vorgekommen, obgleich kein Zug unrichtig, nicht einmal verstellt ist. Alles wie es war! Jedenfalls wächst Derartiges nur auf kurischem Grund und Boden. Herr von Weesen erklärte, da der Fremde fort war, er kenne ihn schon par Renommée; und bemerkte, daß er dergleichen Schlag Menschen in den Tod nicht ausstehen könne. Dießmal mußte ich meinem alten Schwiegervater Recht geben. „Ich bin auch nicht gerade in die Kerls verliebt“ — sagte Gotthard — „aber was muß man nicht, um Frieden zu haben? Nur daß ich ihn mitgebracht, Bruder, hält dir die Kobersteins und Eckhowens und deren Spießgesellen zehn Meilen vom Leibe! — Einigen Wenigen“ — fuhr er nach einer Weile fort — „gelingt es in Kurland ohne dergleichen Helfershelfer sich die Landplagen der Krippenritter vom Halse zu halten. Indessen hat sich mein Vater doch fünfmal schießen müssen, ehe es ihm gelang.“

Den Herrn von Weesen gruselte es bei diesen Worten. „Ich — ich liebe es auch nicht, mich herum zu schießen“ — schloß Gotthard; „warum soll ich's, so lange ich so abkommen kann? — Von mir hat dieser Gottes-Gevatter, der selbst ein armer Mensch

ist, eine mäßige Pension und so auch von manchen Mitbrüdern meines Gleichen, die sich nicht schießen mögen. Ein alter Edelmann ist er, und sein Vermögen hat er mit guten Kerls aufgegessen und aufgetrunken!" —

So konnte denn die Trauung ohne diesen Helfershelfer vor sich gehen. Den Tag zuvor war ein erschreckliches Regenwetter. Man konnte sagen, die Fenster des Himmels thäten sich auf. Dieß brachte dem alten Herrn keine kleine Sorge zu Wege. Er hatte durchaus schönes Wetter auf die Hochzeit invitirt und mancherlei Vergnügen darnach eingerichtet. Die ganze Nacht war an keinen Stern, der Aufklärung verkündigte, zu denken.

Den Morgen klärte es sich doch auf; und wir hatten einen so heiteren, schönen Tag, daß Herr von Weesen diesen Umstand zum heutigen Feste in seiner Chronik verzeichnete. Er war es werth, daß er zu Protokoll genommen ward.

Bei der Trauung hielt der mir fremde Pastor, der von meinem Vater keine Faser hatte, eine Rede über den schönen Spruch: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen.

Ich grub mir diese Worte in die Seele. In der Rede des Pastors war kein Gedanke zu finden, der auch nur eine Pflanzengröße übertraf. Gleichwohl traf so mancher mein Herz.

Mein Lorchen gab mir mitten unter der Predigt bei einer Stelle, die ihr auffiel, zutraulich die Hand. Und obgleich ihr Herr Vater diesen Verstoß gegen das Ceremoniell so übel vermerkte, daß er uns gern auseinander geschlagen hätte, so blieb es doch bei diesem „Hand in Hand", bis wir von Trauungswegen die Hände auseinandernahmen, damit sie der Herr Pastor zusammenlegen und: „was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden!" — darüber sagen konnte.

Wie solch eine Kleinigkeit — zum wahren Beweise, daß die Natur über die Kunst geht — bis in's Innerste dringt! Ich konnte diesen extemporirten Handschlag Lorchen's nie vergessen.

Nach der Trauung warf sich Lorchen an meine Brust. „Dein!" — sagte sie ohne daß wir ein Du verabredet hatten. Und von

Stund an war es Du und Du, zu nicht geringem Aergerniß für den Herrn Vater, der solche Vertraulichkeit auch unter Eheleuten nicht so leicht erlaubte. Als die Ceremonie geschlossen, nahm er in höchster Feierlichkeit ein Theeschälchen in die Hand, das mit grünen Blättern bedeckt war. In der Opferschaale lagen zwei Pomeranzenkörner, die er langsam herausnahm und in zwei dazu schon bereitete Töpfe setzte. „Seid fruchtbar" — sprach er dazu — „und mehret euch!" Jedem von uns ward ein Glas Wasser gegeben, womit wir diese eingeackerten Pomeranzenkörner begossen. „Gott" — sagte er — „gebe das Gedeihen." Ueberhaupt hatte er die Gewohnheit, die Körner von Pomeranzen und Citronen, die er an festlichen Tagen zu Punsch oder Bischof verbraucht hatte, zum Andenken zu pflanzen. So hatte seine ganze kurische Orangerie festliche Geburtstage. Mein Vater dachte in Absicht der Citronen- und Pomeranzenkörner sehr anders! Dafür war er ein Kernmann, wie der selige Geldern ein Wurzelmann, Herr von Weesen aber ein Blättermann.

Nach dieser Ceremonie nahm mich Junker Gotthard bei Seite und fragte, ob er nicht „an dem Eckhowen ein Beispiel solle statuiren lassen". Er dachte dabei an seinen Helfershelfer, den Jupiter tonans. „Friede, Bruder" — sagte ich — „Friede! Der Eckhowen hat schon seine Strafe." — Junker Gotthard gab meinem Weibe und mir die Hände. Jedes von uns erhielt Eine. Wir küßten ihn beide. „Na, desto besser" — sagte er — „Gott laß' es Euch wohl ergehen." Er gab uns sein Ehrenwort, uns alle Jahr einmal zu besuchen. „Sind denn Jagden bei euch in Livland?" — „Versteht sich!" — „Dann komme ich; lebt wohl!" — Auch du, guter Gotthard! Ich liebe dich herzlich. Wie freute ich mich, in Jahr und Tag zu hören, daß auch er endlich die Seine gefunden und glücklich verlobt war.

Junker Peter war während all dieser Feierlichkeiten still und verlegen. Beim Abschiede wollte er weit ausholen und nach der Weise des Vaters mich herzlich um Entschuldigung bitten. „Sie sind der Bruder meines Weibes" — unterbrach ich ihn — „wollen Sie auch mein Bruder sein, Peter?" — „Können Sie vergeben,

können Sie vergessen? Vergessen ist mehr als vergeben!“ — sagte er etwas ängstlich. Ich beruhigte ihn mit einem freundlichen Kopfnicken und Händedruck.

Mir fiel es auf, daß bei dem ganzen Abschied — auch als die Tochter von der Mutter sich trennte — keine Thräne geweint wurde. Die gute ehrwürdige Frau gab uns als Segensspruch jenes Wort mit, das meine selige Mutter sich als Leichentext gewählt: „Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

* * *

Ehemann also! — Der Mann eines Weibes, das mich herzlich liebt, und das ich innig wieder liebe. Schon auf der Heimreise fingen wir an, von „Mine“ zu sprechen. Der Name wurde nicht mehr vermieden! Es rührte mich ganz besonders, daß Lorchen, die seit langer Zeit gewohnt war, Albertine oder Tinchen gerufen zu werden — mich in kindlicher Freundlichkeit bat, sie doch lieber Minchen zu nennen. Da war es um mich geschehn. Ich fiel ihr um den Hals und dankte ihr für dieß unbedingte Vertrauen. Gleichwohl blieb ich beim Namen Lorchen. Aber die Zunge war uns jetzt völlig gelöst. Einmal hatte mein Lorchen meine Mine gesehen. Ja, sie hatte sie selbst gemalt und behauptete, sie „auswendig zu wissen“. — „Du sollst ihr Bild sehen, Alexander! Ueber der Rüstkammer von ihren Sachen, die du ihr zum Andenken aufbewahrst, soll es hängen.“ —

Nach zweitägiger Reise fuhren wir in den reizenden Hofraum unseres Gutes ein, wo ein festlicher Empfang unser harrte. Ich zeigte meinem Weibe das ganze Haus, ihr Kämmerlein mit Minens Bild, den ganzen Garten mit dem schönen Wasser. Dort am Wasser setzten wir uns nieder — die Abendsonne ging eben unter — es war eine Pracht! Die Gluth wich den graueren Tönen und mit dem Blinken der ersten Sterne gingen wir zur Ruhe, voll Lob und Dank gegen Gott, der uns solch ein reines, reiches Glück zu schmecken gegeben. Wie reich, wie rein es gewesen, obwohl nicht ungetrübt durch schwere Heimsuchung, werden meine Leser

am besten aus Lorchen's Tagebuch erkennen, aus welchem ich hier noch Einiges hersetze, um auch mein theures Weib zu Wort kommen zu lassen. —

* * *

„Von der Zeit an, da ich in's Wasser fiel, bis diesen Augenblick habe ich meinen Mann geliebt, ohne daß ich damals recht wußte, was Liebe sei. Meine Liebe äußerte sich durch meinen Hang, von ihm ohne Aufhören zu reden oder mir erzählen zu lassen. Meine liebe Mutter ward nicht müde, mir Mutterantworten zu geben. Ich weiß den Tag noch, da ich nicht mehr über ihn kinderfragte. Und von dieser Zeit an verwandelte er sich mir in ein halb verschleiertes Ideal, das mit mir ging und kam, aß und trank — das mich zuweilen froh machte, wenn ich glaubte, ich könnte sein werden, und zuweilen betrübte, wenn es mir einfiel: daß er — vielleicht ein ander Ideal hätte? — Dieß andere Ideal verdrängte meinen Alexander, und doch blieb in mir ein unklares Sehnen."

„Minens Andenken war mir nicht im mindesten im Wege. Als ich von ihrem seligen Tode hörte, blieb jede Spur eines Gedankens — als sei ihr Tod mein Leben — fern von mir. Warum? — Ihr Alexander war ja nicht der Meinige. Der Ihrige war wirklich da. Der Meinige war — wie soll ich sagen — ein Seelen-Alexander. — Es war Alles, ich weiß nicht wie! Ich hätte in jener Zeit einen Andern, der diesem Bilde in meiner Seele nicht ähnlich war, heirathen können, lediglich jedoch aus blindem, kindlichem Gehorsam gegen meine Eltern. So glaubte ich wenigstens. Ein dergleichen Isaaksopfertag erschien. In der schwersten, elendesten Zeit meines Lebens, da ich der Verzweiflung nahe war, brachte mir ein Engel den zu, den ich liebe und lieben werde bis in den Tod!" — — —

„Wenn ich jetzt an meine Hirngespinnstperiode zurückdenke, kommt es mir so vor, als könne ein Mädchen, das über fünfzehn ist, nur zweierlei: entweder ein solch Ideal im Innern haben oder — sich, wie es gerade kommt, lieben lassen und sich ver-

lieben, kurz in Liebelei zu Grunde gehen, wie jenes arme Lorchen, derentwegen ich diesen meinen Namen in Albertine umwandeln mußte. Es that mir recht leid um den Namen Lorchen, den ich verlor und den ich durch meinen Alexander wiedererhalten!" — — —

„Es ist eine ganz andere Liebe vor und eine ganz andere nach der Hochzeit. Bei dieser ist mehr Sein, bei jener mehr Schein — wie jener Drosselpastor sich erklären würde, von dem mir mein Alexander erzählte und den er bei seinem Heimgang leider nicht mehr gesprochen hat." —

„Ich bin ein so glückliches Weib, als man es in einer Welt sein kann, die — wie Alexander's Mutter zu sagen pflegte — ein Sonnabend ist, auf welchen der Sonntag folgt. Diese selige Mutter — das »Schwieger« kann ich nicht schreiben, es ist nicht kalt nicht warm — nicht sie allein war ein Sonnabend. Alles in der Welt ist es, Alles! Unsere Liebe selbst, das Größte was ich auf Erden kenne, ist ein Sonnabend!" —

„Soll ich mehr von unserem Eheleben schreiben? — Was ich mir nur merken lasse, thut mein Alexander. Mitunter fällt es mir fast schwer auf die Seele, daß er mir zu sehr meinen Willen läßt. Aber trotz dieser scheinbaren Herrschaftsabtretung sollte ich denken — ich hab's auch ein paar Mal erfahren — daß er nicht thun würde, was ich — eigenwillig will. Wie darf auch ein Weib so wollen?" — —

„Unsere Tranungseinsegnung wäre freilich anders ausgefallen, wenn sie Alexander's Vater noch hätte übernehmen können, von welchem mir mein lieber Mann noch täglich große Gedanken bringt. Mir schweben immer jene großen, an's Gewissen greifenden Frageworte aus dem alten Trauungsformular vor der Seele! Alle solche Fragen haben etwas Feierliches für mich: »Willst du mit diesem Manne ziehen, — Glück und Unglück, Leid und Freud — wie es Gott euch bescheiden wird — mit ihm theilen und dich nicht von ihm trennen noch scheiden, es sei denn, daß ein — Gott gebe es — seliger Tod Euch scheide?« — — Mein Vater hatte mir das »Ja« in seiner Weise vorpräludirt.

Allein mein Herz hielt so wenig Melodie, daß ich laut Ja sagte. Und so laut, so herzlich sage ich es noch jetzt — bis der Tod uns scheidet! Ja, ja — Amen! Hörst Du, Alexander — Ja!" — — —

„Mein Alexander ist sehr geradezu. Meine Mutter, die uns oft besucht, liebt ihn wie ihren Sohn. Mein armer Bruder Peter, der öfters bei uns war, fängt so sehr an, nach meinem Mann sich zu bilden, als es einem äußerst verdorbenen Menschen nur immer möglich ist. Den hat der elende Koberstein auf seinem Gewissen. Peter ist schwach, aber nicht bösartig. Koberstein soll, wie ich höre, mehr und mehr in den Sumpf seines Geldgeizes versinken. Jeder Redliche im Lande soll ihn fliehen. Wer hat aber nicht seinen Anhang in Kurland? Er hat sogar ein Weib gefunden. Die Arme! Wie oft decken Ehen — der Sünden Menge!" — — —

„Selbst mein Vater ist mit dem Geradezu meines Alexander so zufrieden, als ich es nie früher für möglich erachtet habe. Er behauptete jüngst, als er uns besuchte: »ein gewisses Geradezu wäre die allerfeinste Höflichkeit!« Freilich, setzte er hinzu, auf's »Einkleiden« käme es an. — Und eben das »Einkleiden« scheint meines Alexander's Sache nicht zu sein. Sein Geradezu ist ein edles Geradezu." —

„Mein Vater fängt an über die Höflichkeit und Festlichkeit mehr zu speculiren, als sie praktisch auszuüben. Ganz wird er diesen Schmuck nicht ablegen. Er will z. B. nicht leiden, daß ich meinem Alexander unter's Kinn greife. Warum nicht, lieber Vater? Alexander hat so ein gutes Kinn, so fest, so ausgeprägt charaktervoll! Die Liebe ist kühn und schüchtern, im Großen wie im Kleinen. Für ein Eheweib liegt doch in der zarten Zärtlichkeit nichts Entehrendes. Wahrlich, eine gewisse unzeitige Scham hat unser Geschlecht unter dem Vorwande, es zu heben, so heruntergebracht, daß die wenigsten, wenn sie in die Ehe treten, wissen, was sie thun." — — —

„Mein Mann beschuldigt mich zuweilen, daß ich zu spitzig bin. Noch aber habe ich Keinem mit meiner Nadel Schaden ge-

than; so hoffe ich. Das sagte ich meinem Alexander. Er lachte mich aus! — Sollte ich wirklich, wie meine gute Mutter mir schon vorwarf, gegen irgend wen zu »nadelspitz« gewesen sein? — Etwa gegen den Vetter Gotthard? — Der liebe Mensch, dem ich herzlich gut ward, seitdem ich nicht mehr seine Braut hieß, besucht uns alle Jahre, so wie er uns sein Wort gegeben. Seine Jagdliebhaberei nimmt täglich zu. Wie ist es da möglich, nicht nadelspitz zu sein? Aber wahrlich, sein Herz ist untadelhaft. Und man mag über ihn sagen, was man will, er ist doch noch immer das beste Wild in allen seinen schönen Wäldern! — Seine Mutter kann es sich noch immer nicht vorstellen, daß ich den Sohn eines benachbarten Pastors geheirathet, und freut sich noch immer, daß die Sonne nicht in Kurland diesen unerhörten Fall bescheine." —

„Ich bin ganz zufrieden, daß wir in Livland und nicht in Kurland wohnen. Mitau liegt zwar nur sieben Meilen von Riga. Allein die sieben Meilen sind in Absicht der Sitten und Gebräuche nicht sieben, sondern siebenzig mal sieben. So ist auch zwischen beiden Ländern eine große Kluft, so daß häufig, die da hinüber wollten, nicht könnten. Wer z. B. liest in Kurland? Ein »Lesebuch« wird wohl zum Zeitvertreib gefordert. Aber wahrlich, in Kurland sind wenig, die diesen schmalen Weg, den Weg der tieferen Bildung und wohlgeordneten Sitte finden. Mein Onkel, der gute alte Geldern, ist leider todt. Wie viele solche finden sich denn dort in meiner alten Heimath? Livland hat auch seine Schooßsünden und Pardelflecke. Wer läßt die überhaupt! Aber sie sind nicht so handgreiflich, wie in Kurland." —

„Unser häusliches Leben ist still und friedlich. Wir haben wenig, aber sehr angenehmen Verkehr mit den Nachbarn. Zu bestimmten Leseabenden kommen wir zusammen. Da muß immer Alexander vorlesen und — er thut's gern. Sein ganzer Schreibtisch ist voll von Büchern. Ich darf da nicht heran. Ja, mir ist äußerst schwül zu Muthe, wenn ich sein Zimmer kehren oder aufputzen lassen muß. Freilich sagt mein guter Mann kein Wort darüber. Allein, wenn sein Blick diese meine Thaten bestreicht,

ist mir's so, als sage er etwas, und als halte er sie für Unthaten. Es ist in der That auch wenig Staub in seinen Büchern. Weiß der Himmel, wie es kommt! Ich glaube, er braucht sie zu viel und kümmert sich zu wenig um die Landwirthschaft. Wie er selbst sagt, scheinen sich manche Bücher recht nach Staub zu sehnen!"

„Ehegestern, da ich eben aufgeräumt hatte, sah er sehr steif an einen Ort und war so tief in Gedanken, daß es mich bang machte. Mir war's, als sähe ich ihn, wie er einst alt und wohlbetagt sein wird. — Auch gut! Sobald unsere Mienen, wenn man so sagen soll, ohne die steife Weise, ohne das alltägliche Ceremoniell zu berücksichtigen, in sich zusammenfallen, sieht man alle die Ansätze zu Runzeln, die man einst haben wird, wenn keine Ermunterung mehr, keine Aufraffung diese Linien, diese Falten mehr zu verlöschen im Stande ist." —

„Mein Mann ißt stark, lauter natürliche Speisen, trinkt wenig Wein, allein immer »aus der Quelle« — unverfälscht muß er sein. Ich lege vor — er gießt ein. Alles, was bei Tische nur gebraut und angerichtet werden kann, wird öffentlich gebraut und angerichtet. Er macht Punsch, ich stets den Salat, wie in meinen Kinderjahren. Man gewinnt viel, sagt mein Mann, wenn man etwas werden sieht. Ich glaube es selbst. Was gäbe ich drum, wenn ich Gras und Bäume wachsen sehen könnte! Wer kann die Natur beschleichen?" —

„In all unserm Glück sandte uns Gott eine schwere, schwere Heimsuchung. Ein Glück kann ohne Kreuz nicht sein. — Nach einem der vergnügtesten Jahre empfand ich alle Bitterkeiten des Ehestandes und den Fluch, der auf unsere Allmutter Eva gelegt ward. — Verzeiht den Seufzer, den ich tief hole, und die Thränen, die noch jetzt mich überfallen und mich im Schreiben stören, wenn ich daran gedenke."

„Mein Mann konnte die Scene nicht aushalten. Er ging davon, da er sie nur anfangen sah. Vierundzwanzig Stunden dauerte der gräßliche, ruckweise sich wiederholende Schmerz. Alexander kam wieder — er konnte es nicht ertragen. In meiner letzten

Sterbensnoth ging er nicht davon. Er betete laut an meinem Bette." —

„Es kam bei der Geburt meines einzigen Sohnes, den Gott mir geschenkt, auf die Frage an, ob Kind oder Mutter geopfert werden sollte. So dachte der Arzt. Mein Mann sollte entscheiden! — — Mein Gott — was für Vorfällen kann der Mensch ausgesetzt werden! Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel!" — —

„Nach einem sehr harten Kampfe blieben zwar Mutter und Kind — ich und mein Leopold leben. Allein — weh mir! Ich kann nie, nie mehr Mutter werden! Man sagte, die Wehmutter habe es bei meiner Niederkunft versehen. Ich verzeihe es ihr herzlich — herzlich. Gott hat es gewollt. Er tröste sie und uns Alle in den Leiden dieser Zeit, die nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden." —

* * *

„Ich bin mit dieser Welt zu Ende — Gott hat mich in's Kloster geschickt! Als Kloster — in ein sehr glückliches. Mein Mann liebt mich wie seine treue, einzige Freundin. Was will ich mehr? Ich finde, daß es im Hinblick auf jene Welt wohl der Mühe lohnt, hier — nicht ganz glücklich zu sein. Wie du, Herr, willst, so schick's mit mir. Wahrlich, wir sind zur Hoffnung geboren. Mit dem vollen Genuß will es nicht recht fort. — Ich weiß nicht, ich kann keinen Menschen ausstehen — mein Alexander kann es auch nicht — der es sich geflissentlich angelegen sein läßt, so recht zu genießen, dem man es anmerkt, daß es ihm so recht schmeckt!" —

„Noch einen Beweis der zärtlichen Liebe meines Alexander. Mein Poldchen hat viel Züge von mir. Mein Mann küßt mich so gern in dem Jungen. — »O, das sind Küsse« — sagte er selbst einmal — »wenn man sein Weib in seinem Sohne küssen kann!« — Ich fühle jeden, den er meinem und seinem Sohne giebt." — —

* * *

Zum Schluß will ich noch mein liebes Weib ablösen. Was waren das für ernst-selige Jahre, die wir noch gemeinsam verlebten! Mein Lorchen, das spitzige Mädchen, war nach diesem schweren Schlage wie dichterisch verklärt. Oft zog sie mich an das Kaminfeuer — „damit ich" — sagte sie dann halb scherzend — „damit ich den Unterschied desto mehr empfinde, in einem warmen Arm zu sein und mich am Kaminfeuer zu wärmen!" — Welch ein Abstand zwischen Feuer und Feuer! Deine Hand, du theures Weib, deine beiden Hände — in Allem schlägt ein Schlag der Liebe! Und wenn du deine Hand in die meine legst, ist's so, als würden unsere Nerven in einander gestrickt, unsere Adern zusammen gebunden. Wir sind Eins — Ein Herz und Eine Seele — Eins für Himmel und Erde! „Hei! wie das Feuer im Kamin in Jubel ausbricht! Das ist kein gemeines Geprassel!" — —

Aber auch das Läuterungsfeuer kam — das letzte, das schwerste!

Unser Pold wuchs fröhlich auf und ward ein heiterer, kindlicher Junge. Nicht kindisch, sondern kindlich — ein paar Worte, bei denen Lorchen einen himmelweiten Unterschied fand. Er war in der That ein lieber, lieber Junge, weiß und roth, Lilien und Rosen im Gesicht! Sehr oft fand ich ihn — in Gedanken. „Was hast du, kleiner Mensch, zu denken?" — Statt einer Antwort lächelte er. — Der Junge hatte etwas von Aehnlichkeit, aber nicht viel von seinen unmittelbaren Eltern. Diese Aehnlichkeitszüge sind oft sehr versteckt. Mein Vater fand sie öfters in den Fingernägeln und beim herzlichen Lachen. Besonders in unwillkürlichen Gesten treten sie meist zu Tage. Ich weiß nicht, war es Täuschung, — um die Augen herum erinnerte mich Etwas an Minen.

Kinder zeigen oft so wenig von den höheren, göttlichen Mencheneigenschaften, daß es schier einem jeden klugen Manne bange wird, wenn er — sein Kind sieht! Als kluger Mann gilt mir ein solcher, der die wenigste Affenliebe hat. Wer hat sie aber nicht? Gemeinhin verzweifeln daher auch ernste Väter an dem Gelingen ihrer Erziehung. Man sollte nur nicht zu viel — machen wollen!

Poldchen's Erziehung machte uns nicht viel Noth. Wo ich nur wußte und konnte, überließ ich ihn der Natur. Wie er ganz klein war, ließ die Mutter ihn, wenn er unbändig war, so lange schreien, bis er aufhörte, ohne ihn zu herzen und zu küssen. Nie hat er in einer Wiege gelegen. Da er größer wurde, kleideten wir ihn möglichst einfach, so weit es anging in hausgewirkte Stoffe. Warum in englisches oder holländisches Zeug, wenn man in Livland wohnt? —

Pold spielte sehr gern mit den Kindern des Hofes. Das Soldatenspiel ward auch unter ihnen gang und gäbe. „Heraus!" — schrie der Junge mit seiner Phalanx, da mein Schwiegervater einmal kam. Und alle Jungens traten ins Gewehr. Wie hoch dieß der alte Großvater aufnahm, kann ich nicht aussprechen.

Seine Mutter lehrte ihn früh auch mit Blumen umgehen und sie ziehen. Das versäumt man zu oft in der Erziehung. Meine Leser wissen, daß Mine nicht einmal eine Pflanze konnte leiden sehen. Lorchen ging es ähnlich. Sie lehrte den Sohn, wo es anging, der Natur einen Liebesdienst erweisen und ihr hilfreiche Hand leisten, wenn die Bohne eine schwere Geburt hatte. Nur war es merkwürdig: Pold selbst pflanzte nichts, durchaus nicht. „Warum das, mein Junge!" — fragte ich ihn. „Es könnte ja ausgehen!" — antwortete er. Guter Junge — du bist nicht ausgegangen, obwohl Gott dich uns früh genommen!

Pold liebte keine süßen Früchte: saure waren für ihn. Einen Birnbaum in unserm Garten liebte er besonders, namentlich wenn er in reicher Blüthe stand. Einst fand ich ihn unter diesem Baum auf einem Stuhl stehen. Der kleine Knirps hob sich auf die Zehen, um einen geknickten Ast des Baumes zu erreichen, den er mit seinem Strumpfband zuzubinden sich bemühte.

Bei der religiösen Erziehung der Kinder werden oft Fehlgriffe gemacht. Es ist nicht leicht, den Kindern einen Eindruck von Gott zu machen, ohne ihnen Gott zeigen zu können. Mit Gott in Gemeinschaft zu treten, ohne ihn zu sehen, ist schwer. Und doch stehen wir uns selbst im Licht, wenn wir gewisse Begriffe nicht in der Jugend gründen und allmählich einen Damm

von dieser zu jener Welt schütten, die unsichtbar ist, wie Gott der Herr.

Besonders war bei unserem Jungen, daß die Mutter ihn nicht beim Abendgebet zum Händefalten bringen konnte. Er hatte einmal einen Gefangenen an den Händen geschlossen gesehen. „Sind wir denn dem lieben Gott seine Gefangenen“ — sagte er — „daß ich die Hände schließen soll?“ — „Wir sollen beten und arbeiten, mein Kind“ — sagte ihm die Mutter — „darum zeigen wir dem lieben Gott die Hände.“ — Das gute Weib hatte diese Erklärung nicht selbst erfunden. Obwohl das Kind sie kaum ganz



verstand, so war sie doch für Polden beruhigend. Er faltete seitdem die Hände. Seine Gebetlein waren meist sehr ausführlich, besonders Abends nach dem Essen, aber immer sehr ehrlich. Einmal betete er: „Ich danke dir, lieber Gott, für die schöne Kräutersuppe und den Braten und den Kuchen — nein, Kuchen nicht“ — unterbrach er sich plötzlich — „gestern hatten wir Kuchen und gestern habe ich auch dafür gedankt.“ — Das war ein kindlicher Beleg für des alten Geldern Gebetslehre! —

Für seine Sachen, die er sehr ordentlich halten mußte, bekam er schon früh eine „Lade“. Von meiner Mutter hatte ich das ge-

lernt; sie hielt viel darauf, daß Jedes im Hause eine Lade hatte, um es zur Ordnung zu gewöhnen. Mein Vater lachte darüber. Meine Mutter aber dachte dabei an die Bundeslade.

In seine Lade brachte Pold seine sieben Sachen, die er so allmählich bekam, je nach den fortschreitenden Jugendwünschen. Mein Vater pflegte sehr richtig zu sagen, es wären fünf Wunschperioden beim Menschen; erstlich: Beinkleider und Stiefel! Zweitens: Taschenuhr! drittens: eine Braut! viertens: Vermögen! fünftens: ein Landgut!

Unser Leopold brachte es nur zu der ersten Wunschperiode. — Es war in seinem neunten Jahre, da ihn eine schwere Krankheit überfiel — wie ein Mehlthau die zarte Blume, ein Reif in der Lenznacht! Der arme Junge lag in schwerer, beängstigender Fieberhitze. Mein Weib wich nicht von seinem Lager. Sie war auf das Aeußerste gefaßt. Sie erzählte ihm viel aus meiner und Minens Kindheit und sagte: wenn Gott ihn in den Himmel nehmen wolle, solle er die liebe Mine dort sehen und schön grüßen.

Einige Tage vor seiner Krankheit hatte er das Bild der seligen Mine mit den ersten Blumen bekränzet. „Wie eine Braut!“ — sagte der Kleine jubelnd und sprang herum. Mir fiel die Stelle in Minchen's Testament ein: — „wenn dir ein Sohn stirbt — schreckliche Ahnung — sei er mein in der andern Welt!“

In derselben Nacht, da er erkrankte, war der Junge hin — sanft und selig entschlafen — ehegestern den sechsundzwanzigsten März, des Abends um sieben Uhr!

Mit ihm ist mein ganzer Stamm hin. Seine Geburt machte ihn zum Einzigen, zum Einzigmöglichen! Mein armes, armes Weib! Und ich armer — kinderloser Mann — bei einem so lieben, edlen Weibe! Kinderlos! — ahnt ihr, was das heißt, nach solchem Glück? Herr Gott, dein Wille geschehe. Ich kann nicht mehr. —

Bei Sonnenaufgang — den dritten Morgen nach seinem Tode — wurde Pold begraben. Gott, o Gott — was ist das Leben? Der Würgengel geht an keiner Thür vorbei. Ja, meist hält er sich an die Erstgeburt, an das Mark des Lebens! Da der

Mensch immer leidet, leiden soll und muß, so hat auch Gott der Herr dafür gesorgt, daß er auf trostergiebigem Boden wandelt. Lange konnte mein Weib nicht aus den Thränen heraus. Es gehört Kraft und Muth dazu, auch in solchen Zeiten der Liebe Gottes gewiß zu werden — zu lieben und sich lieben zu lassen. Meine selige Mutter hatte wahrlich Flügel der Morgenröthe. Sie sprach, wie mein Vater, gewaltiglich über die Liebe. Aber das Lied: — Was willst du armes Leben? — konnte auch ihre Flügel niederdrücken.

Und dennoch, dennoch — das ward Lorchen wie mir klar, fest und klar: Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.



Anhang

(zum zwanzigsten Kapitel).

„L e i c h e n a b d a n k u n g“

des Organisten in Linden an Minchens Grabe.

Allerseits nach Tugend und Alter lieb und werthe Nachbarn!

Wenn wir auf diese Welt kommen, heißt es wie vor Tisch:
„Aller Augen warten auf dich, Herr; du giebst ihnen ihre
„Speise zu seiner Zeit. Du thust deine milde Hand auf und
„sättigest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen.“

Ich möcht' was drum geben, m. L., wenn ich fein der erste gewesen, welcher das menschliche Leben mit einer M a h l z e i t verglichen hätte. Gelt, es ist ein recht schmackhafter Vergleich!

Indessen haben außer mir schon andere kluge Leute diesen gesunden Einfall gehabt und wohl gewußt, was gut schmecke. Denn in Wahrheit, es ist der natürlichste Gedanke, den ein Mensch — wenn er nämlich einen gesunden Magen im Leibe hat — nur haben kann. Wir essen und trinken, das heißt: wir leben; und wir leben, das heißt: wir essen und trinken. Die liebe Seel ist nur — so zu sagen — beim Leben zu Gast. In der andern oder in der Seelenwelt soll der Leib der Kostgänger der Seele werden. Denn, wie man in der heiligen Schrift liest,

wird unser Leib dort was Extrafeines sein — so ein Unterschied, wie zwischen Hirt's Liese und der Gräfin Friederikchen — ihr kennt sie beide, meine Lieben! Mir ist bange, wenn ich die Gräfin Friederikchen ansehe, daß mein Blick ihr einen Fleck machen wird, so fein ist sie; man hat nicht das Herz, sie anzusehen.

Also: das Leben eine Mahlzeit! Ihr wißt: die jungen Raben sperren den Mund auf, als gähnten sie, und schreien den lieben Gott an, wie unverschämte Bettler uns. Kleine Kinder — die sehen nicht gen Himmel! Ich dacht' schon, das käme von der Erbsünde, und weil wir uns den lieben Gott entwöhnt haben. Allein ich besinne mich wieder. Denn nicht wahr? Alles was saugt, sieht auf die Mutter, und sein Blick kommt erst durch Umwege zum lieben Gott. Wer in die Höhe sieht, ist gleich ein paar Zoll größer. Und ist wohl je ein Rabe, wenn ihn gleich seine Eltern nach Rabenart behandelt, Hungers gestorben? Habt ihr je so was von der kleinsten Mücke gehört? Ich nicht. Und doch sagt man von Menschen, daß sie im eigentlichsten Brodverstande Hungers gestorben sind. Daß sich Gott über solche Bengel erbarme, die nicht werth waren junge Raben zu sein! „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?" Diesen Spruch hätte man auf das Grab dieser Verhungerten schreiben und ein Nest voll junger Raben, eben im Gebet begriffen, aushauen sollen.

Sterben wir, liebe getreue Nachbarn und desgleichen, sterben wir, so ist es, als wenn wir vom Tisch aufstehen und das Tischtuch — bald hätte ich Leichentuch gesagt — zusammenlegen und sprechen:

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben,
Und bitten Gott, unsern lieben Herrn,
Er woll' uns allzeit mehr bescher'n!
Er speis' uns stets mit seinem Wort,
Damit wir satt werd'n hier und dort!
Ach lieber Gott, du wollst uns geben
Nach dieser Welt das ew'ge Leben!

Kann ein besser Todten- oder Begräbnißlied sein? Darum; „wenn ihr Kleider und Nahrung habt" — an Holz ist nicht gedacht, wie es denn auch unser Glaubensvater Luther bei der vierten Bitte, Gott weiß warum, ausgelassen hat — „so lasset euch begnügen." Gott verzeih mir meine Sünde: manchmal dacht ich, wenn ihr Alle bei meiner Leichenabdankung, wo Gott Segen gab, so auf's Grab weintet, daß die Thränen ordentlich darauf zu kennen waren, der selige Mensch werde bald aufgehen und ich hätte die Ehre gehabt, diese Pflanze Gottes auf seinem — nämlich Gottes Acker zu begrüßen. Wenn man recht herzlich weint, meine Lieben, hat man nicht Zeit an einen Schwamm zu denken. Und es ist wahrlich ein schöner Anblick, so natürlich weg weinen zu sehen!

Aber — wieder auf das Leben und die Mahlzeit zu kommen: kennt ihr, lieben getreuen Nachbarn und desgleichen, kennt ihr was Angenehmeres als eine gute Mahlzeit? Ich glaub', es thut den Engelchens leid, wenn sie uns essen sehen, daß sie es nicht auch können. Der liebe Gott hat uns Alle nach dieser Welt mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tisch bitten lassen — das wird schmecken! Freilich werden nur bloß geistliche Gerichte aufgetragen werden; aber man sieht doch daraus, daß der liebe Gott selbst an Essen und Trinken denkt und wohl weiß, daß uns der Mund alsdann eher nach dem Himmel wässern werde, als wenn er gesagt hätte, wir sollten mit Abraham, Isaak und Jakob erst eine lange Predigt anhören.

Wenn ihr so mit euren gesunden Kinderchens um den Tisch euch lagert und bei Sommerszeit Milch und bei Winterszeit Erbsen und Speck eßt — o Nachbarn, mich hungert, wenn ich dran denke, und ich würd' mich bei Einem von euch gleich heut' Abend auf frischer That zu Gast bitten, um meinen heutigen Vortrag recht lebhaft zu machen, wenn ich nicht bei dem Herrn Pfarrer gebeten wäre, der da weiß, was einem Handlanger am göttlichen Wort zukommt.

Seht, liebe Nachbarn, wie die Mahlzeit, so das Leben! Es ist, unter uns gesagt, recht gut zu leben, wenn auch viel Arbeit und Mühsal dabei ist. Aber, sagt selbst: wenn ihr nicht arbeiten

möchtet, würd' es euch wohl schmecken? Die Wenigsten von den Vornehmen essen und trinken wirklich. Sie thun nur so, als äßen und tränken sie! Und dann — nach der Arbeit, am Sonntage! Denkt nur an jenen Sonntag, wo wir des Morgens um vier Uhr ein Werk der Liebe und Noth verrichteten und dem Herrn Pfarrer sein Getreide wegen des bezogenen Himmels in die Scheuer sammelten und hernach — wiewohl nach der Predigt — unterm Schauer saßen und regnen sahen! Und unser guter Seelenhirte mitten unter uns! Das ging: „Prosit, Gevatter!" Und ich glaube, solche Prosit-Tage habt ihr viele gehabt.

Ja, Alles will gern leben. Niemand ist schläfrig zum Todesschlaf. Jedes hat noch Lust, ein Stündchen aufzubleiben. Die lahme Trine im Hospital hätte gern noch einige Jahre gehinkt. Und es ist gewiß und wahrhaftig auch so viel Hübsches, besonders im Sommer, in der Welt zu sehen und zu hören, daß man recht gerne lebt. Ich liebe vorzüglich darum den Sommer, weil so viel Leben drin ist. Alles lebt im Sommer. Die ausgewachsenen Bäume sind für Vögel und Gewürme große Städte, so wie das Gras schlechte Dörfer und Gesträuch Kirchdörfer sind. Manche Eiche könnte man wohl ein Schloß nennen — Alles, wie man es nehmen will. Mir hat noch kein Lebendiges, ja keine Fliege einen Gedanken weggesummt, und es ist mir gleich nicht recht, wenn nicht ein paar in meiner Stnbe sind. Kann sie ein so großer Herr, als der liebe Gott ist, in seiner Welt leiden, so können sie doch wohl in meiner Stube sein! Ich habe es von einem sehr vornehmen Herrn, der bei seinen Festen auch für seine Fliegen ein bischen Wein eingießen läßt, um Alles, was um ihn lebt und schwebt, zu sättigen und zu tränken mit Wohlgefallen: seine Hausthiere mußten alle ihr Spitzgläschen haben. Allein — unter uns gesagt — das halt ich für unrecht, wenn man die Thiere zu menschlich macht. Man wird schon einen Lazarus finden. Warum also Fliegen?

Aber freilich — der liebe Gott sorgt für Alle, und seine Größe — wie Gevatter Brise mir gestern sagte — zeigt sich auch darin, daß Er jeden Sperling, jeden Stieglitz, jeden Hänfling,

ja jede Milbe und Mücke mit Namen zu nennen wüßte, sowie ihr die Leute im Dorfe: Schmieds Greger, Briesens Peter, Heyfrieds Hans — denkt nur: jede Mücke — die sich doch einander so ähnlich sehen, daß man schwören sollte, sie wären alle Schwester und Bruder!

Kurz, liebe Freunde, der liebe Gott, dem ihr dient, ist ein guter Herr. Und seid ihr gleich auf Tagelohn bei ihm, und hat gleich jeder Tag seine Plage — wir sind wahrlich nicht in Aegypten, wenn wir dem lieben Gott dienen. Es giebt wohl oft so adelige Aegypter und unter den königlichen Beamten manchen pharaonischen Frohnvogt. Aber der liebe Gott nimmt nicht Zoll und Accise. Er will nur das Herz d. h. daß ihr das Eurige gut anwendet und euch all zusammen für Schwester und Bruder haltet, nicht Einer über den Andern euch erhebet und All' einander die Hand gebet und wohl bedenket, daß nicht wir, sondern daß Er durch uns regieret.

Seht, liebe Freunde, so ist das Leben eine Mahlzeit, da wir Einer den Andern speisen und uns daran freuen sollen. Gott hat's auch nicht verboten, einmal ein Gläschen zu trinken und Hannchen herumzudrehen, wenns nur des Sonntags ist, nichts dabei versäumt wird und Alles in Züchten und Ehren bleibt. Pfui, wer wollte sich betrinken, um vergnügt zu sein! Das hieße ja, sich die Augen verbinden, um desto besser zu sehen.

Es giebt auch bei jeder Mahlzeit Mancherlei und Manches, was nicht angenehm ist. Wo Weizen ist, da schleicht sich auch Unkraut herein, wie in unsres Herrn Pfarrer Weizenland. Gott wolle geben, daß in seiner Gemeinde weniger Unkraut sei, als dieß Jahr auf seinem Acker! Sonst würden die lieben Englein was zu jäten kriegen, und es würden nicht Viele in Frieden und Jauchzen eingeführt werden in die Scheuern, das ist auf den Kirchhof, den ich vor des lieben Gottes Scheuer ansehe.

Wir sollen unser Brod essen im Schweiß unsres Angesichts, d. h. wir essen, was wir sauer verdient haben. Ich kann zuweilen das Brod nicht ansehen, ohne daß mir der Angstschweiß ausbricht. Denn ich weiß, was es mir gekostet hat. Wenn man

nur bedenkt, was der liebe Gott erst mit dem Brod für Wege geht, ehe es Brod wird — wer kann es ohne Sorgen essen? Und mit einem Hemd, ehe es ein Hemd wird? Wer kann es ohne Seufzer anziehen?

Gott weiß, wie es kommt, man sorgt oft am meisten bei Tische und sieht auf die Erde, obgleich man dankvoll gen Himmel sehen sollte. Man sieht da Alle um sich herum, die Nahrung und Kleidung haben wollen, und das bringt uns — in einen Gedankenwald. Und wenn man einmal in's Sorgen hineinkommt, findet man sich bald nicht heraus. Für solche Sorgen, wie mein College in B., der gewesene Barbier, sich aufbindet, bin ich zwar sicher. Er ist oft bis zur Verzweiflung betrübt, daß er nicht so viel Bücher hat als sein Pfarrer. Ich danke Gott, daß ich nicht viel Bücher habe. Denn wahrlich, Bücher stehlen Einem das Leben unter den Händen weg. Freilich muß man der Bibel Gesellschaft machen. Außer dem Gesangbuch — das in Absicht der Bibel wie Mann und Frau, Bein von der Bibel Bein, Fleisch von der Bibel Fleisch ist, von dem man sagen kann: man wird es Männin heißen, weil es vom Manne genommen ist — außer der Bibel und dem Gesangbuch hab ich acht bis neun Bücher. Mit Bibel, Gesangbuch und Luthers Katechismus kann man schon haushalten. Was brauch ich da den Herrn Pfarrer zu beneiden? Ueberhaupt ist es eine dumme Sache mit dem verdammten Neide. Da lobe ich mir doch noch Sünden, bei denen man seine Lust hat; denn da ist doch noch etwas dabei. Aber der Neid, der Zorn und desgl. sind so traurige, so milzige Laster, daß man gar nicht begreifen kann, wie man zornig und neidisch und desgl. ist.

Also, für solche Sorgen bin ich zwar sicher; allein ich hab' andere: meine neun Kinder, alle mit Mägen wie Kornsäcke! So was will gefüllt sein. Darum, herzlich geliebte Nachbarn, ist es doch ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben. Auch die Vornehmen haben nicht alle Tage Rebhühner. Und wenn auch Rebhühner aufgetragen werden, oft sind sie ein wenig alt. Mit dem Leben ist's auch so. Wer z. B. eine Wittwe mit Geld heirathet, ißt ein altes Rebhuhn. Und gesetzt, die Rebhühner sind

frisch; gesetzt, sie wären ein Alltagsgericht, was hilft's? Wir würden sie überdrüßig, wie die Kinder Israel das Manna und die Wachteln. Bei Leibgerichten verdirbt man sich am ehesten den Magen.

Kurz, wir füttern Alle durch die Bank den Tod, wenn wir essen und trinken, wir mögen nun dick oder dünn sein. Von den ausgewachsenen Bäuchen der Landpfleger könnte es heißen: „sie sind übertünchte Gräber"; die Leibgerichte aber der Vornehmen könnte man am füglichsten nennen: „der Tod in Töpfen"!" Und wie oft kommt uns was in die Quere bei Tisch, und wär' es auch nur eine Gräte! Da verbrennt sich der Kleine den Mund und Trinchen kriegt's in die unrechte Kehle!

Selten ist eine Hochzeit, wo nicht was Trauriges sich zuträgt. Wenn man lustig ist — wie oft hat da der Teufel sein Spiel und streicht die Violine zum Tanz. Wo getrunken wird, werden Gläser zerbrochen. Auch wißt ihr es wohl, wie es den Hiobskindern ging, da sie recht fröhlich und guter Dinge waren. Ja, man kann ordentlich zu viel auf einmal leben, wie man zuviel auf einmal essen und trinken kann. Und wie viele überleben sich selbst?

Dies Alles zusammengenommen, was meint ihr? Das Leben ist zwar eine Mahlzeit, aber so für's Haus, so aus der Hand in den Mund. Man kann nicht eben Jemand darauf einladen. Man soll sich auch das Leben nicht gar zu süß machen; sonst mögen wir gar nicht sterben und vergessen es, dem lieben Gott zu danken, wie für das Leben, so für den Tod. Wer recht müde ist, legt sich lieber, als daß er essen und trinken sollte. Der hört die Kugel nicht, den sie trifft; der sieht den Blitz nicht, den er erschlägt. Ich glaube, es hat noch kein Mensch recht gewußt, wann er stürbe — weg sind wir! Der Tod ist, die Sache bei Licht genommen, eben so ein Werk der lieben gütigen Natur als das Leben, und der Schlaf eben so gut als das Essen. Wer nicht schlafen kann, kann auch nicht essen; allein, wenn es möglich wäre, daß Jemand immer schlafen könnte, so würd' er nicht essen dürfen.

Wollt ihr die Sache ins Reine haben, denkt euch die Jugend als Frühstück, die Jünglingsjahre als Mittag, die männlichen als Vesperkost, das Alter als Abendbrot. Da ließe sich viel, besonders beim Mittag, anbringen; allein, denkt der Sache selber nach und — fasse Jeder in seinen Busen.

Laßt uns, l. Fr., nicht zu viel essen, damit wir sanft schlafen können. Man sitzt höchstens eine Stunde am Tisch. Wer schläft aber nicht gerne seine sieben Stunden?

Manche Blüthe, die schon angesetzt hat, fällt ab, weil ein böser Junge, indem er nach einem Vogel wirft, die kernfrische Blüthe trifft. Viele vergeuden ihre Jugendkräfte und sind Lebensdurchbringer. Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen. Sorget nicht für den andern Morgen; sonst verliert ihr den heutigen und den folgenden Tag. Und wer weiß, ist nicht der Tag, da ihr am meisten für den folgenden sorget, euer jüngster, euer letzter Tag! —

Hiermit verlassen wir dieses Grab. Gewiß, Freunde, ein merkwürdiges Grab! Hier ruhet ein Mädchen aus fremden Landen. Ende gut, Alles gut. Sonst wäre noch manches und mancherlei davon zu sagen. Doch sie ist todt. Unsere Seligtodte war ein reisendes Mädchen. Da hätte ich auch das Leben mit einer Reise vergleichen können. Nun — all' ihr lieben, heiligen Zugvögel, Nachtigall, Lerche und Schwalbe — setzt euch auf dies Grab, wär's auch nur, weil Christenleute Minen das Geleit gegeben und an ihre Brust geschlagen und gebetet:

Was ich gelebet habe, decke zu;
Was ich noch leben soll, regiere du.

Und nun — laßt uns schließlich allerseits auf unsere Kniee fallen, um ein gläubiges und andächtiges Vaterunser zu beten. Ihr wißt wohl, wie ich mich ärgere, wenn ihr Leutchen erst eure Beine ansehet, eh' ihr hinkniet, als wenn ihr von ihnen Erlaubniß bätet. Wozu die Umstände! Ich hab' doch auch ein Ehrenröckchen an

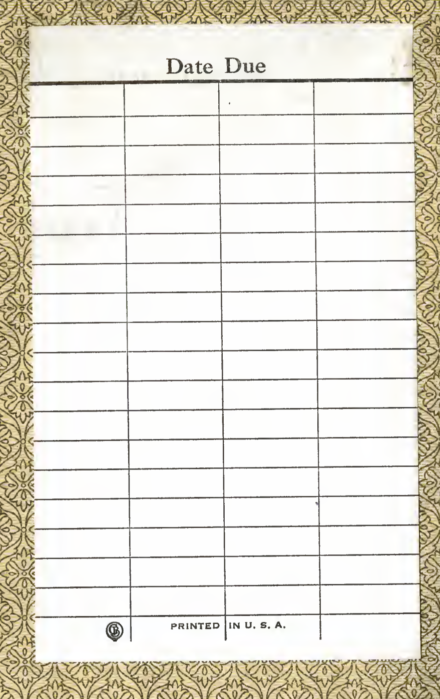
aber ich fall, mir nichts dir nichts, nieder wie ein Stück Holz, und meine Martha auch so, wenn auch am Kleid oder Schürz' ein Fleck bleibt. Kinderchens, ist's doch kein Fettfleck. Er bleibe, dieses Grabzeichen; eine schöne Erinnerung: „Mensch, du bist Erde — bedenke das Ende!" Betet also, als betetet ihr zum letztenmale ein stilles Vaterunser. Amen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

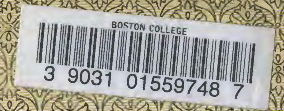








Date Due
PRINTED IN U. S. A.


BOSTON COLLEGE
3 9031 01559748 7

